

Kapitel 1, Gunlaug

Seine Stiefel sanken in den matschigen Boden, während Gunlaug einen festen Stand einnahm und von dem Jungen vor ihm dasselbe erwartete. Der gerade versiegte Regen tropfte von seinen schwarzen Haaren herunter und fiel in die Pfütze vor ihm.

»Muss das gerade jetzt sein?«, fragte der Junge etwas mürrisch und versteckte sich hinter dem Schild.

Gunlaug griff nach dem Rand des Schildes und zog ihn zu sich, sodass der Junge den Arm ausstreckte. »So benutzt du einen Schild, Gartmund. Halte ihn nicht dicht am Körper, sondern strecke ihn deinem Gegner entgegen. Damit schirmst du dich besser ab. Und ja, das muss jetzt sein. Wenn du schon die Zeit und Kraft hast, im Regen durch die Wälder zu rennen, dann kannst du auch anfangen, zu lernen, mit dem Schild und dem Schwert umzugehen. Deine Mutter schaut zu. Sie will sehen, dass du deine Energie in etwas Sinnvolles steckst.«

Gartmund blickte zu seiner Mutter Hedwinna, die auf einer Bank am Gut saß. Sie war in einen roten Mantel und einen weißen, seidenen Schal gekleidet, hinter dem sie die beiden beobachtete. Er atmete durch und hielt den Schild wieder dicht am Körper.

Gunlaug beugte sich zu ihm herunter. »Hier, schau.« Mit der bloßen Hand fasste er die Klinge seines Schwertes an. »Siehst du, nicht einmal scharf. Da kann nichts passieren. Ich habe gesehen, wie du mit einem Holzschwert durch das Dickicht rennst und alles niederschlägst, was sich dir in deiner Vorstellung entgegenstellt. Das ist nur eine einfache Übung. Weiter nichts. Schon bald kannst du deinem Vater

zeigen, was du kannst und er wird stolz auf dich sein.«
Der Junge wischte sich eine Strähne aus den Augen und nahm eine Kampfhaltung an. Dabei gab der Boden schmatzende Geräusche von sich. *Plunk*. Gunlaug schlug zuerst auf den Schild, darauf folgte Gartmunds zögerlicher Gegenschlag. Wieder teilte Gunlaug aus und Gartmund hieb nach. Spürte er etwa mehr Entschlossenheit? Beim nächsten Hieb machte Gunlaug einen leichten Schritt zur Seite. Ganz von selbst folgte ihm der Junge. So tauschten sie Hieb um Hieb, legten immer mehr Kraft in ihre Angriffe. Dumpf schlugen die Klingen auf die Schilde, während sich die beiden Kämpfer im Kreis drehten. Gartmund blickte grimmiger drein. Vielleicht erschöpfte ihn das Training, vielleicht erwachte in ihm auch der Kampfgeist.

Da wurde Gunlaug schon der Arm müde, doch Gartmund schien erst richtig in Fahrt zu kommen.

»Das reicht!«, hörte er Hedwinna rufen. Beide stoppten sofort. Den Rock leicht hebend kam sie auf sie zu und stellte sich neben ihren Sohn. Mit der Hand streichelte sie ihm über den Kopf. »Er ist ganz durchnässt. Nicht, dass er noch erkrankt oder vor Erschöpfung umfällt.«

»Ich weiß nicht«, sagte Gunlaug und legte den Schild ab. »Er hat die Kraft seines Vaters. Und das Blut seines Großvaters fließt stark in seinen Adern.« Er zwinkerte ihm zu. Gartmund bedankte sich mit einem stolzen Lächeln.

Behutsam nahm Hedwinna ihrem Sohn Schild und Schwert ab.

»Das ist schön. Jedoch wünschte ich mir, das Kampfhandwerk würde ihn noch nichts angehen und er könnte noch eine Weile Kind bleiben. Diese Waffen passen noch nicht zu ihm.«

»Je früher er übt, desto leichter wird er es als Mann

haben.« Und dann an Gartmund gerichtet: »In deinem Alter hatte mich dein Großvater schon in ein Kettenhemd gesteckt. Ich konnte reiten und einen Speer schleudern. Nun bin ich fast so stark wie dein Vater!«

»Aber nicht so stark wie mein Vater?«, fragte Gartmund.

Gunlaug wiegelte ab. »Niemand ist so stark wie dein Vater.«

»Nun, jemand möchte ihn sprechen.« Der Altknecht war neben sie getreten. Ein ältlicher Mann mit Halbglatze, roter Nase und vernarbter Wange. Ein dicker Bauch wölbte sich unter dem Mantel. Er sprach direkt zu Gunlaug: »Jedoch glaube ich, dass Ihr ihn zuerst anhören solltet.«

Gunlaug wunderte sich. »Wieso? Das sind Angelegenheiten der Hofverwaltung, nicht des Gefolges.«

»Ja, ähm ... sagen wir, es ist eine Familienangelegenheit.«

Gunlaug horchte auf und Hedwinna seufzte. Nur der kleine Gartmund schien nicht zu verstehen und blickte zwischen den dreien hin und her.

»Da ist ein junger Mann«, fuhr der Altknecht fort, »der von sich behauptet –«

»Ein Sohn des Cherus' zu sein?«, unterbrach ihn Gunlaug.

Der Altknecht nickte. »Er kann natürlich keine Beweise vorbringen, besteht jedoch darauf, von Eurem Vorfahren abzustammen. Darum möchte er in das Gefolge des Königs aufgenommen werden. Er wirkt sehr entschlossen und lässt sich nicht umstimmen.«

Gunlaug atmete hörbar aus. »Ja, es war gut, damit zuerst zu mir zu kommen. Ich schaue mir den Knaben mal an.«

»Danke«, sagte der Altknecht und drehte sich um. Gemeinsam gingen sie die Palisade entlang auf das hölzerne Torgebäude zu. Ein paar Wachen mit Speeren standen dort um einen jungen

Mann herum, der mit den Armen verschränkt auf und ab ging.

»Hedwinna.« Gunlaug stellte gerade fest, dass sie ihnen folgte, mit Gartmund an der Hand. »Ich kann das alleine regeln. Gehe mit deinem Sohn hinein.«

»Vielleicht kann ein freundliches weibliches Gesicht erhitzte Männergemüter beruhigen«, warf sie ein. »Ich bin aber auch ein bisschen neugierig und will mir einen Eindruck verschaffen.«

»Neugierig auf junge Männer? Dein Mann sollte davon besser nichts erfahren.«

Sie lachte klar und ungezwungen. »Darum braucht er sich keine Sorgen zu machen. Sieh ihn dir an, er ist fast noch ein Knabe. Ein guter Grund, ihn zur Umkehr zu bewegen.«

Er war tatsächlich noch ein Jüngling, kaum achtzehn, vielleicht gerade mal sechzehn Jahre alt.

Als sie am Tor ankamen, hielt der Knabe und schaute sie erwartungsvoll an. Er wartete auf irgendetwas. Gunlaug konnte ihn genauer in Augenschein nehmen. Seine schulterlangen, dunklen Haare waren vor dem vorbeigezogenen Regen durch einen Mantel geschützt. Die breite Nase und der starke Kiefer kamen Gunlaug irgendwie bekannt vor. *Er sieht jemandem ähnlich, vielleicht kenne ich einen Verwandten von ihm? Ich werde ihn fragen. Ein Sohn des Cherus' ist er auf jeden Fall nicht.*

»Seid Ihr König Hartried, gewähltes Oberhaupt der Merowa?«, fragte der Knabe schließlich in einem geschwollenen Tonfall. Gunlaug lachte. »Nein, nein. Der König spürt nicht, wenn so ein Irgendwer nach ihm verlangt. Da musst du schon mit seinem Bruder Gunlaug vorliebnehmen.«

Da hellte sich das Gesicht des Knaben auf, die Haltung

entspannte sich. »Noch ein Sohn des Gotthelden! Verzeiht mir, dass ich Euch nicht sogleich erkannt habe. Wir sind schließlich ja nur Halbbrüder, richtig? Es ist unseren Müttern aus unterschiedlichen Geschlechtern zu verdanken, dass wir beide uns nicht sehr ähnlich sehen.«

Wir sehen uns gar nicht ähnlich. Aber der Knabe war wirklich davon überzeugt. Wie bei den anderen zuvor auch, würden sie ihn enttäuschen müssen. »Sag mir«, fragte nun Hedwinna, »wie ist dein Name? Aus welchem Stamm kommst du, aus welchem Geschlecht?«

»Dodstied ruft man mich, vom Stamme der Hordra, Geschlecht der Uldwar.«

»Uldwar?«, entfuhr es Gunlaug. Er erinnerte sich. »Ich kannte mal einen Uldwar, namens ... Er war ein bäriger Mann, stark, aber freundlich und immer zu einem Scherz aufgelegt. Wie hieß er noch gleich ...« Er tippte sich mit dem Finger auf das Kinn.

»Klingt nach meinem Großvater Godstied.«

»Richtig! Ein guter Mann, sehr beliebt, sehr verlässlich. Wie geht es ihm?«

»Die Zeit hat ihn eingeholt«, antwortete Dodstied. »Wir haben vor zwei Jahren seinen Leichnam verbrannt und seine Seele auf die Reise geschickt.«

»Oh, das tut mir leid.«

Dodstied schüttelte den Kopf. »Er hatte ein gutes Leben geführt und nur das Alter konnte ihn besiegen. Wir sind uns sicher, seine Seele wird an einen besseren Ort gelangen. Das ganze Geschlecht kam zum Scheiterhaufen und warf ins Feuer, was es aufbringen konnte. Er wird seinen Nutzen dafür haben.«

»Ich wünsche es ihm«, meinte Gunlaug. Es trat eine Pause des Schweigens ein. Gunlaug suchte nach Worten und einem Gesprächsgegenstand. Da bemerkte er Dodstieds Reittier, das vor dem Torhaus angebunden stand. »Das ist ja mal ein prächtiger Bursche.«

Er stellte sich neben den dunkelbraunen Hirsch und betrachtete ihn mit Bewunderung. Die Schultern überragten ihn, und Gunlaug war kein kleiner Mann. Die Brust des Tieres war breit und mächtig und das Geweih kam ihm so verzweigt und stämmig vor wie eine ausgewachsene Eiche. Gunlaug fasste das Tier am Zaumzeug und zog den Kopf zu sich hinunter, um ihm in die Augen zu schauen. Es ließ sich ohne Probleme anfassen, was auf ein gutes Temperament hinwies.

»Er ist mein ganzer Stolz«, bemerkte Dodstied. »Aber können wir zu meinem Anliegen kommen? Ich bin ein Sohn des Cherus wie Ihr. Deswegen möchte ich in das Gefolge des Königs aufgenommen werden. Meine göttliche Abstammung verschafft mir dieses Anrecht.«

Gunlaug seufzte innerlich. Er hätte sich lieber mit dem Tier befasst. »Sag, wie alt bist du?«

»Siebzehn.«

»Ich kann mich nicht erinnern, dass Cherus vor siebzehn Jahren irgendetwas mit den Uldwar zu tun hatte.«

»Aber es ist wahr!« Der Ton des Knaben bekam etwas Weinerliches. »Ich bin ein Sohn des Cherus! Meine Mutter traf ihn vor siebzehn Jahren und sie zeugten mich, einen halbgöttlichen Sohn, bevor er verschwand. Ich kann meine Kraft unter Beweis stellen, ich habe mich bisher jedem Duell gestellt und immer den Sieg davongetragen.«

»Das ist ... bewundernswert, aber noch lange kein Beweis

dafür, dass ein Gott dein Vater ist.«

Dodstied ging um den Hirsch herum und nahm einen langen Schild vom Gepäck. »Ich bin bereit, mich jederzeit zu beweisen.«

Hedwinna trat dazwischen. »Dodstied vom Geschlecht der Uldwar, niemand zweifelt an Ihren Fähigkeiten. Jedoch müsst Ihr verstehen, dass Ihr nicht der erste selbstbewusste Jüngling seid, der am Hofe des Königs auftaucht und verlangt, aufgrund seiner Abstammung in das Gefolge meines Mannes aufgenommen zu werden. Das passiert fast jeden Monat. Und jeden Monat schicken wir einen enttäuschten Jüngling weg. Manche geben auf, nachdem mein Mann sie abgewiesen hat, andere gehen so weit, ein Duell zu fordern, und werden von einem ganz und gar sterblichen Gefolgsmann im Duell besiegt. Ihr werdet Euch glücklich schätzen können, sollten wir Euch nur ein paar Schilde zertrümmern; Ihr könntet ebenso eine Hand verlieren. Um Euer selbst Willen, lasst davon ab. Wenn Ihr es zum Kampf kommen lasst, werdet Ihr Euch selbst und Eurem Geschlecht nur noch mehr Kummer bereiten.«

Dodstied senkte den Blick und ließ die Schultern hängen. Gunlaug begann sich bereits zu entspannen und sah die Situation als entschärft an. Gut, dass Hedwinna anwesend war. Sie hatte so eine Art, was ihr auf dem Herzen lag, sachlich auszudrücken. Damit hatte sie schon einige Hitzköpfe zur Vernunft gebracht.

»Es tut mir wirklich leid ... dass Ihnen diese Jünglinge solchen Ärger bereitet haben. Gerade deswegen wird es wahrscheinlich nicht anders gehen. Ich verspreche, mit Ihren Gefolgsmännern sachte umzugehen. Sollte es wirklich so viele Hochstapler geben, bleibt keine andere Möglichkeit, meine

Abstammung unter Beweis zu stellen. Ich hoffe, dass Ihr das verzeihen könnt.«

Gunlaug schüttelte den Kopf. »Jetzt geht das wieder los ...« Hedwinna jedoch trat an ihn heran und legte ihm ihre Hand auf die Schulter. »Das wird nicht gut ausgehen, Dodstied. Lasst es bleiben. Bitte.«

Sie sah ihn beschwörend an, ohne dabei ihre Würde als Königin zu verlieren. Doch es schien das Herz des Jünglings nicht zu erweichen. Er nahm ihre Hand von seiner Schulter und schritt an ihr vorbei auf den Hof zu.

»Ich bin ein Sohn des Cherus! Des Gotthelden, der die Stämme vereinte, des gerechten, gütigen Gottes des Krieges! Der Monster erschlägt und Frieden zwischen den Völkern stiftet! Dessen Lanze niemals bricht, dessen Pferd Fleisch frisst und der die Armeen der Untoten zerschlug! Jeder, der das anzweifelt, darf mich herausfordern und von meinem halbgöttlichen Arm erschlagen werden!«

Eine Menge an höfischen Frauen und Gefolgsmännern hatte sich im Hof versammelt und schaute Dodstied ausdruckslos an. Sie kannten das Schauspiel. Gunlaug trat neben ihn und rief: »Geht wieder zurück, tut, was auch immer ihr zuvor getan habt. Es wird zu keinem Duell kommen.«

»Weil ihr alle Memmen seid!« Dodstied ging nun langsam vor den Zuschauern auf und ab. »Weil der Name meines Vaters euch in Angst und Schrecken versetzt und ihr nur zu gut wisst, wie stark er war und dass allein ein halber Gott wie ich ausreicht, um all eure Schilde zu brechen.«

»Geh nach Hause!«, schallte es aus der Menge. Gelächter folgte.

»Macht ihr euch über mich lustig?« Dodstied zog sein Schwert

und richtete die Spitze auf die Zuschauer. »Wollt ihr erfahren, wie es ist, von einem Halbgott erschlagen zu werden? Das können wir arrangieren. Ich werde meine Abstammung bis zum Tode verteidigen.«

»Das ist ehrbar.« Alle Köpfe wandten sich zum Haupthaus. Der König der Stämme selbst lehnte dort an der Wand. Mit scharfem Blick fixierte er Dodstied und fuhr sich über den Bart. Er trug ein purpurnes Gewand und auf dem Haupt ein silbern funkelndes Diadem. »Aber unsinnig. Niemand zwingt dich, für eine Blutlinie zu kämpfen, die nicht deine ist. Du solltest wirklich wieder nach Hause gehen. Hier gibt es nichts für dich zu gewinnen.«

»Junge«, sprach Gunlaug leise, »wähle deine Worte jetzt weise.«

»Es ehrt mich ...«, begann Dodstied.

»Gut«, kommentierte Gunlaug.

»Dass Ihr selbst mit mir sprecht, Hartried, König der vereinten Stämme, ältester Sohn des Cherus ...«

»Sehr gut«, meinte Gunlaug.

»Aber ...«

»Bitte nicht.«

»Ich werde nicht unverrichteter Dinge abreisen! Mir gebührt ein Platz in Eurem Gefolge, wenn nicht sogar mehr!«

Gunlaug atmete hörbar aus. Mittlerweile hatte sich Hedwinna mit ihrem Sohn an der Hand zu Hartried begeben. Sein Blick verfinsterte sich und er flüsterte ihr etwas zurück. Dann gingen Hedwinna und Gartmund hinein. Gunlaug schwante Übles. Hartried kam zu ihnen und zeigte auf das Diadem, das von Nahem noch heller funkelte. »Die Zwerge schenken Cherus dieses Diadem als Dank für den Schutz, den er ihnen in

seinem Reich bot. Es erlaubt mir, weit über die Länder zu schauen und auch in die Menschen hinein, um mir Einblick in ihr Wesen zu verschaffen. Und weißt du, was ich sehe? Du bist nur ein Sterblicher und wirst an dem Selbstwertgefühl zugrunde gehen, das eine Lüge aufgebauscht hat. Da ist nichts Göttliches an dir, außer du hältst jedes Fleisch für göttlich.«

Hartried drehte sich gerade um, da richtete Dodstied die Schwertspitze auf ihn. »Ob König oder nicht, das lasse ich mir nicht bieten. Wenn es sein muss, trete ich selbst gegen Euch an, Sohn unseres gemeinsamen Vaters.«

Ein Raunen ging durch die Menge. Gunlaug schlug die Hände über den Kopf.

»Kennst du ihn?«, fragte Hartried.

»Wen?«

»Unseren gemeinsamen Vater.« Er wandte sich wieder Dodstied zu und da der Jüngling nicht antwortete, schien er sich Zeit zu nehmen, dessen Wesen zu ergründen. »Cherus. Kennst du den Namen, den er trug, bevor er sich als Gott zu erkennen gab? Nein? Ich erinnere mich. Du sprichst in so hohen Tönen von ihm. Doch ich brauche mein Diadem nicht, um herauszuhören, dass er für dich nur eine Legende ist. Hm ... dein Vater ... ich sehe ihn nicht. Wahrscheinlich bist du nur ein Bankert, den deine Familie loswerden will. Deswegen bläuten sie dir ein, ein Gott habe deine Schlampe von Mutter geschwängert. Davon gibt es mehr, als mir lieb ist.«

Dodstied stand der Mund so weit offen wie das Tor zum Hof. Gunlaug wollte ihn gerade festhalten, um ihn von dummen Fehlern abzuhalten. Da schlug er die Hand schon weg und forderte Hartried auf: »Auf dem Schlachthirsch!«

»Drei Schilde!«, antwortete Hartried und damit war es abgemacht.

Gunlaug streifte Hartried das Kettenhemd über, überreichte ihm den Spangenhelm und dann Schild und Speer.

»Ein prächtiger Schlachthirsch«, kommentierte Gunlaug, während er zu Dodstied herüberschaute. Dieser zog sich ebenso ein Kettenhemd über und schwang sich danach auf sein Tier. »Und gut ausgestattet ist er auch. Vielleicht ist seine Familie wirklich davon überzeugt, dass er ein Sohn des Cherus ist. Allein bringt so ein Jüngling nicht diese Ausrüstung auf und kommt auch gleich mit einem Schlachthirsch hierher. Du überlegst es dir nicht noch mal, oder?«

Trotz seines vorangeschrittenen Alters gelangte Hartried ebenso elegant auf seinen Schlachthirsch. »Wir haben das schon zu weit getrieben. Das muss aufhören, Gunlaug. So gut wie jeden Monat kommt mindestens einer zu uns und verlangt, als Sohn des Cherus anerkannt zu werden. Als ob die jemand zu uns schickt. Dieser hier ist besonders von sich eingenommen. Ich habe keine Skrupel, an ihm ein Exempel zu statuieren. Es gibt schon genug von unserer Sorte, da muss das Land nicht noch von Nachahmern geflutet werden.«

»Wird er wenigstens mit dem Leben davonkommen?«

»Mal sehen. Hedwinna?«

Die Königin war ohne ihren Sohn in den Hof zurückgekehrt. Sie schaute den Jüngling noch wehmütig an und hob dann den Kopf zu ihrem Gemahl. »Ja?«

»Das nächste Mal bleibt Gartmund hier. Er ist alt genug.«

»Wir sollten hoffen«, erwiderte sie, »dass es kein nächstes

Mal geben wird. Oder nicht?«

Er sah sie nur an und setzte das Tier in Bewegung. Gunlaug schob sie sanft vom Platz. Die Hirsche senkten bereits ihre Geweihe, scharrten mit den Hufen und schnaubten.

Gefolgsmänner traten ihnen zur Seite, beide hielten je zwei Schilde. Ihre Reiter wirkten wie an die Tiere geschmiedet, so fest saßen sie auf deren Rücken, so starr blickten sie auf ihren Gegner. Ein Gefolgsmann trat zwischen sie. Er blies ins Horn und sprang aus dem Weg. Die Hirsche rasten aufeinander zu.

Es schallte über den Hof, als die Geweihe aufeinanderprallten und sich ineinander verkeilten. Die Tiere prusteten und stampften auf den Boden, während ihr gewaltiger Kopfschmuck krachte. Sie versuchten sich beide fortzuschieben, doch schienen sie gleich auf an Kraft zu sein.

Auf ihren Rücken trug sich ein anderer Kampf zu: Beide Recken konnten sich nach dem Zusammenstoß im Sattel halten. Beide hieben mit den Speeren nach dem anderen. Holz splitterte, als Hartrieds Speer in Dodstieds Schild drang und zur anderen Seite herausstach. Dodstieds Hieb hingegen prallte wirkungslos ab.

Dodstied riss heftig an den Zügeln und drehte seinen Hirsch um. »Einen Schild!«, rief er und warf das unnütze Stück Holz an seinem Arm fort. Ein Gefolgsmann war sofort herbeigeeilt. Auch Hartried nahm wieder Abstand, zog sein Schwert und wartete darauf, dass Dodstied sich den Schild um den Unterarm band.

Dodstieds Hirsch konnte kaum ein paar Schritte laufen, da krachte es wieder. Er wurde über den Hof gedrängt, bis er

festen Stand fand und dagegenhielt.

Ein Hieb mit dem Schwert, ein gebrochener Schild. Dodstied musste unter dem nächsten Angriff wegtauchen und sein Tier hastig von seinem Zweikampf losreißen. Sofort kam der Gefolgsmann mit dem letzten Schild angerannt.

Ihm blieb keine Pause. Hartried spornte seinen Hirsch zum Finale an. Auf den Zusammenstoß der Geweihe folgte ein dumpfes Klatschen; der schnelle Angriff hatte Dodstieds Hirsch zu Boden gedrückt. Das Tier kniete auf den Vorderbeinen, als wolle es schon um Gnade betteln.

Hartried war nun oberhalb von Dodstied, von oben sauste sein Schwert hernieder. Das Schild warf sich noch gerade dazwischen.

Dann barst es. Dodstied rutschte seitlich zu Boden und fiel mit der Schulter in den Dreck. Trotz der klaffenden Wunde unter dem Helm, aus der das Blut ihm ins Gesicht floss, richtete er sich auf. Dodstied torkelte ein paar Schritte über den Hof. Die Menge stand wie versteinert, selbst Gunlaug wagte nicht, einzugreifen oder ihm zu Hilfe zu eilen. Das war Teil des Schauspiels, Teil des Duells. Gleich war es vorbei. Während sein Hirsch zu Boden geworfen wurde, machte Dodstied ein paar unbeholfene Schritte, bis seine Beine ihn nicht mehr trugen und er in den Matsch fiel.

Hartried riss seinen Hirsch von Dodstieds niedergeworfenem Tier los und ritt zur Mitte des Hofes. Gefolgsmänner eilten zu ihm, nahmen ihm Schild und Helm ab. Andere zogen gemeinsam am Zaumzeug des herrenlosen Hirsches, um ihn in den Stall zu bringen. Das Tier war unterwürfig geworden.

»Die Uldwar sollen wissen«, verkündete Hartried, »dass Dodstied tapfer gekämpft hat. Wir werden ihn heute Abend mit

allem, was er bei sich trug, verbrennen und seine Seele auf die Reise schicken.«

Zustimmendes Gemurmel, die Menge zerstob allmählich.

Hedwinna und Gunlaug traten an Hartried heran. Sein Atem ging gleichmäßig, ruhig. Er blickte auf den Leichnam und Gunlaug glaubte, eine Spur Traurigkeit darin sehen zu können. Dann versteinerte sein Ausdruck geradezu. In dem Moment wünschte Gunlaug sich das zwergengeschmiedete Diadem, um in ihn hineinschauen zu können.

Kapitel 2, Simund

Die Schlinge hatte sich bereits fest um den Hals der Drossel gezogen. Das erbarmungswürdige Tier lief den Ast rauf und runter, verlor Halt und drohte, sich ganz aufzuhängen. Sie rettete sich, indem sie mit den Flügeln schlug und sich für ein paar Sekunden in der Luft hielt. Sie wollte davonfliegen, in die Luft aufsteigen und sich befreien; die Schlinge aber zog sich noch enger um den schlanken Vogelhals und zog sie wieder auf den Ast, nur um weiter mit den Flügeln zu schlagen und nicht zu wissen, wie sie ihrem Schicksal entgehen könnte. Wohin auch immer die Drossel sich wandte, die Schlinge war da, ihre Flucht zu vereiteln. Simund stand daneben, sah in die ausdruckslosen, schwarzen Augen des Vogels. Sie flehte ihn nicht um Mitleid an oder schimpfte auf ihn, den Fallensteller, sondern zirpte nur hin und wieder. Da er nicht die Sprache der Vögel beherrschte, hörte es sich wie das Zirpen jeder anderen Drossel an. Keine Panik, keine Angst lag in dem hohen Zwitschern. Nur das heftige, vergebliche Flügelschlagen, die kurzen Stöße in die Luft, augenblicklich von der unbarmherzig ziehenden Schlinge unterbrochen, und das darauffolgende zwecklose Herumrennen zeugten von dem Willen des Tieres, sich seinem Schicksal nicht beugen zu wollen.

Simund trat näher an die Dohne heran und berührte den Ast, an dem die Schlinge gebunden war. Seine Hand bekam die Schnur zu fassen, zog die Drossel zu sich und packte an den wild flatternden Flügeln vorbei den Hals des Vogels. Die andere griff den Körper. Simund fühlte die Drossel sich sträuben und wehren, spürte den Überlebenskampf in den eigenen Gliedern.

Ein kurzer Ruck und die Drossel war erlöst.

Das Tier konnte ihm noch nicht einmal leidtun. Es war auf eine simple Falle hereingefallen. Die Drossel wollte von den Beeren naschen und als sie sich zum Picken hinabbeugte, legte sie sich selbst die Schlinge um. Simund hatte mehrere solcher Dohnen im Wald aufgestellt. Manche unangetastet, an anderen hatte sich augenscheinlich ein Tier sattgefressen, ohne dass ihm etwas widerfuhr; Simund fand den Beerenstrauch abgenagt vor, die Schlinge leer.

Als er heute Morgen auszog, um nach den Fallen zu sehen, hätte er nicht erwartet, einem der Tiere den Todeskampf zu erleichtern. Deswegen war er hier, anders hätte es nicht sein können. Er tat seine Pflicht, dachte er sich. Deswegen gab es nichts zu empfinden.

Simund nahm ein Messer vom Gürtel, löste die Schlinge vom Hals und sackte den Fang ein. Nachdem er den Beutel in seinem Mantel verschwinden ließ, nahm er einen neuen Faden zur Hand und band sie an den Ast über dem Beerenstrauch. Mit dem guten Gefühl, ein ordentliches Mahl gefangen zu haben, machte er sich auf den Rückweg durch den Wald.

Simund schob ein paar Sträucher zur Seite. Die kleine Hütte kam auf der Lichtung zum Vorschein, so wie er sie verlassen hatte. In dem Stall standen die beiden Pferde und schauten zu ihm rüber, als hätten sie auf ihn gewartet.

Simund ging um die weiß gestrichene Fassade der Hütte herum. Die Tür war offen. Nicht so, wie er sie verlassen hatte.

Melinde? Innerlich fuhr er auf. Simund blickte sich um und lauschte. Er hörte die Pferde im Stall treten und ein kurzes Schnauben ausstoßen. Die Vögel zwitscherten in ihren

Baumkronen, von niemandem aufgeschreckt. Der Wald präsentierte ihm die gewohnte Geräuschkulisse und auch aus der Hütte vernahm er kein Geräusch.

So etwas macht sie doch sonst nicht, einfach so in den Wald zu spazieren. Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Ich sollte behutsam vorgehen!

Simund spähte in den Wald hinein und fand nichts zwischen den dicht gereihten Bäumen, die ihm wie moosbewachsene Palisaden den Blick versperrten. Keine Spur von Melinde.

Er tastete an seinen Gürtel und verfluchte sich augenblicklich, nur das Messer mitgenommen zu haben. Er zog es und bewegte sich so leise wie möglich zur Tür.

Bevor Simund einen Blick in die Hütte warf, lauschte er. *Nichts. Sollte ich rufen? Vielleicht schläft sie nur ... Aber wieso ist dann die Tür offen? Wir hatten abgemacht, dass sie geschlossen bleibt.*

Er machte einen geräuschlosen Schritt auf die Tür zu, wartete kurz, tat den nächsten und zögerte am Türrahmen. Stille. Nun war er schon so nahe. *Jetzt aber!*

Simund beugte sich in die Tür hinein und sah ... keine Melinde. Er trat hinein und blickte sich genauer um. Ihre wenigen Möbel befanden sich noch alle an ihrem Platz. Die Hocker am kurzen Tisch, der Schrank ungeöffnet an der Wand. Das Geschirr lag aufgeräumt neben dem Herd. Die Schlaflager wie frisch gemacht und verlassen. Simund schloss die Tür hinter sich bis zum Spalt.

»Schwester?« Danach lauter: »Schwester!«

Keine Antwort, keine Spur, keine Melinde. Er ging wieder hinaus, untersuchte den Boden um die Hütte herum. Es schien zu keinem Kampf gekommen zu sein, innen war alles an seinem

Platz, hier draußen fehlte es an Fußspuren.

Sie hätte sich gewehrt, da bin ich mir vollkommen sicher.

Wenn ihr irgendetwas zugestoßen ist, müssten hier überall Zeichen sein.

Ihm blieb nichts anderes übrig, als nach seiner fast blinden Schwester im Wald zu suchen.

»Melinde!«, rief er in den Wald. Nichts. Er machte sich auf den Weg.

»Melinde?!« Simund wartete, hörte nur das Rauschen des Windes durch das Blätterdach. Vorsicht war seiner Meinung nach nicht mehr notwendig; sie waren alleine in diesem Teil des Waldes, niemand versteckte sich, keiner lauerte ihm auf.

Das wollte er jedenfalls glauben. »Meliiiiinde!«

Keine Antwort, keine Spur. Weit konnte das fast blinde Mädchen kaum gekommen sein, nicht ohne ständig über den verwurzelten und unebenen Boden zu stolpern oder in ein Gebüsch zu fallen. Dann fiel ihm ein, dass sie sich eigentlich recht gut in diesem Wald auskannte und nicht so unbeholfen war, wie er immer glaubte. Und was, wenn jemand sie tatsächlich geraubt hatte?

Wir haben nur uns.

»Melinde!« Und dann leiser zu sich: »Verdammt.«

Er kam zu einer kleinen Quelle, die aus einem überwachsenen Felsen heraus plätscherte. Nichts von ihr zu sehen. Das war einer der wenigen Orte, von denen er sich denken konnte, dass sie hier aufzufinden war. Er beugte sich zum Wasser hinunter und nahm einen Schluck. Das Rufen trocknete seine Kehle aus.

Sein nächstes Ziel war eine Lichtung. Ein Ort, den sie

mochte, da sie dort die Wärme der Sonne ungehindert durch ein dichtes Blätterdach auf der Haut spüren konnte.

Simund schob ein Gebüsch zur Seite und sah jemanden in der Mitte der Lichtung hocken. Blätter hatten sich auf sie gelegt, als sei das Mädchen Teil des Waldes. Simund erkannte das blonde Haar seiner Schwester und das rote Kleid, das sie gerne trug.

»Melinde!«, stieß er aus und sprang durch das Gebüsch. Er lief auf seine Schwester zu, doch seine ursprüngliche Freude schwand, sein Lauf verlangsamte sich. Was tat sie hier? Wieso reagierte sie nicht? Sie kam ihm komisch vor.

Simund beugte sich zu ihr herunter. Ihre grauen Augen klebten am Himmel, starrten an ihm vorbei. Was sie dort sah? Was sie dort suchte? Er würde es nie verstehen.

»Was machst du hier draußen? Geht es dir gut? Wie lange bist du schon aus dem Haus?«

Ihr Mund bewegte sich, nur die Worte fehlten. Dann bebten ihre Lippen, ein Hauchen drang aus ihrer Kehle. Gepresst sprach sie schließlich: »Die Vögel.«

»Was?«, fragte Simund. Er schaute zum Himmel. Dort waren keine Vögel. »Was ist mit den Vögeln? Ich sehe keine.«

»Das ist nicht gut«, antwortete sie nun mit festerer Stimme.

»Sie sollen mir etwas sagen, jedoch sind sie nicht hier.

Simund!« Sie fasste ihn plötzlich am Arm und sah ihn fest mit ihren fahlen Augen an. »Die Drossel! Gib sie her!«

»Woher weißt du ...« Simund nahm den Beutel aus dem Mantel. Er hatte den Vogel fast vergessen. »Was ist damit?«

»Gib ihn mir! Und dein Messer!«

Da war eine Bestimmtheit in ihrer Aufforderung, der er sich nur schwer widersetzen konnte. Er reichte ihr den Beutel und

sein Messer.

Sie legte den Vogel sogleich vor sich auf den Rücken und hielt die Klinge über den Bauch. Ein kurzes Zögern, dann stieß sie die Spitze in den Drosselleib.

Melinde zog die Klinge zum Kopf, danach zum Schwanz hin, bis der Vogelkörper auseinanderklaffte. Sie schob die Rippen beiseite und pulte mit der Messerspitze die Eingeweide heraus. Der Gestank der Innereien drang zu Simund hinauf.

»Was siehst du?«, fragte er und hielt sich die Nase.

Melinde verteilte ein paar der Eingeweide über den Waldboden. Gras färbte sich rot, um den Vogel bildete sich eine kleine Lache. »Mäuler«, sprach sie. »Und hungrige Bäuche. Nimmersatte Schlünde, die sich rasend ausbreiten.« Sie tastete mit den Fingern das verteilte Innenleben des Vogels ab, fuhr mit der Hand durch das Gras. Schneller, mit sich fast überschlagender Stimme: »Hinter ihnen leere Felder, abgegrast bis auf den nackten Boden. Die Gerippe von unzähligen Herden, ausgebreitet über eine karge Landschaft. Die Mäuler, sie hören nicht auf! Niemand stoppt sie! Sie kommen von ...«

Melinde stoppte. »Ich weiß nicht. Wieso weiß ich es nicht?« Sie legte das Messer zur Seite und hob den Vogel mit beiden Händen. Nachdem sie aufgestanden war, blickte sie auf das tote Tier. Und warf den Vogel in die Luft.

Er schlug mit den Flügeln und flatterte davon. Der noch tot geglaubte Vogel, dem Simund eigenhändig den Hals gebrochen hatte, stieg zum Himmel hinauf.

»In welche Richtung fliegt er?«, fragte Melinde, ohne dass Simund Überraschung in ihrer Stimme wahrnehmen konnte.

»Ähm ... er fliegt Richtung Osten.« Erst langsam begann er zu

realisieren, was gerade geschehen war.

Melinde setzte sich wieder auf den Boden und schlang die Arme um ihre Beine. »Dann werden sie aus dem Osten kommen.«

Kapitel 3, Piasus

Thodius konnte kaum einen Schritt machen, ohne jemanden grüßen zu müssen, als er die Straße hinaufging. Die Sonne stand bereits tief und färbte Villen und Häuser in ein sanftes Rot.

»Danke, dass Ihr unsere Stadt besucht!«

Thodius nickte und lächelte.

»Ihr ehrt die Kolonie mit Eurem Aufenthalt!«

Thodius verbeugte sich.

»Nochmals vielen Dank für die Rede von gestern!« Der Mann kam auf Thodius zu und schüttelte ihm eifrig die Hand. »Ihr habt mit Eurer Anwesenheit etwas vom Glanz unserer Heimat in die Kolonie gebracht! Alle meine Gäste haben sich amüsiert und gleichzeitig etwas zum Nachdenken bekommen. Das Thema war auch sehr spannend. Ich hätte nicht gedacht, dass man dem Pflücken einer Frucht so viel philosophischen Gehalt abgewinnen kann.«

Thodius hielt sich den Bauch und lachte.

»Wann können wir Euch wieder in meiner Versammlung erwarten?«

Thodius fasste ihm an die Schulter und zog ihn näher heran.

»Wann bekommt Ihr wieder eine Lieferung mykerinischen Weines über den Goldsee zugesandt?«

»Schon bald, schon bald! Das Schiff müsste in wenigen Tagen eintreffen. Werdet Ihr uns dann wieder aufsuchen?«

»Wo es Wein gibt, werde ich ihm Respekt zollen!«, sprach Thodius und machte sich wieder auf den Weg. *Jeden Tag Wein, dachte er sich, fast jeden Tag. Sonst beschert er mir fröhliche Stunden. Aber jeden Tag, da wird er mir zur Last. Wer hätte gedacht, dass ein Philosoph der Freude zu sein so*

anstrengend sein könnte?

Da spuckte ihm jemand vor die Füße. »Wegen der Trinkbecher-Philosophen bin ich überhaupt in die Kolonien gekommen!«, sagte ein Mann an Thodius vorbeigehend. »Nun kommt ihr auch noch hierher, um uns zu ruinieren. Verbreitet eure verquerten Lehren und betrunkenen Reden. Ihr kennt keine Philosophie, ihr kennt nur den Rausch.«

»Ich bin ein Philosoph der Freude«, antwortete Thodius, »und so mit Euch zu sprechen bereitet mir keine. Ich muss zum König.«

»Gut!«, rief der Mann. »Vielleicht werden dem Satyr Eure Reden ja zum Verhängnis und er ertränkt sich bei dem Besäufnis. Dann sind wir diesen Tyrannen los!«

Die umstehenden Leute schauten ihn erschrocken an. Den Mann schien es nicht zu kümmern. Er ging einfach seines Weges. Thodius musste ihm Respekt zollen, den König der Stadt auf offener Straße einen Tyrannen zu nennen. Er wünschte ihm innerlich, dass seine Worte ihn nicht den Kopf kosten würden und machte sich auf den Weg. Dem ›Tyrann‹ war er noch einen Besuch schuldig.

Bringen wir es hinter uns. Damit ich hier endlich fertig bin und dieses Schauspiel beenden kann.

Ungestört erreichte er die Außenmauer des kleinen Palastes. Wachen am Eingang zum Grundstück versperrten ihm den Weg. Thodius schaute einen Pfahl empor, an dessen Ende ein Mann hing. Jedenfalls glaubte Thodius einen Mann zu erkennen; die Haut war ihm abgezogen worden. Der Pfahl befand sich auf der anderen Seite der Mauer. Vielleicht hatte ihn Paraxus persönlich dort aufgehängt. Denkbar wäre es.

»Wer seid Ihr?«, fragte eine Wache.

Anscheinend ging sein Ruf noch nicht über die obere Bevölkerungsschicht der Stadt hinaus. Die Wache trug einen bronzen schimmernden Helm mit rotem Federbusch, dazu einen Kürass, Arm- und Beinschienen. Auf dem Schild prangte eine mehrköpfige Seeschlange und in den Händen hielt der Wachmann einen Speer.

»Thodius, der Philosoph der Freude. Darf ich ... fragen, was sich dieser Herr hat zuschulden kommen lassen?« Er zeigte auf den Hautlosen.

»Diebstahl«, antwortete die Wache.

»Ah.« *Na wunderbar. Der König nimmt die Rechtsprechung sehr ernst.* »Nun gut. Ich soll heute beim König Paraxus eine Rede halten.«

Die Wache schaute zu der anderen. Es folgte Schweigen. Dann erschien ein freundliches Gesicht auf dem Palastgrundstück, ein junger Mann mit schwarzen Lockenhaaren winkte neben einer Säule.

»Lasst ihn rein! Er ist als Gast geladen!«

»Sehr wohl«, sprach die Wache und Thodius betrat die Stoa, die die Außenmauer von dem Garten im Inneren trennte.

Itharaxus hieß der junge Heißsporn. Er schüttelte Thodius beim Händedrücken ordentlich durch. »Endlich seid Ihr da! Man wartet schon auf Euch. Die Weinkrüge stehen unangetastet und riechen verführerisch süß, Tablettts mit allerlei Speisen werden bald folgen. Doch zuvor will man Euch zuhören.«

Itharaxus schob ihn sanft nach vorne und sie durchquerten den Säulenhof.

»Ist der König denn heute auch in guter Stimmung?«, fragte Thodius. »Es bereitet mir Freude, dich fröhlich zu sehen. Und ich hörte schon, dass sich einige Anhänger der guten

Philosophie in der Versammlung befinden. Aber ich hörte auch von Paraxus' übler Laune und seiner Veranlagung, diese ungezwungen zum Ausdruck zu bringen.«

Itharaxus blieb stehen und schaute sich um. Er sprach leiser: »Er hält nicht viel von Reden. Ihm gefallen die Gelage, die darauf folgen.«

»Ich verstehe.« Diese Art Mann also. »Soll ich die Rede eher simpel halten? Und welche Themen interessieren den König denn?«

»Der König ist ein einfacher Mann ...« Nochmals um sich blickend und leiser: »Von nicht gerade großem Intellekt. Aber ein Philosoph der Freude, wie Ihr, wird bestimmt ein geeignetes Thema für ihn finden!«

Thodius fragte sich, ob Itharaxus gerade seine Philosophie beleidigt hatte. Vielleicht hatte er den jungen Mann falsch eingeschätzt und er war spitzzüngiger, als er dachte. Kein Grund, sich jetzt darüber Gedanken zu machen. Verdammt, es war ja nicht einmal seine Philosophie!

Sie umrundeten den Garten und traten in die Versammlungshalle der Villa. Eine bunte Schar an hohen Persönlichkeiten hatte es sich auf steinernen Sitzbänken mit Kissen und Kopfstützen gemütlich gemacht; manche saßen aufrecht, andere seitlich und ein paar lagen bereits auf dem Rücken. Vor den Sitzbänken warteten Krüge voll von Wein darauf, endlich ausgetrunken zu werden. Die Gäste trugen allesamt ausladende Gewänder, die über die Schulter geworfen wurden. Manche hatten sich ihrer der Gemütlichkeit wegen schon halb entledigt und zeigten darunter Hemden von einfachem Schnitt, doch gutem Stoff. Oder einen freien Oberkörper, manche ansehnlich, andere benötigten etwas mehr

körperliche Ertüchtigung.

An der gegenüberliegenden Wand erblickte Thodius den König Paraxus auf einem Thron. Im Gegensatz zu den anderen Gästen schien er nicht daran interessiert sich zu entspannen. Er saß aufrecht, den Körper leicht zur Seite geneigt, mit einer Hand am Kinn. Der Umstand, dass der König eine Rüstung in der geselligen Versammlung angelegt hatte, verstärkte diesen Eindruck. *Aha*, dachte sich Thodius, *diese Art von Mann*.

Paraxus trug einen Helm mit Ziegenhörnern, den er in den Nacken geschoben hatte. Daher also die Bezeichnung ›Satyr‹. Paraxus hatte sie bemerkt. Er nahm einen Speer, der am Thron lehnte, und zeigte mit der Spitze auf zwei leere Sitzbänke in seiner Nähe. *Ein Finger hätte sicher gereicht*.

Thodius hatte sich kaum auf die Bank gesetzt, da fragte ihn der König: »Was ist eigentlich ein Philosoph der Freude?« Thodius sprang sogleich auf.

»Haltet Euch kurz«, verlangte Paraxus und legte den Speer zurück.

»Natürlich. Die Philosophie der Freude enthält Lehren, welche den Lustgewinn maximieren. Gleichzeitig vermeidet man jeglichen Schmerz. Sie erklärt auch, warum ein solches Leben das beste und tugendhafteste Leben ist, das ein Mann führen kann.«

»Der klingt ja wie ein Marktschreier, der seine Waren anpreist!«, höhnte Paraxus. »Sag mir, Philosoph, mit welchen Argumenten Eurer Philosophien könnte ich die anderen Stadtstaaten in die Knie zwingen?«

Thodius atmete durch, die nächsten Worte würden entscheidend sein. *Du bist schlauer als er. Du kriegst das hin*. »Wie ich sehe, werter König von Tyon, tragen Sie eine Rüstung. Nicht

nur lässt so eine Rüstung einen imposant erscheinen, ihre hauptsächlichste Funktion ist es, ihren Träger zu schützen.« Paraxus polterte mit der Faust auf die Thronlehne. »Will der Philosoph etwa damit andeuten, dass ich ein Schwächling bin, der keinen Treffer einstecken kann?«

»Der Herr König denkt schon zu weit.« *Und hat wohl die eingestreute Schmeichelei nicht mitbekommen.* »Welchen Nutzen hätte es, wenn Ihnen jemand eine Klinge in den nackten Leib rammt? Sicherlich ist der König ein hervorragender Kämpfer, aber das Schlachtfeld ist ein wüstes Getümmel, bei dem man nicht jeden Angriff abwehren kann. Also, wo liegt der Nutzen eines aufgeschlitzten Bauches? Einer abgehackten Hand? Eines Pfeils im Kopf? Mithilfe von Schmerzen teilt der Körper Euch mit, dass all diese Dinge Euch zum Nachteil gereichen werden, denn es liegt überhaupt kein Nutzen in abgetrennten Gliedmaßen oder gar dem Tod. Außer für Euren Feind.«

Paraxus war still geworden und blickte ihm mit vorgeneigtem Oberkörper an. Thodius schien zu ihm durchzudringen. »Ihr seht mir wie ein König aus, der sich auf dem Schlachtfeld zu behaupten weiß. Sicherlich bereitet Ihnen ein ordentlicher Stoß mit dem Speer in den Leib eines Feindes Freude. Und das ist auch gut so, denn es hat seinen Nutzen. Sieg. Beute. Ruhm. Es nützt Ihnen und damit dem gesamten Stadtstaat Tyon. Deshalb«, Thodius nahm einen Krug auf und hielt ihn in Richtung des Königs, »bin ich ein Philosoph der Freude. Denn alles, was Freude bereitet, ist gut, bringt Glück und Wohlstand.«

Paraxus hob ebenfalls seinen Krug. »Ich verstehe. Ja, ich verstehe sehr gut. Und welchen Nutzen hat der Wein?«

Ha! Es hatte geklappt. Vielleicht hatte er wirklich das Zeug

zum Hofphilosophen. Nur blöd, dass er andere Pläne hatte.

»Er verleiht der Welt eine neue Farbe«, antwortete Thodius.

»Manchmal macht er die Nacht länger, manchmal macht er sie kürzer. Je nachdem, wie man es braucht. Er kann

Freundschaften für einen schließen. Aber Vorsicht! Er kann ebenso Geister des Streites heraufbeschwören.«

»Dann lasst uns beten, dass die bösen Geister der Versammlung fernbleiben. Philosoph, heute sollst du mein Gast sein. Trinken wir auf Tyon!«

»Auf Tyon!«, riefen die Männer und hoben an.

Thodius führte den Krug an die Lippen, ließ aber nur etwas Wein die Kehle hinunterlaufen und setzte sich.

»Ausgezeichnet!«, sprach ihn Itharaxus von der Seite an.

Thodius versuchte sogleich, den Becher aus seinem Sichtfeld zu halten. Er musste nicht sehen, wie wenig der, welcher Wein anpreist, tatsächlich getrunken hatte. »Ihr habt das richtige Maß genau getroffen! Die Leidenschaften des Königs angesprochen, gut verständlich, dabei nicht zu kompliziert, so dass er sich noch selber schlau vorkommt.«

Thodius suchte nach einer Antwort, während er den Becher hinter die Bank stellen wollte. Da prostete ihm der König wieder zu: »Aber das nächste Mal etwas kürzer.«

»Ich werde treffender formulieren«, erwiderte Thodius und erhob den Becher. Er spürte, wie Itharaxus ihn von der Seite anschaute. So nahe konnte er ihm wohl kaum etwas vormachen. Eigentlich hatte er doch Durst und nahm einen Schluck, bis er sich wieder zusammenriss. *Lass das, du hast noch was zu erledigen.*

Ein weiterer Gast betrat die Versammlungshalle, diesmal vom Inneren des Gebäudes aus. Ein kleiner, stämmiger Mann. Erst

als er sich auf eine Bank zwischen den Gästen setzte, fiel Thodius auf, was für Stummelbeine dieser Mann besaß. Die Haare auf dem Kopf waren ihm fast ausgegangen, dafür machte der lange Bart den Verlust wieder wett. Mit übergroßen, behaarten Händen griff er nach einem Krug und schluckte den Wein in wenigen Zügen hinunter.

»Ah«, gab der König von sich, »hast es nicht mehr in der Schmiede ausgehalten?«

»Auch ich habe Durst und je länger ich vor dem Ofen stehe, desto größer wird mein Verlangen nach Wein.« Er stierte den König mit tiefsitzenden Augen an, die eine unnatürliche Gräue zu enthalten schienen. »Und ich hörte, heute wird er fließen.«

»Wer ist das?«, fragte Thodius seinen Nachbarn, ohne den Blick von dem Stummelmann zu wenden.

»Haben Sie nichts von dem Sklaven gehört, den sich Paraxus als Schmied hält?«

»Ja schon, aber nicht, dass er so aussieht. Sag, wurde seine Mutter verflucht oder wieso ist er so falsch gewachsen?«

»Er ist ein Zwerg, aus dem Norden. Dieses Bergmadenvolk.«

Thodius machte ein überraschtes Gesicht. »Ah, verstehe. Richtig, wir sind hier ja viel nördlicher in den Kolonien. Ich werde mich wohl an den Anblick gewöhnen müssen. Gibt es hier mehr davon? Das ist der Erste, der mir jemals begegnet ist.«

»Hier in Tyon jedenfalls nicht«, raunte ihn Itharaxus zu.

»Den ganzen Tag und die ganze Nacht sitzt er in der für ihn eingerichteten Schmiede. Beim Hämmern kann man ihn singen hören in einer Sprache, die kein Mensch versteht, aber dem Metall besondere Eigenschaften verleiht. Seine Schlösser

sind nicht zu knacken, dieser Speer dort neben dem König wird niemals stumpf und hat eine besondere Zauberkraft. Dieser Kürass ist undurchdringlich und wiegt trotzdem so gut wie nichts. Bald hat er die Leibgarde des Königs mit zwergengeschmiedeten Waffen und Rüstungen bestückt, um die uns alle anderen Kolonien und die Menschen in der Heimat beneiden werden! Sollte es zum Kampf mit diesen Feiglingen aus Akleion kommen, werden sie keine Chance gegen die königlichen Truppen haben!«

»Sagenhaft!«, gab Thodius von sich, so gut geschauspielert, wie er nur konnte. Denn im Inneren grübelte er: *Wir hatten keine Ahnung! Ja, er hörte Gerüchte über einen talentierten Schmied, der für den König arbeitet. Aber wenn Itharaxus nicht übertreibt, ist Paraxus auf dem Schlachtfeld ein gefährlicherer Gegner, als wir erwartet hatten. Ich muss heute Erfolg haben!*

Kapitel 4, Piasus

Thodius öffnete ein Auge. Neben ihm schlief Itharaxus mit den Knien auf dem Boden, den Oberkörper halb auf der Bank und den Kopf auf einem Kissen. Der Brustkorb hob und senkte sich regelmäßig. Thodius konnte ihn atmen hören. Der Arme. Thodius hatte ihm, wann immer er konnte, Wein in seine leeren Krüge gegossen. Die Zahl der auf dem Boden um ihn verstreuten Krüge entsprach nicht dem, was er tatsächlich gesoffen hatte.

In der ganzen Versammlungshalle herrschte Stille. Sie hatten sich alle in einen tiefen Schlaf getrunken. Thodius wandte den Kopf. Im schwachen Schein eines bald verlöschenden Feuerkessels sah er die Silhouetten der anderen Gäste auf oder neben den Bänken liegen, manche mit dem Gesicht im Tafelgeschirr oder umzingelt von Weinkrügen. In der Nähe glaubte er, den fauligen Geruch von Erbrochenem wahrzunehmen. Die Gäste schnarchten und schnaubten, aber abgesehen vom Knistern des Feuers hörte er nichts.

Der Thron war verwaist. Der König hatte sich wacker gehalten und war erst gegangen, als die meisten schon zu viel getrunken hatten, um noch ein Gespräch führen zu können. Währenddessen hatte Thodius den Betrunknen nur gemimt, so gut er konnte. Zu seinem Bedauern schlief Paraxus nicht einfach auf der Stelle ein. Womöglich hatte er sich in sein Gemach begeben.

Thodius öffnete beide Augen, schaute sich nochmals um. Als er sich sicher war, unbeobachtet zu sein, erhob er sich. Er lüftete den Mantel und zog einen Dolch hervor. Langsam setzte er einen Fuß vor den anderen, tastete sich vorwärts. *Dann muss ich den König wohl suchen gehen, damit er heute*

Nacht noch Bekanntschaft mit meinem Dolch macht.

»Na, noch was vor?«

Thodius erstarrte. Im Dunkeln lachte jemand dreckig. Es klang, als hätte die Person eine Handvoll Erde gefressen. Er konnte nicht erkennen, wer es war oder woher das Gelächter kam.

»Willst du den Dolch noch fein ausführen?« Das Gelächter wurde lauter.

Thodius war sich nun sicher zu wissen, wo sich der Spaßvogel befand, und bewegte sich in diese Richtung. Aber wieso hatte er das Messer gesehen? Er hatte es dicht am Körper gehalten. Vielleicht reflektierte das Metall etwas Licht vom Feuer? Möglich. Trotzdem hatte er keine andere Wahl. Wenn seine Mission erfolgreich sein sollte, musste er ihn wohl zum Schweigen bringen.

»Hast mir nicht zugehört?«, fragte die Stimme, als Thodius näher kam. »Ich habe den Dolch gesehen. Stecke ihn weg oder ich schreie und ganz Tyon soll erfahren, dass der Philosoph Thodius ein Meuchelmörder ist. Ah, und wo du schon mal dort stehst, bringe mir bitte den Krug. Da muss noch was drin sein. Der Herr Ilthenus ist nämlich ein Leichtgewicht und schlief als Erster ein. Da sollte noch was für uns beide übrig sein.«

Verdammt, der hatte gute Augen! Aber er schien mehr daran interessiert zu sein, weiter zu saufen. Wenigstens konnte Thodius so näher an ihn herankommen und dann entscheiden, was er mit ihm machen sollte. Er steckte den Dolch weg, vorerst, schlich bis zu Ilthenus und fühlte das Gewicht der Krüge. Nachdem er eine Wahl getroffen hatte, ging es weiter. Der Kerl hatte es sich an der Wand des Versammlungsraumes

gemütlich gemacht, fernab der anderen. Und es schien sich um den Zwerg zu handeln; Thodius erkannte endlich seine gedrungene Gestalt und den langen Bart.

»Gut, aber ich will den ersten Schluck haben!«

Zum Glück sprach er nun leiser, auch wenn es die Gäste zuvor in ihrem Schlaf nicht gestört zu haben schien. Thodius überreichte ihm den Krug und der Zwerg trank begierig.

»Hoppla, schon ist es alle. Bring uns noch einen. Keine Sorge, diesmal lasse ich dir etwas Wein übrig. Und lass den Dolch gleich stecken. Ich sehe im Dunkeln besser als ihr Menschen.«

Thodius kam mit einem Weinkrug zurück. Der Zwerg trank merklich kürzer und übergab ihm dann das Gefäß. Eigentlich war ihm gar nicht nach Wein zumute.

»Was ist?«, fragte der Zwerg. »Ich wollte eigentlich mit dir etwas trinken und mich ruhig mit dir darüber unterhalten, warum du mit einem Dolch aus der Versammlungshalle schleichen willst.«

»Machst du dir keine Sorgen um dein eigenes Leben?«, fragte Thodius flüsternd.

»Jeden Tag. Ich bin bereits Sklave eines Tyrannen. Man gewöhnt sich daran. Wenn du bei deinen Machenschaften nicht gestört werden willst, dann solltest du mich schnell umbringen. Damit wäre es endlich vorbei. Oder wir trinken und plauschen noch etwas. Setz dich zu mir, Philosoph des Dolches.«

»Ich sollte jetzt lieber gehen.« Thodius versuchte, im schwachen Licht den schnellsten und leisesten Weg aus der Versammlungshalle zu finden.

»Und es in einer anderen Nacht versuchen? Von mir aus, ich

habe kein Problem damit. Nur wirst du keinen Erfolg haben.«
Thodius wurde hellhörig. Wollte der Zwerg ihm helfen?

»Was meinst du damit?«

»Paraxus ist ein gefürchteter, verhasster Tyrann – und das weiß er. Er trägt die Rüstung jeden Tag, denn immerzu spürt er die Anwesenheit von Messerklingen. Seine Herrschaft hat ihn paranoid gemacht. Ich könnte dir den Weg zu seinem Schlafgemach zeigen, das er übrigens nicht mit seiner Frau teilt, vermutlich wegen seiner Paranoia. Aber dann stehen wir vor einer verschlossenen Tür aus Eisen, die sich von außen nicht öffnen lässt. Jedenfalls nicht mit einem Dolch.«

»Und wenn ich andere Wege kenne, verschlossene Türen zu öffnen? Kann man das Schloss nicht knacken?«

»Daraus wird nichts. Er drohte, mich zu köpfen, wenn es jemandem gelingen sollte, die Tür aufzubrechen. Er ließ es testen, einen ganzen Tag lang. Ich habe meine Arbeit gut getan. Vergiss es. Du hättest mehr Chancen gehabt, während des Gelages über ihn herzufallen.«

Unschlüssig stand Thodius im Raum, schaute zum Ausgang der Versammlungshalle, dann auf die friedlich schlafenden Betrunkenen und schließlich auf den Zwerg, der ihm den Krug aus den Händen riss und sich am Wein gütlich tat. Er beschloss, sich neben den Zwerg zu setzen. *Dann versuchen wir mal, das Beste aus der Situation zu machen.*

»Wie ist dein Name?«, fragte Thodius.

»Tiuz«, war die knappe Antwort.

»Tiuz, wie bist du eigentlich hier unten gelandet? Wenn ich fragen darf.«

»Natürlich darfst du fragen.«

»Kriege ich auch eine Antwort?«

»Ich komme aus dem Norden.«

»Das habe ich schon gehört. Aus dem Land der Merowa, dem Königreich der Eichen. Was geschah dort?«

Keine Antwort. Thodius hörte den Wein die Kehle des Zwerges herunterlaufen. »Ich möchte hier nicht darüber reden.« Tiuz erhob sich schwerfällig. »Komm, wir gehen in meine Schmiede. Da stört uns keiner.«

»Der Herr König lässt seinem Sklaven ja viel Freiheit«, bemerkte Thodius. Ungestört gingen sie durch die dunklen Gänge der Villa. »Fürchtet er nicht, du könntest abhauen?« »Mit diesen kurzen Zwergenbeinen? Als Zwerg falle ich hier unten auf und gebrandmarkt hat mich der König auch. Ich komme nicht weit. Solange er mir noch vertraut, kann ich mich sogar frei durch die Stadt bewegen und ab und zu an den Gelagen teilnehmen. Das will ich nicht missen.«

»Ja, kann ich verstehen. Also behandelt der König dich nicht schlecht?«

»Könnte schlimmer sein. Ich habe meine Mahlzeiten und eine Arbeit. Gleichzeitig droht er mir mit denselben Klingen, die ich für ihn hergestellt habe. So, da wären wir.«

Tiuz öffnete eine Tür und sie traten in eine kleine Werkstatt. Die Holzkohle im Ofen glomm und warf etwas Licht auf die vielen Werkzeuge, kupfernen Barren, Speerspitzen und Klingen, Helme und Rüstungen. Alles lag verstreut und unsortiert in Kisten, der Raum machte einen unordentlichen Eindruck. Ein Bett war direkt an die Wand gerückt, daneben stand eine kleine Kommode.

»Ganz gemütlich«, bemerkte Thodius.

»Du schmeichelst meinem bescheidenen Heim.« Tiuz zog einen

kleinen Tisch zu sich und stellte mehrere Weinkrüge ab.

»Nun ...«, begann Thodius und nahm sich einen Trank. »Die Frage brennt mir noch immer auf der Zunge. Wie bist du hier unten gelandet?«

»Du wirst es mir bestimmt nicht glauben.«

»Ich habe schon viele unglaubliche Geschichten gehört und manchmal erzähle ich selber welche. Lass mich entscheiden.«

Der Zwerg verschränkte die Arme. Ein sonores Brummen drang aus seinem Leib. Schließlich sprang Tiuz auf das Bett und setzte sich. »Alles fing damit an, dass der König der Merowa, dieser Hartried, Sohn des Cherus, meinen Bruder erschlug.«

Thodius verschluckte sich am Wein. Er klopfte sich mehrmals auf die Brust, bevor er wieder sprechen konnte. »Was?! Hat etwa der König der Merowa dich versklavt?«

»Oh nein, ich floh vor ihm und den Schergen, die er auf mich hetzen ließ.« Tiuz' Hände begannen zu zittern. Da war ein Beben in der Stimme des Zwerges. »Meine Gefangennahme ist eine lange Geschichte, aber ihr verdanke ich, dass ich noch am Leben bin. Wäre ich in Hartrieds Hände gefallen, wäre ich so tot wie mein Bruder.«

»Der Reihe nach. Wieso trachtet der König der Merowa dir nach dem Leben?«

»Weil er etwas besitzt, was mir und meinem Bruder gehört. Nicht nur hat er es sich erstohlen, es ist auch ein mächtiger Gegenstand, der ihm eine besondere Kraft verleiht. Durch meinen Tod wird seine Kraft ein Geheimnis bleiben.«

»Ein magischer Gegenstand also?« *Das ist es! Ich muss unbedingt dranbleiben!* »Um was für einen Gegenstand handelt es sich?«

Tiuz neigte den Kopf. Leiser sprach er: »Wer bist du? Ich nehme dir diese Verkleidung nicht ab. Für einen Säufer-Philosophen bist du viel zu nüchtern. Und soweit ich weiß, sind sie auch keine Mörder.«

»Weil ich keiner bin.« *Gut, hören wir mit dieser Maskerade auf. Diese Chance kann ich mir nicht entgehen lassen.* »Ich bin nicht Thodius, der Philosoph der Freude. Der kommt erst in ein paar Tagen in Tyon an und bis dahin bin ich schon lange weg. Mein Name ist Piasus vom Stadtstaat Akleion. Wir sind Feinde Tyons und von Paraxus. Und wir sind auch Feinde des Königs der Merowa.« Er streckte dem Zwerg die Hand aus und legte sein überzeugendstes Lächeln auf. »Da wir uns so viele Feinde teilen, sollten wir Freunde werden.«

Kapitel 5, Piasus

Gut gelaunt und pfeifend spazierte er über die Straße. Piasus strich sich über das frisch rasierte Kinn; da sich die Menschen einen Philosophen immer mit ehrerbietigem Bart vorstellten, hatte er lange keine Rasur mehr genossen. Nur müde fühlte er sich, denn er hatte Tyon noch in derselben Nacht verlassen und war so schnell wie möglich nach Akleion gereist. Es war früher Morgen, die letzten Nächte hatte er unter freiem Himmel verbracht. Piasus gähnte, ein genüssliches Gähnen, denn er wusste, hiernach würde er sich einen ordentlichen Mittagsschlaf gönnen, der möglicherweise weit darüber hinausging.

Die Leute traten aus ihren Häusern. Er fiel auf, wie er leichten Schrittes und mit einer Melodie auf den Lippen über das akleionische Pflaster schlenderte. Man grüßte ihn, oder er grüßte zuerst und vermochte ab und zu ein Lächeln auf ein griesgrämiges Gesicht zu zaubern. *Für die fängt der Tag ja erst an, ein Tag wie jeder andere.* Für ihn jedoch endete eine seit langem geplante Unternehmung, die ihn in die Höhle des Löwen führte, nur mit einer Verkleidung gerüstet und einem Dolch bewaffnet. *Nur ist dieser Dolch nicht mit Blut besudelt. Mal sehen, was er dazu sagen wird.*

Die Villa von Daedlus war an einem Hang gelegen, angelehnt an den Hügel, auf dem die wichtigen Gebäude der Verwaltung und Versammlung errichtet worden waren. Piasus klopfte ans Tor, ein schläfriger Wachmann öffnete ihm, erkannte den häufigen Gast und ließ ihn wortlos ein.

»Kanthorus, mein Guter, ist der Erste der Stadt zugegen? Er wird mich sicherlich freundlich empfangen wollen.«

»Geht nur durch, Piasus, der Erste hat das Anwesen nicht

verlassen.«

»Wunderbar, der Tag könnte kaum besser werden, nicht wahr?

Ich weiß schon, wo ich ihn finde.«

»Sehr wohl, mein Herr.«

Daedlus' Anwesen bestand zum größten Teil aus einem Garten und dem Weingut. Die Villa, um die ihn die meisten Stadtbewohner Akleions beneiden mussten, versank fast in dieser Insel aus Natur. Piasus suchte auf sorgsam gepflegten Wegen nach dem Ersten und fand ihn, wie er sich um seine Hühner kümmerte.

»Du bist zurück«, bemerkte der Erste, während er den Hühnern weiterhin Futter aus einem Körbchen zuwarf.

Piasus setzte sein überzeugendstes Lächeln auf und breitete die Arme aus. »Gesund und wohlbehalten.«

»Und sogar schneller als die Nachricht von Paraxus' Tod. Ich nehme an, das ist selbstverständlich, wenn der Mörder seinen Häschern zu entkommen versucht.«

Piasus fasste sich an den Hinterkopf: »Nun, du sprichst nicht mit Paraxus' Mörder. Er lebt, jedenfalls als ich ihm das letzte Mal begegnet bin. Ja, ich weiß, das war ganz anders geplant. Aber höre mir erst einmal zu.«

Daedlus schüttete das Futter aus und warf das Körbchen zwischen die Hühner. »Was ist geschehen? Hast du gekniffen? Hätten wir einen richtigen Meuchelmörder anheuern sollen? Das Orakel hat uns diese eine Chance gegeben und du hast sie verspielt. Also, was ist geschehen?«

»Warte, warte. Wir haben das besprochen. Ich dachte, wir wären uns einig, dass das Orakel dahingehend sehr undeutlich sprach. Wie immer. Nie hat sie deutlich gewünscht, dass ich ihn tatsächlich mit dem Dolch abmurkse.«

»Ausreden.«

»Was waren ihre Worte? Derjenige, der sich als Weiser ausgibt und mit einem Dolch das Haus des Paraxus betritt, wird sein Königreich stürzen. Nichts davon, dass der falsche Philosoph ihn auch abstechen soll.«

»Aber Paraxus lebt. Nun, wie soll sich sein Schicksal doch noch erfüllen?«

»Ich war nicht untätig, verstehe mich nicht falsch.« Piasus kramte ein Stück Papyrus aus dem Mantel und überreichte es Daedlus. »Ich habe einen Vertrag mit einem seiner Sklaven geschlossen. Und ich bin davon überzeugt, dass es dieser Vertrag ist, der Paraxus' Ende sein wird.«

Tiefe Stirnfalten bildeten sich auf Daedlus' Gesicht, während er das Schriftstück studierte. »Das ist die Schrift der Nordländer. Ich kann das nicht lesen und du auch nicht. Worum geht es hier?«

Piasus fand eine Bank in der Nähe und setzte sich. Da fühlte er sich plötzlich recht schwach und müde in den Knochen. Ja, er war wirklich reif für eine Ruhepause. »Der Sklave ist ein Zwerg. Mit etwas Pech ist der Vertrag noch nicht einmal in der Weltensprache geschrieben, sondern in der fremden Zunge dieses Bergvolkes. Dieser Vertrag sichert uns die Unterstützung seiner Verwandten und eine Belohnung zu, wenn wir ihn aus der Gefangenschaft befreien. Jedenfalls versprach er mir das.« *Jetzt einfach dösen, hier in der morgendlichen Sonne.*

»Ich habe gehört«, sprach Daedlus, während er den Vertrag noch immer eingehend studierte, »dass man den Zwergen nicht so einfach trauen soll. Sie könnten uns über das Ohr hauen wollen. Wir müssen einen unparteiischen Nordländer finden.«

»So wie ich diese Nordländer kenne, wird der uns dabei helfen müssen, einen anderen Nordländer zu finden, der überhaupt lesen kann.«

Daedlus lachte kurz und trocken. »Aber wie soll das zu Paraxus' Tod führen? Wird eine Zwergenarmee aufmarschieren, um einen von ihnen zu befreien? Einen einzigen Sklaven? Oder wie habe ich mir das vorzustellen?«

Piasus legte sich auf die Bank und faltete die Hände auf dem Bauch. Er schloss sogar etwas die Augen, wohl wissend, dass er dem Schlaf gefährlich nahe war. »Das ist noch nicht alles. Wir sollten uns mit diesem Vertrag lieber an unsere wenigen Freunde unter den Merowa wenden, um die du in den letzten Jahren so eifrig geworben hast. Der Zwergensklave kam aus einem bestimmten Grund in diese Lage.«

»Mach es nicht so spannend.«

»Es war Hartried.«

Daedlus nahm die Augen vom Papyrus.

»Hartried hatte seinen Bruder ermordet«, erklärte Piasus weiter, »und wollte auch ihn umbringen. Dabei gelangte er an einen mächtigen Gegenstand. Was wahrscheinlich der Grund war, warum wir ihn nicht besiegen konnten.« Vor Piasus' geistigem Auge sah er Hartried auf seinem Schlachthirsch in die Reihen der Soldaten brechen. Die Speere zerbrachen einfach, als wäre Hartrieds Körper aus Eisen. Der Schlachthirsch schlug mit dem Geweih um sich, spießte Männer auf, die Piasus mit Namen kannte. Hartried kämpfte wie ein Wilder, seinen Hieben hielten weder Schild noch Rüstung stand. Schließlich war Piasus geflohen, wie alle anderen, die nicht erschlagen im eigenen Blut lagen.

»Was für ein Gegenstand?«

»Damit will der Zwerg nicht rausrücken, bevor wir ihn nicht befreit haben. So dumm ist er nicht. Er versprach mir auch, dass der Gegenstand eine Schwachstelle hat.«

»Ich sehe, worauf das hinausläuft. Wir treten in Kontakt mit den Fürsten der Merowa, die Hartried gegenüber feindlich gesinnt sind und sich genauso dafür interessieren, wie man diesen angeblichen Halbgott töten kann. Sie helfen uns, den Zwerg zu befreien, was nach deiner Interpretation der Worte des Orakels dazu führen wird, dass auch Paraxus sein Ende findet.«

Piasus wäre fast eingenickt, er musste sich von der Bank erheben. »Ja, so hatte ich mir das gedacht. Ich fand einfach keine Möglichkeit, Paraxus zu ermorden. Gleichzeitig hört sich das nach einem viel besseren Handel an, oder nicht? Zwei dieser lästigen Könige könnten dabei ums Leben kommen und wir stehen besser da als je zuvor! Oh, der Zwerg versprach mir auch Schätze. Aber wir sollten wirklich zuvor ein paar Nordländer fragen, was eigentlich in dem Vertrag steht.« Hoffentlich war mit dem Vertrag auch alles in Ordnung. Er hatte Tiuz sonderbarerweise liebgewonnen und wollte nicht, dass seiner Befreiung irgendetwas im Wege stand.

»Ja«, sprach Daedlus, »wir sollten einen Nordländer fragen. Und es gibt noch jemanden, den wir aufsuchen sollten.«

Daedlus ließ ihm keine Ruhe. Piasus schleppte sich hinter dem Ersten von Akleion, der zielstrebig ein Gebäude nicht weit von seiner Villa entfernt ansteuerte. Zum Glück.

Hoffentlich hatte das hier bald ein Ende.

Das Orakel von Akleion hatte auch diesen Morgen schon regen

Zulauf. Eine Ansammlung von Menschen hatte sich vor dem Rundbau versammelt. Das Gebäude war auf einem steinernen Podest errichtet worden, das sie über eine Treppe betraten. Daedlus ging an der Menge vorbei und stellte sich vor eine der Dienerinnen des Orakels, ein junges Mädchen, das etwas verduzt reagierte, aber sogleich verstand: »Jemand befragt gerade das Orakel ...«

»Und man soll es nicht unterbrechen«, schnitt ihr Daedlus das Wort ab. »Ich weiß. So lange kann ich auch noch warten. Ich verlange aber, gleich nach ihm vorgelassen zu werden.«
»Natürlich, Erster.«

Sie verschwand ins Innere. Daedlus sah sich mit der Menge konfrontiert, die teils mit verschränkten Armen auf eine Rechtfertigung wartete, teils den Blick senkte. Ein Tyrann wie Paraxus wäre wohl einfach hineingegangen und hätte den Mann hinausgeworfen.

»Es geht um die Zukunft Akleions. Es ist von größter Wichtigkeit«, verkündete Daedlus. »Mehr darf ich allerdings nicht sagen.«

Etwas, was man als zustimmendes Gemurmel deuten konnte, war die Antwort. Piasus gähnte und wünschte sich, dass das Orakel nicht lang schwätzen würde. *Wenn ich danach noch mit Daedlus über die Bedeutung ihrer Worte streiten muss, kippe ich um. Die Sache ist sowieso klar: Was auch immer das Orakel brabbeln wird, wir werden uns mit den rebellischen Nordländern zusammensetzen und uns um die Befreiung von Tiuz kümmern.*

Piasus lehnte sich an die weiß verputzte Wand und schloss die Augen. Er hörte Daedlus vor ihm auf und ab gehen. *Das Orakel ist ihm wirklich wichtig. Die Stadt würde bestimmt*

auch einiges an Einnahmen verlieren, wenn die Leute nicht von überall hierherkämen, um den Sprüchen des Orakels lauschen zu dürfen. Ob ihre Weissagungen nun etwas taugen oder nicht, Tyon wäre nicht in derselben Position, hätte die Stadt das Orakel nicht.

Er hörte jemanden aus dem Gebäude treten. »Erster.« Dasselbe Mädchen. »Ihr dürft jetzt eintreten.«

Piasus öffnete die Augen. An der Wand abstützend folgte er Daedlus. Das Innere war dunkel, stickig und aus einem Grund, der sich Piasus nicht erschloss, verwinkelt und verzweigt. Sie mussten dem Mädchen folgen, sonst hätten sie sich verlaufen. Hier drinnen war es kühler, angenehm. Piasus fühlte sich etwas frischer.

Beim Orakel angekommen standen sie vor einem Podest, auf das Licht aus der Decke schien. Die Vorhänge um das Podest waren komplett zugezogen. Undeutlich sah er etwas wie eine Bank dahinter und eine liegende Frauengestalt. Sie erhob sich langsam und sprach träge: »Ihr seid wieder da.« Dann legte sie sich wieder.

Piasus flüsterte zu Daedlus: »Meint sie mich oder dich?« »Wer weiß.« Dann an das Orakel gewandt: »Wir sind gekommen, um eine Entscheidung zu treffen.«

Das Orakel seufzte hinter dem Vorhang und räkelte sich auf der Bank.

»Wir bitten dich, uns zu leiten. Was geschieht, wenn wir zu den Nordländern gehen und uns an die Zwerge wenden, um einen der ihren aus Tyon zu befreien?«

Sie stöhnte auf, warf den Oberkörper in die Höhe und hob die Arme. Dann sank der Körper und fiel von der Bank. Piasus hörte sie flüstern, schnell, aber undeutlich. Er bekam eine

Gänsehaut, wie immer, wenn er dabei zusah, wie dem Orakel eine Frage gestellt wurde. Sie richtete sich auf und wankte zurück zur Bank.

»Wenn ihr in den Norden zieht«, sprach sie, »wird das Blut der Götter fließen.«

Kapitel 6, Piasus

»Das Blut der Götter ...« Das Orakel machte eine Pause, hielt inne und setzte sich dann auf die Bank. »... Wird von den Nordlanden aus in die Länder der Mykerios fließen. Große Häuser der Mykerios werden es in sich tragen und Helden zeugen, deren Taten bis zum Ende der Menschheit besungen werden. Andere Sprösslinge werden ihre Häuser in den Ruin treiben, in einem solchen Ausmaße, wie es nur die Kinder der Götter vermögen.«

Piasus war, musste er sich selbst eingestehen, erstaunt über die Konsequenzen, die sein Plan anscheinend nach sich ziehen würde. Was bei allen Göttern hatte es damit zu tun, Häuser in den Ruin zu treiben, wenn sie jemanden in die Nordlanden schickten? Was hatte das Ganze mit dem Blut der Götter zu tun?

»Daedlus«, wandte er sich an den Ersten. »Darf ich mich schlafen legen, bevor wir das diskutieren?«

Daedlus schien ihn nicht zu bemerken, er starrte auf den Vorhang und das regungslos sitzende Orakel. Dann weiteten sich seine Augen und an das Orakel gerichtet sprach er: »Ihr meint doch nicht ...«

Piasus verstand immer weniger. »Sag mir nicht, dass du dir einen Reim daraus machen kannst. Was hat das alles mit dem Blut der Götter zu tun? Wir wollen nur einen Zwerg aus der Knechtschaft des Königs von Tyon befreien, und Tyon von seiner Herrschaft gleich dazu. Wieso muss alles, was dieses Orakel von sich gibt, nur so verworren und undurchsichtig sein?«

»Ich habe eine Ahnung«, erwiderte Daedlus. Er klopfte Piasus auf die Schultern. »Mein Freund, indem du mit dem Dolch zu

Paraxus gegangen bist, hast du mir und Akleion wahrscheinlich einen großen Dienst erwiesen.«

»Wahrscheinlich ...« Piasus verdrehte die Augen. »Kann ich jetzt nach Hause? Ich brauche Ruhe.«

»Warte noch, was das Orakel zu sagen hat.«

»Was soll es schon zu sagen haben? Wozu brauchst du mich noch? Ich habe getan, was ihr beiden von mir verlangt habt. Jetzt brauche ich Schlaf. Ich finde schon selbst nach draußen.«

Piasus war gerade dabei, sich umzudrehen und selbst den Ausgang suchen zu gehen, da sprach das Orakel plötzlich mit ungewohnt lebhafter Stimme: »Ist das der Weise mit dem Dolch? Ist er zugegen? Er soll hervortreten.«

Piasus seufzte auf.

Da stieß ihn Daedlus zum Podest. »Na mach schon, du wirst doch wohl noch vor das Orakel treten können.«

»Schon gut.« Was auch immer nötig wäre, um das zu Ende zu bringen. Am liebsten aber hätte er Daedlus die folgenden Gedanken ins Gesicht gesagt: *Das Orakel brabbelt meist nur Unsinn und es war bloßer Zufall, dass ich Tiuz dort traf. Keine Ahnung, ob das wirklich zu Paraxus' Sturz führen wird. Ich mache das nur, um nicht gegen hochgerüstete tyonische Truppen kämpfen zu müssen und um von den Zwergen in Gold aufgewogen zu werden. Und weil ich wirklich etwas Mitleid mit dem Zwerg habe. Hoffentlich sagt das Orakel irgendetwas, das dem nicht im Wege steht.*

»Piasus ...«, hauchte das Orakel vor dem Vorhang.

»Nein«, antwortete er, »der Weise mit dem Dolch. Ich bin, was das Schicksal von mir verlangt zu sein.« Er verkniff sich eine spöttische Verbeugung.

»Du hast den Dolch zu Paraxus getragen.« Sie trat näher. Er konnte ein Mädchengesicht hinter dem Vorhang erkennen, das ihn mit müden Augen anblickte. »Du wirst den Hirsch zu uns bringen. Gehe du in den Norden, allein. Doch Akleion soll dich nach Kräften unterstützen.« Dann wandte sich das Orakel ab und legte sich wieder auf die Bank.

Piasus drehte sich zu Daedlus. »Nun ...«, begann der Erste von Akleion. »Ich schätze schon, dass du dich einen Tag ausruhen kannst.«

»Tue nicht so, als sei das beschlossene Sache!«, fuhr Piasus auf.

»Bitte, meine Herren!«, meldete sich die Dienerin des Orakels, bestimmter, als Piasus erwartet hatte. »Ihr habt die Worte des Orakels vernommen, es gibt hier drinnen nichts für Euch zu bereden. Bitte setzt Eure Unterhaltung draußen fort!«

Da konnte selbst der Erste der Stadt nicht widersprechen. Er nickte, wandte sich an das Orakel und sprach: »Habt vielen Dank. Ihr führt Akleion und mein Haus in eine bessere Zukunft.«

Draußen gingen sie um das Heiligtum herum, bis sie glaubten, von lauschenden Ohren weit genug entfernt zu sein. Sogleich fragte Piasus: »Wieso immer ich?«

»Dienst du nicht Akleion?«, war Daedlus' Gegenfrage.

»Ich diene dir. Und ja, du bist der Erste der Stadt. Also habe ich wohl keine andere Wahl. Aber hat es dieses Orakel auf mich abgesehen? Habe ich ihr etwas angetan?«

»Das Orakel sieht dein Potenzial.«

»Ach was, ich bin nur ein einfacher Taugenichts, den deine Familie von der Straße aufgelesen hat. Gerade erst noch

hielt sie mich für einen Attentäter und jetzt soll ich als was zu den Nordländern gehen? Diplomat? Bote? Und alleine soll ich mich aufmachen. Pah! Die Kolonien sind der nördlichste Punkt, an den ich jemals gereist bin. Ich bin nie zu den Merowa gereist. Dieses Orakel quält mich, dabei will ich nur meine Ruhe haben.«

»Piasus.« Daedlus legte ihm die Hände auf die Schultern. »Du musst das tun, nicht nur für Akleion, sondern auch für meine Familie. Ich glaube nämlich, verstanden zu haben, wovon das Orakel sprach. Das ist sehr wichtig. Es geht nicht mehr nur darum, Paraxus aus dem Weg zu räumen.«

»Was meinst du?«

»Ich werde dir ein Schriftstück mitgeben, das bringst du zum Fürsten von Spatzensturz. Er wird dir helfen, ja, er wird mehr als bereitwillig sein, dir zu helfen. Wenn du das tust, nur allein das, entlasse ich dich für immer aus meinen Diensten und beschenke dich so sehr, dass du für den Rest deines Lebens ausgesorgt hast.«

»Verdammt!«, rief Piasus aus. Er riss sich von Daedlus los, ging ein paar Schritte umher. »Verdammt! Verdammt!« Und mit dem Finger auf Daedlus zeigend: »Lass mich eine Nacht darüber schlafen!«

Piasus hatte nicht gut geschlafen. Er lag im Bett, die Augen senkten und öffneten sich, darum ringend, dass er endlich aufwachen und sich erheben würde. Tief und erholsam war er nicht in die Traumwelt hinabgesunken. Sobald er die Möglichkeit bekam, in ein Gasthaus einzukehren, würde er dort die Nacht, dann einen faulen Tag und noch eine Nacht verbringen. Nur um endlich einmal etwas Ruhe zu bekommen.

Doch zuvor musste er noch den Rat aufsuchen.

Einzelnen standen die Mitglieder des Rates auf und überbrachten Piasus Dinge, die ihm auf der Reise helfen sollten.

»Hier.« Der Alte enthüllte ihm ein leicht gekrümmtes Kurzschwert mit breiter Klinge. »Beste Arbeit, zuverlässige Bronze. Hält einem die Nordländer vom Hals und haut sogar deren Schilde kaputt. Aber besser drumherum stechen. Ich habe mich schon mit denen gehauen.« Das Ratsmitglied schob den Mantel beiseite und präsentierte eine Narbe auf der Schulter. »Aber gib Acht, wenn du einen mit Kettenhemd triffst. Die sind nur schwer zu durchstoßen.«

»Ich ...« Piasus nahm die Waffe mit beiden Händen entgegen.

»Das ist sehr großzügig. Aber hoffentlich wird es nie so weit kommen und ich kann jeder Gefahr aus dem Weg gehen.«

»Das ist klug, du bist der richtige Mann für diese Reise.«

Damit ging das Ratsmitglied und das nächste trat heran.

Piasus schüttelte den Kopf und machte einen Schritt zurück.

Der Greis trug einen großen Schild mit dem Wappen der Stadt, einem gehörnten Löwen, nach vorne. »Bitte, das ist wirklich

sehr nett. Aber das ist zu schwer für die lange Reise und fällt gleich auf. Ich will versuchen, so wenig

Aufmerksamkeit wie möglich auf mich zu ziehen, werde mir die

Kleider der Merowa anziehen, ihre Haartracht tragen, mir

ihre Sprachweise aneignen, was auch immer nötig ist. Bei

einem Feldzug komme ich gerne auf Euch zurück, aber für

diese Reise wird mir der Schild mehr schaden als helfen,

fürchte ich.«

Dann setzte sich das greise Ratsmitglied wieder hin,

stirnrunzelnd, die Arme verschränkt. *Was hat er sich nur*

dabei gedacht?

»Er hat recht!«, rief einer aus der hinteren Reihe.

»Dann hätte er es annehmen und außerhalb der Stadt wegwerfen sollen!«, sprach das Ratsmitglied beleidigt.

»Er wird wissen«, mischte sich Daedlus ein, »was für ihn das Beste ist.« Daedlus trat mit einem kleinen Beutel in der Hand nach vorne. Darin hörte Piasus das wohlklingende Klimpern von edlem Metall. »Und auch, was er mit diesem Geld anzufangen hat.« Er drückte es ihm in die Hand. »Das ist von uns allen, jedes Ratsmitglied hat seinen Anteil daran. Du kannst den Rest behalten, wenn du wieder zurückkommst. Erwinnere dich aber daran, was ich dir versprochen habe; du wirst auf dieses Geld danach nicht angewiesen sein. Sei ruhig großzügig damit, während du auf Reisen bist, damit du sicher und schnell vorwärtskommst. Sollte es dir knapp werden, wird der Fürst von Spatzensturz dich unterstützen. Du wirst noch das hier benötigen.«

Daedlus gab ihm ein zusammengerolltes Schriftstück. Piasus entrollte es und sah die ihm unbekannt eckige, kantige und gerade Schrift der Nordländer. »Und wie hilft mir das?«

»Der Fürst von Spatzensturz schrieb es selbst. Er sagte mir, dass ich damit zu ihm kommen kann, wenn es darum geht, gemeinsam gegen Hartried vorzugehen. Wir können ihm vertrauen, da bin ich mir sicher. Damit wäre alles gesagt und getan. Nun liegt es ganz bei dir.«

Daedlus umarmte ihn. Piasus war sprachlos. Vor dem ganzen Rat hatte er das nicht erwartet.

»Ich weiß«, flüsterte Daedlus, »ich mute dir viel zu. Ob du erfolgreich zurückkehrst oder nicht, das werde ich dir nie vergessen.« Dann entließ Daedlus ihn und drückte ihm einen

Kuss auf die Stirn. »Das Schicksal soll dir beistehen.«
Und so verließ er den Versammlungsraum, noch etwas perplex,
beladen und mit der morgendlichen Sonne im Rücken. Auf dem
Weg aus der Stadt würde er bestimmt viele Leute grüßen, er
war nicht ganz unbeliebt, aber keinem würde er sagen dürfen,
wohin seine Reise ging. Mit einem mulmigen Gefühl und
wackligen Beinen schritt er die gepflasterte Straße hinab,
die er für eine ganze Weile nicht mehr zu Gesicht bekommen
würde.

Er gelangte auf die Prunkstraße. Auf Sockeln standen die
Herosen alter Tage, in Stein verewigt. Sie posierten,
stellten ihre vitalen Körper zur Schau, hoben die
abgeschlagenen Köpfe von Ungeheuern.

*Sieh es mal so, dachte sich Piasus. Das könnte der Stoff für
Heldengeschichten sein, die dich auf so einen Sockel
stellen.*

Kapitel 7, Simund

Sie ritten aus dem Wald heraus. Simund lenkte das Pferd auf einen Pfad, der zwischen die Felder führte. Die goldenen Ähren standen bereits hoch, bald reif für die Ernte.

»Ich kann die Felder riechen«, sprach Melinde, die sich an seinem Rücken festhielt. »Das wird eine gute Ernte.«

»Richtig«, antwortete Simund nur knapp. Als sie auf die Ernte zu sprechen kam, musste er an ihre Vision denken.

Damals, auf der Lichtung. *Aus dem Osten war es?*, dachte er sich. *Zum Glück sind wir noch weit vom Ostrand des Reiches entfernt. Doch wenn diese ... Mäuler es bis hierher schaffen sollten ...*

Er blickte über die Felder, die sich links und rechts von ihnen erstreckten, bis der Wald ihnen Einhalt gebot. Kleine Hütten ragten wie Inseln aus dem gelb-braunen Meer heraus. Er stellte sich vor, wie die Felder leergefegt würden von einem Schwarm Heuschrecken. Nicht geerntet und dann brachgelegt, wie die Bauern es zu tun pflegten, sondern bis auf den letzten Stiel zerfressen.

Melinde zog sich näher an ihn heran. »Wir müssen darüber mit ihm sprechen.«

»Ja, ich weiß.«

»Über meine Vision.«

»Ja.«

»Oder soll ich das Sprechen übernehmen? Aus dir kriegt man ja nicht mehr als drei Worte heraus.«

»Du hast es gesehen. Es liegt an dir, es dem Fürsten zu erklären. Ich kann es nicht, ich kann nur den Flug der Drossel bezeugen.«

»Ja, der Flug! Du musst an meiner Seite bleiben und ihm davon berichten. Er vertraut dir.«

»Er vertraut auch dir«, erwiderte Simund.

»Zwei sind besser.«

Die Stimmen Hunderter Merowa dröhnten über die Palisaden des Fürstenhofes. Auf einem verschlungenen Weg trabte Simund den steilen Hügel hinauf und hörte das Volk singen und lachen. Je höher er kam, desto lauter wurde es.

»Die haben schon Spaß ohne uns«, sagte Melinde und ließ ein kurzes, klares Kichern erklingen.

»Ja.« Er hasste, was gleich kommen würde. Jedes Jahr, vor der Ernte.

Sie gelangten zum offenen Tor. Die Freien füllten auf langen Bänken den ganzen Hofbereich vor dem hohen Haus des Fürsten. Der Lärm des Festes drang nun deutlich zu ihm, die unverständlichen Zurufe aus vollen Kehlen, die Lieder; unterschiedliche Gesänge stimmten sie gleichzeitig an, welche sich zu einem einzigen Gewirr verbanden. Simund glaubte auch, Flöten und Trommeln zu hören. Schließlich fand er ein paar Musikanten zwischen ihnen, die vergeblich gegen die Lärmflut ankämpften.

»Wen darf ich melden?«, sprach ihn jemand von der Seite an. Simund riss sich von dem Anblick los. Neben dem Pferd stand ein Mann und hielt die Zügel des Pferdes. Er trug eine rote Tunika mit gelben Ärmeln und darüber einen weißen Pelz. Er war besser angezogen als Simund.

»Mein Herr?«, fragte er erneut und lächelte. »Und meine Dame.« Melinde deutete auf dem Pferd eine Verbeugung an.

»Ähm ...«, äußerte sich Simund und räusperte sich. »Simund. Grenzreiter Simund. Und Melinde.«

»Sehr wohl. Bitte reitet rechts die Palisade entlang, dort

findet Ihr einen Anbindebalken.«

»Danke.« Und der Herold ließ die Zügel des Pferdes los. Simund ritt durch das Tor und sogleich zuckte er zusammen. »GRENZREITER SIMUND UND MELINDE«, verkündete der Herold. Ein Gegröle ging durch die Menge, Krüge wurden in ihre Richtung gehoben, ein paar wenige hatten sogar die Namen mitbekommen und wiederholten sie. Dann vergaßen die Freien die beiden. *Jedes Jahr das Gleiche und ich erschrecke mich trotzdem.*

Unbehelligt ritt Simund an der Palisade entlang. Simund lenkte das Pferd durch die Reihen, bis er eine freie Fläche mit den Balken fand. Er schwang sich vom Pferd und breitete die Arme aus.

Melinde ließ sich vom Pferderücken in Simunds Arme gleiten. Danach führte er das Pferd am Zügel und band es fest.

»Bereit?«, fragte Simund.

»Bist du es?«, entgegnete Melinde und ihre blassen Augen blitzten ihn belustigt an.

Simund fühlte sich eingeklemmt zwischen Menschen, die er nicht kannte. Man prostete ihm zu, schenkte ihm ein, stieß ihn an, ein Lied mitzusingen. Er murmelte es daher, um den Anschein zu wahren. Sie waren freundlich, keine Frage. Es lag an ihm.

Melinde neben ihm hatte keine Probleme. Sie sang mit, ihre sanfte Stimme mochte kaum einer wirklich gehört haben, aber darum ging es nicht. Wo sie sang, bewegte er nur die Lippen. Wo sie lachte, verzog er nur die Mundwinkel.

Der Tisch polterte, Geschirr klapperte, Krüge fielen um.

Simund wandte den Kopf, jemand war über den Tisch gesprungen

und lag nun auf der anderen Seite. Ein Kreis bildete sich um ihn und lachte herzlich. Typisches Vorerntefest. Und es hatte noch nicht einmal richtig begonnen.

Er suchte nach einem bekannten Gesicht. Mehrere Bänke entfernt fand er einen jungen Mann. Simund erhob sich und winkte.

»Was ist?«, fragte Melinde.

»Da ist Rodried.«

»Wirklich? Sieht er dich?«

Simund schaute zu ihm rüber. Rodried war im Gespräch mit ein paar Männern vertieft. Er saß nicht, sondern stand hinter der Bank, die Hände auf den Schultern der anderen.

»Nein.«

»Ruf ihn.«

Er wandte den Kopf zu Melinde, die ihn auffordernd ansah. Simund seufzte und formte dann mit den Händen einen Trichter vor dem Mund: »Rodried!«

Nichts.

Erneut: »Rodried!« Ein paar Leute machten seinen Ruf nach, andere äfften nur zum Spaß. Schließlich sah Rodried auf und bemerkte sie. Er richtete noch ein paar letzte Worte an seine Gesprächspartner und machte sich dann auf.

»Er kommt.«

Melinde klatschte in die Hände. »Wunderbar!«

»Wir haben aber Wichtiges mit ihm zu bereden. Ich werde ihn bitten, uns zu seinem Vater zu bringen.«

»Wir werden wohl noch die Zeit finden, uns mit ihm zu unterhalten.«

Simund setzte sich. »Gewiss.« Er schaute Rodried dabei zu, wie er sich durch die Menge kämpfte. Neben ihm sangen sie

ein Lied, das sich seiner Aufmerksamkeit bemächtigte:

Zum Duell er kam, Keule statt Schwert, stumpf statt scharf
Allen zum Spott, Prügel statt Speer, Holz statt Eisen
Cherus zum Kampf, Knüppel statt Axt, Mann gegen Mann
Doderried kam, Haldever-Geschlecht, mit dem Schwert

Melinde packte ihn am Arm. Simund verstand, was sie meinte.
*Ich erinnere mich. Es war auf einer weiten Wiese. Ein
sonniger Morgen, ein starker Wind wehte und ließ die Banner
flattern. Reiter auf beiden Seiten. Eine alte Tradition, bei
der ein Stamm seinen stärksten Krieger gegen den stärksten
des anderen schickte. Cherus verblüffte alle, als er sich
dem Anführer der Haldever, Doderried, zum tödlichen Duell
mit einer einfachen Keule stellte.*

Simund wurde unsanft aus seinen Gedanken gerissen, jemand
hatte ihm auf den Rücken geschlagen. Hinter ihm stand
Rodried, lächelnd. Auf der Schwelle zwischen Bursche und
Mann, mit einem leicht einfältigen, naiven Ausdruck in den
Augen, der im Kontrast stand zu seinem breiten Kinn.

»Steh auf!«, forderte er.

Simund erhob sich und sie umarmten sich kurz. Dabei musste
er erneut feststellen, um wie viel größer und breiter
Rodried war.

Danach entließ er Simund, sagte zu Melinde nur: »Bleib
sitzen« und umarmte sie kurz.

»Geht es euch auch gut?«, fragte Rodried. »Muss doch einsam
sein, da draußen im Wald. Könnte mir kaum vorstellen, meine
Zeit als Grenzreiter zu verbringen.«

»Ja, es ist ruhig«, sprach Melinde. »Das bedeutet gute Zeiten, nicht?«

»Sicherlich, sicherlich. Melinde, deine Freundinnen sind hier. Sie sitzen irgendwo dahinten. Soll ich dich zu ihnen führen?«

»Und dann soll Simund versuchen, sich ohne mich zu amüsieren?«

»Gehe ruhig«, meinte Simund.

»Wie wäre es damit«, schlug Rodried vor. »Ich bringe sie zu ihren Freundinnen und dann komme ich zu Simund zurück?«

»Klingt gut. Ich wollte mit dir sowieso über etwas reden.«

»Und ich mit dir!« Rodried reichte Melinde die Hand und sie stand auf.

»Wir sehen uns noch«, sagte sie zu Simund. »Oder würdest du ohne mich vom Festplatz reiten?«

»Natürlich nicht.«

Rodried zog sie hinter sich her. »Nein, nein, macht er nicht. Simund ist ...«

Und dann waren sie zu weit weg. Simund schaute ihnen nach. War das ungebührlich? Sie war halbblind, er musste sie anfassen. Aber so? Wie dann? Hatte Rodried nicht schon länger ein Auge auf sie geworfen? Aber wenn nicht er, wer dann? Er war der Sohn des Fürsten, in ihrer Situation war er womöglich der beste Heiratspartner. *Er ist kein schlechter Kerl.* Sie waren weit entfernt, nahe am Haus des Fürsten. Er drehte sich zu ihr um, sagte etwas. Sie lachte. *Und wie hast du dir ihre Zukunft vorgestellt? Bis ans Ende aller Tage mit dir, in der Hütte im Wald? Sei nicht verrückt.*

Neben ihm sangen sie aus voller Kehle, die Fäuste polterten auf den Tisch.

Der Gott gegen Doderried, Holz traf Helm, kein Blut!
Nicht wusste er vom Gott, Haldever geschlagen
Die Hand reichte ihm Cherus, Freund statt Feind, Brüder!
Zu Gefährten sie wurden, Stämme vereint, treu!

Eine Delle hatte der Helm von Doderried auf jeden Fall. Ein guter Mann war er gewesen, glaubte sich Simund zu erinnern. Ein guter König der Merowa, nachdem Cherus verschwand. Er war zu früh gestorben.

Kapitel 8, Simund

Melinde war aus seinem Sichtfeld verschwunden, hinter Reihen von Bänken, emporgehobenen Krügen, Männern und Frauen, die es nicht am Platz hielt. Die Musikanten hatten eine große Trommel hervorgeholt und schlugen einen eingängigen Takt. Die Flöten kämpften gegen den Gesang der Menge an. Sie hatten unterschiedliche Melodien im Sinn, einzelne Gruppen sangen ihre eigenen Lieder, manche grölten sie, während die Flötenspieler stoisch ihrer Vorführung folgten.

Simund fühlte sich, als säße er nur dazwischen, nicht mitten im Fest. Als ragte er wie eine Insel aus diesem Meer aus Lärm. Umgeben und umspült von Menschen, Gesang und Freude. Das Meer fasste ihn an, Wellen schlugen gegen seine Felsen. Wirkungslos prallten die Lieder an ihm ab, seine Klippen standen standhaft und einsam.

Ein Schlag auf seine Schulter. Strahlend setzte sich Rodried neben ihn. »Melinde hat sich gefreut! Und die anderen Mädchen auch. Bei denen ist sie gut aufgehoben. Wir sollten uns zu den Jungs begeben.«

Simund musste erst aus seiner Versunkenheit aufwachen.

»Klingt gut. Das können wir machen.« Ihm war nicht wirklich danach, aber er wollte Rodried nicht aufhalten.

Rodried stand auf, noch immer mit diesem Strahlen im Gesicht.

»Aber Rodried«, sagte Simund, als er sich ebenfalls erhob, »ich würde heute noch gerne mit deinem Vater reden.«

Rodried setzte sich in Bewegung. »Aber Simund«, äffte er nach. Er stand eine Armlänge von Simund entfernt, trotzdem hatte er Mühe, ihn zu verstehen. »Viele wollen die Gelegenheit nutzen, während sie sich am Hofe Spatzensturz

aufhalten. Du wirst dich anstellen müssen.«

Simund versuchte, zu ihm aufzuholen. Ihr Gespräch musste nicht jeder hören. Jemand fiel ihm vor die Füße, ein Schwall Bier flog aus seinem Krug und hätte beinahe Simunds Hose benässt. *Kriegt das überhaupt noch jemand mit?*, fragte er sich. Simund sprang über den am Boden Liegenden (der lautstark lachte) und zog Rodried am Arm. »Es ist wichtig. Melinde muss auch mit ihm sprechen.«

Rodried wirkte kurze Zeit verblüfft, blinzelte und schaute ihn mit offenem Mund an. Sein Ausdruck bekam etwas Dummes. Dann nahm er ihn in den Arm und ging mit ihm weiter. »Du weißt, mein Freund, ihr beide könnt euch auch immer an mich wenden. Ich leite es dann an meinen Vater weiter. Das geht viel schneller, als darauf zu warten, dass er all diese Bittsteller zufriedengestellt hat. Auf mich hört er und er weiß, dass ich nicht mit Nichtigkeiten seine Zeit stehle.«

Simund flüsterte ihm ins Ohr: »Melinde hat etwas gesehen.«

Rodried blieb stehen. »Was? Was hat sie gesehen?«

Er schüttelte den Kopf. »Du weißt, in ihren Visionen. Sie muss es ihm in aller Ruhe erklären.«

»Oh, richtig, richtig. Kann ich dabei sein?«

»Nun ... ich denke mal, als zukünftiger Fürst von Spatzensturz ...«

»Ja, da betrifft mich das auch. Weißt du was?« Rodried entließ ihn aus seinem Griff. »Ich suche ihn mal gleich.

Unsere Freunde sitzen dahinten. Begib dich zu ihnen.«

Rodried wies auf eine Reihe von Bänken, auf denen die jungen Männer saßen und die Burschen, die noch zu werden wollten.

»Ich gehe dann mal. Der Alte wird sich schon irgendwo hier

herumtreiben.«

Damit ließ Rodried ihn allein. Simund schaute auf die Bänke, rührte sich nicht. Einer der Burschen bemerkte ihn, winkte ihn zu sich. Mehrere Köpfe wandten sich in seine Richtung. Simund erkannte ihn. Nicht gerade ein Freund, aber sie hatten schon ein paar Worte gewechselt.

Na dann.

Er suchte sich einen freien Platz, fand keinen, bis man für ihn enger zusammenrückte.

»Simund!«, rief der Bursche mit strohblondem Haar, das ihm struppig bis zu den Schultern reichte.

»Berlaug«, antwortete Simund und gab sein Bestes, einem Gespräch gegenüber aufgeschlossen zu wirken. »Wie geht es dir?«

»Kann mich nicht beklagen! Und wie läuft es draußen im Wald?« Berlaug wandte sich an seinen Nachbarn. »Simund ist schon Grenzreiter.«

Bitte nicht. Simund seufzte innerlich. *Das führt nur wieder zu mehr Fragen.*

»Grenzreiter?«, fragte Berlaugs Nachbar, ein dickleibiger junger Mann mit sich leicht überschlagender Stimme. »Sag, Simund, wie alt bist du?«

Und schon geht es los. »16.«

»Wusste ich es doch! So jung und schon Grenzreiter? Wie ist die Arbeit da draußen?«

»Gut«, antwortete Simund. »Ich habe mein Gebiet und darf zur Selbstversorgung jagen, wonach mir ist. Darf Holz schlagen, Fallen stellen, etwas anlegen. Solange ich ein Auge auf das Gebiet werfe und dem Fürsten alles melde.« Simund hoffte damit, von seinem Alter ablenken zu können.

»Ist dein Vater nicht mehr in der Lage, die Arbeit zu leisten?«, fragte der Belebte weiter.

»Seit ungefähr 11 Jahren nicht mehr.« *Und jetzt frage mich bitte nicht auch noch nach meiner Mutter.*

Aber mehrere Anwesende lauschten bereits ihrem Gespräch. Von hinten tauchte ein Arm auf und stellte einen Krug Bier für ihn auf den Tisch. Ein würzig-herber Geruch stieg ihm augenblicklich in die Nase. »Damit die Kehle beim Erzählen nicht austrocknet«, sagte die Person hinter ihm und verschwand wieder.

»Also ist dein Vater«, sprach der Fette weiter, »schon vor vielen Jahren verstorben? Und deine Mutter?«

Simund nahm einen Schluck. Wenigstens schmeckt es. »Auch. Beide bei einem Brand verstorben.«

Simund sah das Feuer vor sich, konnte plötzlich die Hitze auf der Haut spüren. Fühlte wieder die Arme seiner Schwester um sich geschlungen, schaute ihren Tränen dabei zu, wie sie ihre Wangen herunterliefen. Der Dachbalken brach zusammen. Die Decke ein rotes Meer. Das Atmen fiel ihm immer schwer, es brannte in den Augen. Jemand streckte ihm eine Hand entgegen. Simund wusste nicht, wer es war. Er ergriff die Hand und wurde mitsamt seiner Schwester aus dem Schutt gezogen und aus der Halle getragen. *Wenn ich mich nur an sein Gesicht erinnern könnte.*

«Ich möchte nicht wirklich davon erzählen.»

Ein Schweigen machte sich breit. Simund nahm einen weiteren Schluck und hoffte darauf, dass Rodried ihn endlich abholen würde.

Die Tür öffnete sich, vor ihnen ein weiter, hoher Raum.

Arwinne, ein zierliches Mädchen mit dichtem, braunem Haar, stand neben der Tür und lächelte Simund an.

»Hallo Simund«, sprach sie und schlug die Augen nieder. »Und hallo Melinde. Schön, dich hier zu treffen. Willkommen im Fürstenhaus Spatzensturz.«

Simund kratzte sich am Hinterkopf, schaute abwechselnd die Tür und sie an. »Ja ... hat dein Vater Zeit?«

»Er sitzt schon dort. Tritt nur ein.« Sie machte ihm Platz.

»Danke«, sagte er knapp und führte Melinde in den Raum.

Rodried folgte ihnen; Simund merkte, dass er bei Arwinne stehenblieb und mit ihr ein paar leise Worte tauschte.

Eine Feuerstelle glomm in der Mitte des Raumes, ein paar Stühle und Bänke darum herum, ein Mann saß eingesunken und in Felle gehüllt auf einem Hocker. Er stocherte mit einem Schüreisen in den Flammen. Auf dem festgestampften Lehm Boden waren Felle ausgelegt, ein paar weitere an die Wände gehängt. Die Kapitelle der Säulen, die das Gebälk hielten, zeigten Vögel in einem Blattwerk. Zu viert, in jede Himmelsrichtung blickend, hielten sie die Dachkonstruktion. Der Rauch des Feuers stieg durch ein Loch in der Decke.

»Mein Fürst Darlaug.«

»Mein Fürst Darlaug«, wiederholte Melinde.

»Setzt euch«, sprach der Herr. Er wirkte müde, die Augen eingefallen. Simund kannte ihn schon fast sein ganzes Leben; kein Wunder, dass Rodried davon sprach, bald Fürst zu werden.

»Wir wissen«, begann Simund, während er sich mit Melinde dem Fürsten gegenüber setzte, »dass Ihr heute schon reichlich Besuch hattet.«

Darlaug winkte ab. »Nicht zu förmlich. Ihr beide könnt

jederzeit zu mir kommen. Also ...« Er schaute zu Arwinne.
»Bring ihnen etwas zu trinken.« Und wieder an die beiden gewandt: »Meine Frau treibt sich hier irgendwo herum und sorgt dafür, dass meine Schützlinge da draußen auch genügend zum Saufen haben. Verdammtes Vorerntefest. Ich muss zugeben, dass ich auf ein paar Traditionen unseres Volkes gerne verzichten würde. Das sage ich als derjenige, der das Fest ausrichten muss.« Er lachte. »Und? Wie läuft es im Wald? Da ich nichts von dir höre: gut, oder?«

»Ja, keine besonderen Vorfälle.«

»Die Tiere?«

»Gesund. Zahlreich. Kann mich nicht beklagen. Ein paar Wolfsspuren. Ich habe mich mit den anderen Grenzreitern unterhalten und wir haben dafür gesorgt, dass sie den Herden fernbleiben.«

»Ah, ich habe gut daran getan, dir dieses Land zur Verfügung zu stellen. Komm mal näher, Simund.«

Simund erhob sich und beugte sich über das Feuer.

»Die Arbeit da draußen tut dir gut. Aus dir wird noch ein Mann.«

Simund setzte sich. »Danke, mein Fürst.«

»Und Melinde?«

»Ja, mein Fürst.«

»Gefällt dir das Leben da draußen?«

»Ich bin dankbar«, antwortete sie, »dass Ihr uns dieses Leben ermöglicht habt.«

Darlaug verzog das Gesicht. »Das ist nicht wirklich eine Antwort. Du hast noch immer die Möglichkeit, dich hier bei uns als Teil der Hofhaltung zu verdingen. Wir können Arbeit für dich finden, bei der deine ... du weißt. Nicht wirklich

stört.«

Melinde schwieg. Arwinne trat heran und überreichte beiden einen Krug Bier. Simunds Blick traf ihren kurz und er wollte sich bedanken. Nur die Worte brauchten zu lange, ihm aus dem Halse zu kriechen. Ein Moment des Zögerns, Arwinne wartete vergeblich und verschwand wieder.

Ich konnte mich einst normal mit ihr unterhalten. Wann hat sich das geändert?

Simund schaute ihr noch nach, wie sie den Raum verließ, und fühlte sich dann von ihrem Vater ertappt. Über das Feuer hinweg fixierte ihn der Fürst.

»Na ja«, bemerkte Darlaug, ohne genauer darauf einzugehen, »ihr beide wollt eben zusammenbleiben. Kann ich euch nicht verdenken, nach dem, was ihr erlebt habt. Mein Sohn meinte, dass ihr mir was Wichtiges zu berichten habt?«

»Richtig«, sagte Simund.

Rodried nahm sich einen Hocker und setzte sich so, dass er seinen Vater und die Geschwister anschauen konnte.

»Melinde hat etwas gesehen. Wie nur sie es sehen kann.«

Darlaugs Körper spannte sich, er nahm eine festere Haltung ein. »Mein Kind, erkläre mir, was du gesehen hast. Was wollten die Götter dir mitteilen?«

Melinde senkte den Kopf. Ihre Hände spielten mit dem Krug.

»Ich sah ...«

»Lauter, bitte«, wünschte der Fürst.

Melinde stand ganz auf. Simund glaubte, ein Beben in ihrer Stimme zu hören. »Ich sah einen Schwarm aus Mäulern.

Abertausende gierige Mäuler. Und die Zerstörung, die sie anrichten werden. Leergefressene Felder. Landstriche bar jedes Lebens.« Sie ging vom Feuer weg, Simund sprang auf. Er

fürchtete, sie würde sich an etwas stoßen. Rodried hatte dieselbe Idee und entfernte bereits einen Hocker aus ihrer Bahn. »Sie kommen aus dem Osten. Der wieder zum Leben erwachte Vogel flog gen Osten. Sie werden kommen und schreckliches Unheil über die Länder der Merowa bringen.«

»Wann?«, fragte Darlaug.

»Ich weiß es nicht. Bitte glaubt mir.«

»Leergefegte Felder?«, stieß Rodried aus. »Bald steht die Ernte an! Was ist, wenn sie jetzt ins Land eindringen?«

»Beruhige dich«, meinte Darlaug. »Diese Warnung könnte sich auf eine Gefahr beziehen, die in weiter Ferne liegt.«

»Aber wir sollten uns so schnell wie möglich darauf vorbereiten.«

»Da hast du recht«, stimmte Darlaug seinem Sohn zu.

Simund indessen fasste seine Schwester an den Schultern und führte sie sanft zu ihrem Platz zurück. »Trink etwas, du bist erregt.« Und zum Fürsten: »Ist nicht bald das Königs-Thing? Vielleicht solltet Ihr es den Fürsten vortragen. Die Fürsten im Osten wissen möglicherweise mehr über diese Gefahr.«

»Sollten wir euch mitnehmen?«, fragte Darlaug mit einem Lächeln. »Nein, das wäre keine gute Idee. Aber ja, ich werde es dem Königs-Thing vortragen.« Darlaug hielt sich die Stirn, er atmete einmal schwer ein und dann aus. »Mädchen, die Götter mögen dich mit Blindheit geschlagen haben. Ist es das wert, dafür diese Schrecken zu sehen?«

Melinde nahm einen tiefen Schluck. Sie hatte Schaum am Mund, den sie sich abwischte. »Wir suchen uns unser Schicksal nicht aus.«

Kapitel 9, Piasus

Piasus fiel auf. Er hatte sich die groben Stoffe der Merowa angezogen, trug die Haare lang und ungepflegt, ließ sich wieder einen Bart wachsen. Trotzdem fühlte er sich beständig von diesen Merowa angestarrt. Vielleicht klappte das Untertauchen doch nicht so gut, wie er es sich vorgestellt hatte. Piasus stand an einem kleinen Hafen und starrte auf das Westmeer hinaus. Die Wellen spülten brackiges Wasser ans Ufer, der Himmel zog sich grau zu. Ihn fröstelte bei dem Anblick und er warf sich einen Fellmantel über die Schultern, den er auf dem Weg hierhin erstanden hatte. Er wandte sich wieder dem Hafen zu und schaute sich die Merowa an. Das Volk hier war von kräftigem Wuchs und grobschlächtiger Natur. Selbst die Frauen wirkten, als verrichteten sie nur harte Bauernarbeit, sahen feist und stämmig aus. *Na ja, es ist auch ein Volk von Bauern und Jägern*, dachte er sich. Die Menschen hier besaßen meist helles bis sogar rotes Haar, das er aus seiner Heimat nicht kannte.

Vielleicht sollte ich aber auch nicht so sehr glotzen. Das macht mich ja erst recht verdächtig.

Piasus versuchte so zu tun, als sei er jeden Tag an einem Hafen des Westmeeres, und schlenderte zu den Stegen. Mehrere Schiffe waren dort vertäut. Niedriger Tiefgang, der Rumpf lang und schlank gebaut. Nur ein Segel erhob sich in den grauen Himmel. Das Steuer war nicht hinten am Heck angebracht, sondern an der Seite des Schiffes. Er konnte sich kaum vorstellen, wie man damit übers Meer fahren sollte.

Auf einem der Stege setzte er seine Beobachtungen fort. In

manchen der Schiffe schliefen die Seemänner, andere wurden gerade beladen. Er sah viele beschädigte Schiffe, auf hoher See musste es rau zugehen. Seeleute waren damit beschäftigt, an ihnen zu zimmern, sie sägten und schlugen mit ihren Werkzeugen.

»Vorbei«, schnauzte ihn jemand von hinten an.

Piasus machte einen Schritt zur Seite und blickte in das Sommersprossengesicht einer Rothaarigen. Kaum zu fassen, dass diese Frau ihn gerade noch so rüde aus dem Weg geräumt hatte. Er schaute ihr hinterher, wie sie einen schweren Sack auf der Schulter transportierte. Sie war in eine grüne Tunika gekleidet, die ihr fast bis zu den Knien reichte. Sie trug ein Schwert an ihrem Gürtel, der ihre Figur als Frau gut betonte, welche so gar nicht zu den Lasten passte, die sie mit sich trug.

Piasus' Interesse war geweckt, er beschloss ihr zu folgen. Einen Moment schaute er zu, wie sie den Steg hinabging, bis sie bei einem Langschiff stoppte und mit dem Sack aufs Deck sprang.

Einer der Seemänner war sogleich da, ihr den Sack abzunehmen. Ein mäuseartiges Geschöpf mit spitzem Kopf und schmalem Bart bekam sogleich ihre ganze Aufmerksamkeit, als er mit ihr sprach, mehrmals auf verschiedene Stellen am Schiff zeigte und ihr immer wieder ein Seil entgegenhielt. Ein Dritter kam hinzu, der mit nur einem Auge und einem Kreuz so breit wie fast das ganze Schiff einen furchteinflößenden Eindruck auf Piasus machte. Die Rothaarige hörte sich gelassen an, was die beiden ihr zu erzählen hatten, nickte ab und zu und sprach ein paar kurze »Sehr gut's, »Aha's und »Hmm's aus.

Das Einauge bekam mit, wie Piasus die ganze Zeit auf dem Anlegesteg stand und die Rothaarige anstarrte.

»Brauchst du was?«, fragte er in dem ruppigen Ton, der hier anscheinend gebräuchlich war.

»Vielleicht«, antwortete Piasus. »Ist das dein Schiff?«

»Nein. Ihres.« Er zeigte auf die Rothaarige.

Das wird ja immer besser. »Also, was willst du?«, fragte die Kapitänin des Schiffes. »Gucken kostet zwar nichts, aber irgendwann geht es uns auf die Nerven.«

»Ich muss zugeben, das erste Mal am Westmeer zu sein.«

Piasus ließ es gleich bleiben, so zu tun, als wäre er ein Nordländer. Ehrlichkeit könnte seine Chance verbessern, in diesem Fall vielleicht. »Bei uns sieht man Frauen nicht oft auf den Schiffen, jedenfalls nicht als Seemänner. Reist ihr weit? Sucht ihr eine neue Heimat?«

»Wir sind das Volk der Brega«, antwortete sie. »Das Meer ist unsere Heimat. Wenn die Frauen nicht auf dem Schiff sind, dann treiben sie auf dem Wasser. Wir haben keine Häuser, aber Schiffe. Keine Länder, aber das Meer. Keine Straßen, sondern die Wellen und den Wind. Aufenthalte, wie hier am Hafen, sind nur von kurzer Dauer, um ein paar Vorräte einzukaufen. Verwechsle uns nicht mit den Merowa.«

Da fiel Piasus auf, dass es auf dem Schiff noch weitere Frauen gab.

»Hasst ihr sie?«

»Nein, wir haben nur andere Lebensweisen. Also, was willst du?«

»Hat das Schiff einen Namen?«, fragte Piasus und legte ein freundliches Lächeln auf. »Wir geben allen unseren Schiffen einen Namen. Die Brega etwa nicht?«

»Doch«, antwortete sie mit verschränkten Armen und legte eine kurze Pause ein. »Das Schiff heißt Dodnar.«

»Hm ... Dodnar.« Piasus ließ sich das Wort auf der Zunge zergehen wie einen Schluck Wein (den er länger nicht mehr genossen hatte und sehr vermisste). »Das klingt nach einem Merowa. Teilen eure Völker sich die Namen? Oder bedeutet das etwas Bestimmtes?«

»Ich habe Besseres zu tun«, meinte sie und ging über das Deck.

Piasus folgte ihr. »Heißt du etwa Dodnar? Nein, das kann nicht dein Name sein. Dodnar ist ein Männername, so viel weiß ich.«

»Bist du nur wegen der Namen hier?« Sie war am Heck angekommen und löste eines der Taue vom Steg, während sie ihn nicht eines Blickes würdigte.

Piasus trat auf das Seil, was sie mit einem wütenden Schnauben kommentierte. »Ich bin an Menschen interessiert. Beobachte, wie sie reden, sich gebärden, denke über ihre Taten nach. Und Namen gehören zum Menschen dazu. Sie erzählen eine Geschichte. Und sie verraten viel über den Menschen, der gezwungen ist, mit ihnen zu leben. Denn er trifft uns wie ein Schicksalsschlag. Werden wir dem Namen gerecht? Werden wir ihm nur deshalb gerecht, weil wir ihn tragen müssen? Wussten unsere Eltern oder wer auch immer uns den Namen gab, was aus uns werden würde, handelten also in weiser Voraussicht? Gaben uns gar die Götter selbst diese Namen, schon lange bevor wir geboren wurden, und bestimmten unsere Eltern nur zu ihren Verkündern, sind wir also schon Teil eines großen Planes?«

»Bedeutet dein Name: Schwätzer?«, fragte die Rothaarige und

die halbe Mannschaft der Dodnar lachte.

Auch Piasus stimmte in das Lachen mit ein, bis die Rothaarige verstummte. »Ja, das hätte gepasst. Aber nein. Mein Name ist Piasus. So nennt sich eine Bucht, in deren Nähe ich aufwuchs. Ein alter Name, der nicht von den Menschen stammt. Das Wasser dort ist ganz anders als die stürmische See des Westmeeres.« Und Piasus schaute zum Meer hinaus, um es sich genau vorzustellen. »Ein klares Blau, selbst wenn ich weit rausschwamm, konnte ich noch den Sand auf dem Meeresboden und die Fischeschwärme sehen. Die See war meist ruhig, die Bucht lag dem Wind abgewandt. Man konnte dort leicht Krestiere fangen und die wenigen Haie, die dort lauerten, waren oft klein und hatten mehr Angst vor uns Kindern als wir vor ihnen. Manche ließen sich sogar streicheln.«

Piasus nahm den Fuß vom Tau und schaute wieder die rothaarige Schiffsführerin an. Entdeckte er da ein Leuchten in ihren Augen? *Gut, meine kleine Geschichte scheint ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben.* »Aber das ist lange her und ich bin weit von der Piasus-Bucht entfernt. Nun muss ich mir Gedanken darüber machen, wie ich dieses ungemütliche Wasser befahren soll.«

»In welche Richtung soll es denn gehen? Ach ja, mein Name ist Hedda.«

»Hedda! Ich glaube, das passt, was auch immer das bedeuten soll. Nach Norden, die Küste entlang. Nach ein paar Tagen Schiffsreise muss ich wieder von Bord, um in das Innere der Nordlanden zu gelangen. Ich kann die Reise bezahlen«, und Piasus holte den Geldbeutel aus dem Mantel und ließ das Innere klimpern. »Habe selber schon auf dem Schiff

gearbeitet und kann auch mit anpacken, wenn das nötig ist. Nur in diesen Gewässern kenne ich mich nicht aus und auch nicht mit dieser Art Schiff, die ihr hier fahrt.«

Hedda stieg vom Deck auf den Steg und streckte die Hand nach dem Geld aus. »Ich will die Münzen sehen, nur um sicherzugehen.«

Piasus reichte ihr eine Silbermünze.

»Das ist Geld der Mykerios«, bemerkte sie.

»Der Kolonien am Goldsee, um genauer zu sein. Was ist das Problem? Silber wiegt überall gleich. Es ist auch reines Silber, garantiert nicht mit Kupfer oder sonst etwas vermischt.«

»Die Merowa nehmen aber nur von Zwergen gemünztes Geld an. Solange wir auf den Handel mit ihnen angewiesen sind, wird es uns nichts nützen.«

Sie schaute auf den Beutel und spielte mit der Münze in der Hand herum. Dabei verzog sie den Mund von einer zur anderen Seite. »Warte hier«, sprach sie und ging mit der Münze ans Deck, um sich mit dem Mausgesicht und dem Einäugigen zu unterhalten.

Hat dich das Orakel nur ausgewählt, weil du so gut darin bist, dir Geschichten auszudenken?, fragte er sich. Die Piasus-Bucht? Wenn Hedda jemals herausfindet, dass mein Name in einer alten Sprache wirklich »der, der gut redet« bedeutet, wirft sie mich von Bord.

Sie kam wieder und stellte sich vor ihn, die Arme in die Hüften gestemmt, aber mit einem kurzen Anflug von einem Lächeln im Sommersprossengesicht, das sie sich zu verkneifen suchte. »Ein Teil des Geldes wird im Voraus bezahlt«, sagte sie, »und der Rest je nachdem, wie lange die Reise dauert.«

Kapitel 10, Piasus

Piasus half mit, wo immer er konnte und sie eine arbeitsame Hand benötigten. Nicht unbedingt, weil er so hilfsbereit war. Einerseits machte es ihn bei der Mannschaft beliebter, andererseits hieß er alles gut, was die Reise beschleunigte. Seine Arbeit am Schiff schien ihr zu gefallen, jedenfalls bemerkte er hin und wieder, wie ihre Blicke an ihm klebten. Viel Arbeit war nicht nötig. Das Schiff fuhr ohne große Probleme in Richtung Norden an der Küste entlang. Die See war ruhig, kein Unwetter störte ihre Fahrt.

Piasus hatte immer wieder Zeit, sich die Küste anzuschauen: Natur, er sah nicht eine Stadt, keinen befestigten Weg, vielleicht mal eine Hütte oder ein Boot am Strand.

Vielleicht verbargen sie sich in den Wäldern, diesem tiefen und dunklen Nadel- und Laubdickicht, das ihm die Sicht versperrte. Vielleicht waren die Merowa ja Waldmenschen, die sich keine Hütten, Höfe und Städte bauen mussten, wenn sie ein dichtes Blattwerk über sich hatten, da der Wald ihnen als Behausung ausreichte.

So ging der erste Tag schnell vorbei und er lernte ein paar neue Leute kennen. Das Mausgesicht hieß Patson und war ein kundiger Seefahrer.

»Wale gibt es da!«, hörte er ihn einmal schwärmen, »die man jagen kann, bis man in ihrem Fett ertrinkt. So groß wie Inseln sind manche von ihnen und wenn sie auftauchen, schwemmt dich die Welle bis zurück zu den Nordlanden. Aber dort sollen auch alle Arten von Kraken ihr Unwesen treiben, die die Schiffe in die Tiefe ziehen. Auch Seeschlangen, deren Schuppen kein Spieß durchdringt. Diese Schuppen sollen aber ein Vermögen einbringen, genauso wie das Blut der

Seeschlangen. Es sollen uralte Wesen sein und sie sind nicht aus Stoffen dieser Welt gemacht. Angeblich treiben sie länger durch diese Wasser, als die Götter alt sind.«

Viele seiner Geschichten hörten sich unglaublich an.

Piasus aber erkannte einen Schwätzer, wenn er ihm zuhörte.

Patson glaubte an das, was er sprach, so viel war gewiss.

Der Einäugige hieß Bharmund und sprach nicht viel. Er genoss trotzdem viel Respekt. Piasus konnte nicht genau sagen, ob das an seiner wuchtigen Gestalt lag oder ob da auch etwas dahintersteckte. Deswegen fragte er einen der Seemänner, als sich die Gelegenheit dazu bot.

»Er war ein Pirat, für lange Zeit. Er überfiel mit seiner Mannschaft Schiffe wie dieses, segelte südlich und überfiel die Fischerdörfer und Handelsschiffe. Irgendwann hatte er es übertrieben und die Brega machten gezielt Jagd auf ihn. Ein reicher Schiffsführer stellte ein Kopfgeld auf ihn aus und alle Schiffe segelten los. Er stellte sich dem Kampf.

Plötzlich hatte er keine Mannschaft mehr, seine Schiffe verschlang das Meer und seitdem fehlt ihm ein Auge. Mit einem kleinen Boot und dank einer stürmischen See konnte er seinen Häschern entweichen. Hedda fand ihn, halbtot. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis er verbluten würde. Da bot sie ihm an, bei ihr sein Kopfgeld abzuarbeiten, sonst würde sie ihn aushändigen. Von da an schwor er der Piraterie ab.«

»Aber ist das nicht eine Gefahr für sie?«, fragte Piasus.

»Hedda hat einen guten Ruf«, fuhr er fort. »Einerseits tat sie nie etwas, das man ihr vorwerfen konnte, andererseits fürchten die Brega ihre Kraft.«

»Was?«, zeigte sich Piasus erstaunt. Nun, sie sah kräftig aus für eine Frau, aber dafür sorgte schon das Leben auf dem

Schiff. Vielleicht sollte er diese Seite an ihr ernster nehmen. »Welche Kraft fürchten sie an ihr?«

»Nun ...« Der Seemann blickte zu Hedda, um sich zu vergewissern, dass sie auch nicht lauschte. »Es heißt ...«

»Es heißt?«

»Ja, es heißt, sie habe einer Krake eigenhändig die Arme abgerissen.«

»Mit bloßen Händen?«

»Ja!«

»Wieso?«, fragte Piasus ungläubig.

Da musste der Seemann überlegen und schwieg.

Am Abend reichten sie ein süßliches Bier herum. Es machte kaum betrunken, aber Piasus fühlte sich müde. Tatsächlich war ihm, als würde er seit langer Zeit mal wieder gut schlafen, sei es auch an einem Lagerfeuer, an einem schmalen Küstenstreifen der Nordlanden.

»Dann«, sprach Patson, »erzähle uns doch etwas von den Städten der Mykerios.«

Zustimmendes Gemurmel. Er schaute sich alle Gesichter über das Lagerfeuer an, Hedda vielleicht etwas länger. Sie wirkte interessiert. *Was soll ich nur erzählen?*

»Also.« Er stand auf und ging um das Feuer herum. »Akleion wurde gerade mal vor über 30 Jahren gegründet, doch ist jetzt schon eine der prächtigsten Kolonien am Goldsee. Sie erstreckt sich –«

»Die meisten hier«, brummte auf einmal der einäugige Bharmund, »haben noch nicht mal eine Stadt gesehen. Fange da mal ganz von vorne an.«

»Gut, gut. Stellt euch eine Hütte vor. Und nun Hunderten von

ihnen, mehr als ihr zählen könnt. Die Wände der Hütten bestehen auch nicht aus Holz, sondern aus Lehmziegeln oder aus Stein. Manche der Hütten haben mehrere Räume oder sie befinden sich auf einem Grundstück, um das sie eine Mauer gebaut haben. Dann können sich mehrere Gebäude auf diesem Grundstück befinden. Oder ein Garten. Hohe Säulen halten die Stockwerke der großen Villen. Die ganze Stadt ist im Grunde so ein Grundstück, denn eine riesige Stadtmauer schließt alle Häuser ein. Aber es gibt nicht nur Gebäude zum Wohnen, auch zum Baden, es gibt Theater -«

»Was ist denn das?«, fragte einer.

»Das erkläre ich ein anderes Mal. Wo war ich? Es gibt Marktstände, Podien auf öffentlichen Plätzen. Straßen, gepflastert und mit Rinnen, die den Unrat aus der Stadt schaffen. Und auf dem Hügel, um den die Stadt gebaut wurde, befinden sich eine Festung und die Versammlungshalle, wo weise Männer, die vom Volk gewählt werden, über das Schicksal der Stadt entscheiden. Oh, und wir haben Tempel, in denen wir den Göttern die Gunst erweisen, wie auch einen Bau, in dem das Orakel auf unsere Fragen wartet.«

»Das Orakel?«

»Ja«, antwortete Piasus. »Ihr nennt sie, denke ich, Alraunen, oder? Eine weise Frau, welche die Zukunft voraussagen kann. Sie hat mich auf diese Reise geschickt, denn anscheinend war nur ich dieser großen Aufgabe gewachsen.«

»Welche Aufgabe?«, fragte Hedda.

Piasus stoppte, lehnte sich über das Feuer, legte die Finger auf die Lippen und machte lautstark: »Sssccchhhh«, was scherzhafte Protestlaute und Buhrufe auslöste. Hedda

schüttelte den Kopf. Das Lagerfeuer warf die Schatten eines Lächelns auf ihr Gesicht.

»Piasus.« Er drehte sich um, Hedda rief vom Heck des Schiffes nach ihm. *Das wird ein guter Tag*, dachte er sich. »Wie kann ich helfen?«, fragte er am Heck angekommen. Sie waren hier allein, soweit man auf einem schmalen Schiff ohne Unterdeck allein sein konnte. »Darf ich vielleicht vorher sagen, dass mir diese Reise mehr gefällt, als ich erwartet hatte? Ich befürchtete, muss ich zugeben, inmitten von nach Meersalz stinkenden Barbaren, die nur mit Grunzlauten miteinander kommunizieren, um mein tägliches Leben fürchten zu müssen. Aber ich habe meine Freude an der Reise und manche von euch sind mir schon recht ans Herz gewachsen.« »Ich glaube noch immer«, erwiderte sie, »dass dein Name ›Schwätzer‹ bedeutet.«

Oh je, wie gut du mich doch kennst. Viel besser als ich dich.

»Mich interessiert es, wohin es dich genau verschlägt«, fuhr Hedda fort. »Vielleicht können wir an einer günstigen Stelle anlegen. Dieses Boot kann auch über die Flüsse fahren und anderes seichtes Gewässer.«

Ist das klug, ihr mehr zu erzählen? Vielleicht hilft es mir ja wirklich. Und ich muss ja nichts über den Zwerg und den Vertrag sagen.

»Wenn du mir versprichst«, sagte er, näher an sie herangetreten, »es nicht auszuplaudern.«

»Natürlich.«

»Ah, dir kann ich vertrauen, das merke ich. Also, ich muss zum Fürsten von Spatzensturz.«

Sie horchte auf und blinzelte ihn an. »Spatzensturz?«
»Ja, also ich muss dann eine Weile landeinwärts wandern. Soviel wir wissen, gibt es keine Flüsse in der Nähe, aber da wird doch ein günstiger Anlegeplatz sein, wo ich jemanden finden kann, der mich bis nach Spatzensturz führt, oder?«
Sie schien ihm gar nicht zugehört zu haben. Stattdessen schaute sie mit der Hand am Mund aufs Meer. »Spatzensturz ...«, wiederholte sie.

»Gibt es da ein Problem?«, fragte er.

»Dorthin zu kommen? Nein. Also, es ist nicht schwieriger, dorthin zu kommen, als irgendwo sonst bei den Stämmen der Merowa. Aber ...«

Sie wirkte zerfahren, der Name des Fürstentums hatte irgendetwas in ihr ausgelöst. Das gefiel ihm gar nicht. Stimmte da etwas mit dem Fürstentum nicht?

»Darf ich fragen«, sie wandte sich wieder an ihn, »was das Orakel gesagt hat? Was waren die Worte des Orakels, das dich losgeschickt hat?«

»Ich weiß nicht ...« *Was kann es schaden? Ich kann mir ja selber keinen Reim darauf machen. Außerdem ist sie nur eine Brega, die westlich der Nordlande durch die See schifft.*

»Das Orakel sprach etwas davon, dass das Blut der Götter fließen wird. Ihre Worte sind immer so schwammig, du kannst dir nie sicher sein –«

Plötzlich griff Hedda ihn am Kragen, drückte ihm mit der anderen Hand die Kehle zu und hielt seinen Körper über das Wasser. Sie presste ihm die Luft aus dem Hals, während sie ihn mit zornentbrannten Augen ansah. *Verdammt, diese Kraft! Das ist doch nicht normal!*

»Welches Blut«, sprach Hedda mit zusammengepresstem Kiefer,

»soll fließen?«

Sie drückte ihn weiter auf das Wasser hinaus. Auf dem Deck war es still geworden, Piasus hörte nur die Wellen ans Schiff schlagen und etwas im Hals knacken. »Wirklich ...«, brachte Piasus mit erstickender Stimme hervor, »ich habe keine Ahnung ... Ich bin im Auftrag ... meines Stadtstaates hier ... Bitte, du bringst mich noch um.«

Mit einem wütenden Schnaufen warf sie ihn zurück aufs Deck. Neben ihm stampfte sie auf und ab.

»Das Blut der Götter ...«, wiederholte sie. »Das Blut der Götter. Das Blut der Götter ... Stehe auf und erzähle mir ganz genau, wovon das Orakel sprach.«

Piasus mühte sich hoch und rang nach Luft. An der Reling gestützt versuchte er, sich genau zu überlegen, was er als Nächstes sagen sollte. *Ehrlich zu sein hat mich in diese Lage gebracht. Würde sie mich wirklich deswegen töten? Was ist nur mit dieser Frau los?*

»Du weißt wohl nicht ...« Er hustete. »Du musst wissen, dass unsere Orakel oft sehr undeutlich sprechen. Ihre Worte sind schwierig zu interpretieren und können alles Mögliche bedeuten, manchmal sogar das Gegenteil von dem, was man erwartet. Das Orakel von Dardycon soll einst ...«

»Erspare mir das. Waren das die einzigen Worte, die das Orakel sprach? Spuck schon aus.«

Also, was soll es nun sein? Er schaute sie genauer an. Sie war zornig, der Körper wie zum Sprung bereit, als würde sie ihn jeden Moment vom Schiff stoßen. *Es ist ihr wichtig. Las er da Sorge in ihrem Blick? Handelte es sich um etwas Persönliches?*

»Du musst mir versprechen, mir kein Leid anzutun. Lass mich

dir nur sagen, dass ich im Auftrag meines Stadtstaates hier bin und selber nicht weiß, was das Orakel meint.

Verstanden?«

Ihre Haltung lockerte sich etwas, aber Piasus entging nicht, dass sie noch immer voller Anspannung war. »Verstanden.«

»Das Orakel sprach davon, dass das Blut der Götter in den Süden fließen wird, in die hohen Häuser der Mykerios, wenn ich mich auf die Reise mache. Das ist alles. Mein Auftrag handelt von etwas ganz anderem, aber bitte quetsche das nicht auch noch aus mir heraus.«

»Und wieso der Fürst von Spatzensturz?«

»Er soll mir bei etwas helfen. Bitte, das kommt Verrat gleich, was ich hier tue. Ich hege überhaupt keine schlechten Absichten, sondern mache einfach, was man mir aufträgt.«

Sie trat nahe an ihn heran, das Deck erbebte unter ihren Schritten und Piasus fiel fast über Bord, als er ihr auszuweichen versuchte. »Du wolltest doch jemanden, der dich nach Spatzensturz führt, richtig? Da können wir was arrangieren.«

Kapitel 11, Piasus

Konnte er sich glücklich schätzen? Hedda beriet sich noch mit ihrer Mannschaft, in erster Linie mit Bharmund und Patson. Die beiden hörten ihr aufmerksam zu, Patson nickte beständig, Bharmund hatte die Arme verschränkt und blickte abwesend in die Weite. Heddas Schiff trieb in der ruhigen See hinter ihnen, die Mannschaft sah vom Deck zum Strand hinüber. Auf Piasus machte dieses Bild den Eindruck, als verlasse Hedda die Welt der Brega und betrat die Welt der Merowa. Der Strand, wo Wellen nach dem Land griffen, war die Pforte zwischen diesen beiden Welten. Es war ein schönes Bild, der trübe Himmel über dem Westmeer verlieh ihm etwas Melancholisches.

Hedda verabschiedete sich von Patson, danach von Bharmund. Die beiden verließen den Strand und Hedda stieß zu Piasus, der auf einem Felsen wartete.

Sie hatte sich eine Weste aus dickem Fell übergestreift. Über einer Schulter hing ein Beutel mit anscheinend allem, was sie brauchte. Auf ihrem Rücken hatte sie sich einen großen, ovalen Schild geschnallt und in der rechten Hand hielt sie einen Speer mit einer blattförmigen, breiten Spitze. An einer Seite ihrer Hüfte hing ein kurzes Schwert, an der anderen eine Axt. Piasus fragte sich, ob alle Reisenden hier so ausgerüstet waren.

»Können wir?«, fragte sie. »Ich habe alles abgewickelt. Wir haben noch einen langen Weg vor uns.«

»Wirst du dein Schiff nicht vermissen? Do...« Piasus erinnerte sich. »Dodnar?«

»Ja. Aber ich werde es wiedersehen. Patson und Bharmund haben nun den Befehl. Ich kann ihnen vertrauen. Sie haben

meine Erlaubnis, für eine Weile mit Dodnar das Meer zu befahren. Dann warten sie mit dem Schiff in einem vereinbarten Hafen.«

Piasus stand auf, nahm seine Sachen und drehte sich zum Wald um. Innerlich seufzte er, äußerlich versuchte er es zu unterdrücken. *Wieso sind diese Wälder nur so dunkel?* Er hatte noch nie so dunkle Wälder gesehen. Ob es nun daran lag, dass die Wälder seiner Heimat weniger dicht waren oder die Sonne viel öfter schien. Woran es auch immer lag, dieses Dickicht schien ihm wie in Schatten getaucht.

Hedda trat neben ihn. »Angst?«

Vor dir oder vor dem Wald? Der Wald hatte noch nicht die Gelegenheit, mich umzubringen. »Welche Antwort ermöglicht mir, das Gesicht zu bewahren?«

Sie klopfte ihm auf die Schulter. Eine kameradschaftliche Geste. Einerseits kränkte es ihn, dass sie von einer Frau kam. Verdammt, er war ein Mykerios! Keine Frau in Waffen sollte ihm moralischen Beistand leisten müssen, das war die Aufgabe eines Mannes, der auf dem Schlachtfeld stand (bis er weglief ...). Und auch noch von einer Frau, die er vor einem Tag noch ganz anders angeschaut hatte ... Das tat zweifach weh.

Auf der anderen Seite war er froh, dass sie ihn zu verstehen schien. »Gibt es Bären in deiner Heimat?«, fragte sie.

»Ja, sie sind nicht häufig, aber man kann sie in den Wäldern und Bergen jagen.«

»Und Wölfe? Eber?«

»Die auch.«

»Dann brauchst du die Tiere im Wald nicht zu fürchten.«

Sie warf noch einen Blick auf ihr Schiff. Die Mannschaft

ruderte bereits die Küste entlang. Dann drehte sie sich zum Wald um und verließ den Strand.

Piasus folgte ihr augenblicklich. »Ich hatte schon mit Wölfen zu tun!«, sagte er.

»Ach ja? Inwiefern?« Sie klang nicht, als zweifelte sie an seiner Behauptung. Sie glaubte ihm immer alles. Trotz ihrer überraschenden Kraft und dem Umstand, dass sie ein Schiff samt Besatzung besaß, kam sie ihm manchmal wie ein naives Kind vor.

»Ich war Hirte, als ich noch jung war.«

Vor ihm stieg sie in das Dickicht hinab und tauchte in das Dunkel des Waldes ein. Sie schien alle Farbe zu verlieren, ein Schatten in der Schattenwelt. Dennoch bewegte sie sich so ungezwungen und natürlich wie noch auf dem Sand des Strandes.

»Habe Schafe gehütet«, sagte er und stoppte vor dem Sträucher- und Wurzeldickicht und der Dunkelheit, die das dichte Blattwerk warf. Er sah sie kaum noch, bald war sie hinter einem Baum verschwunden. Piasus ertrug den Gedanken nicht, verängstigt und nach Hedda suchend durch den Wald zu irren.

»Ja?«, hörte er. Es klang fern.

Komm schon, feuerte er sich an. *Ein Schritt und es ist getan*.

Es war getan. Seine Füße traten geräuschvoll auf den mit Laub übersäten Boden. Ein kräftiger Waldgeruch umströmte ihn, welcher den Geruch des Meeres, den er seit Tagen in der Nase hatte, augenblicklich verdrängte.

»Ja!«, rief er und besann sich. Da sah er sie neben einem Baum warten und schloss zu ihr auf. »Es passierte nicht oft,

aber als Hirte musste ich auch mal einen Wolf vertreiben. Zumeist nur streunende, einzelne Wölfe, keiner erwartet von einem Jungen, sich mit einem ganzen Rudel anzulegen.«
»Nein, das wäre töricht.« Sie sprang über eine dicke, moosbewachsene Wurzel, über die Piasus fast gestolpert wäre.
»Deswegen lernten wir schon früh, mit einer Schleuder umzugehen.«

»Eine Schleuder?« Sie wich einer kleinen Grube im Boden aus, die Piasus beinahe nicht bemerkt hätte.

»Ja, eine einfache Schleuder. Im Grunde wie ein Band, in das man einen Stein legt. Dann wirbelt man den Stein mit der Hand herum und lässt ihn fliegen. Und dann!« Piasus klatschte die Hände zusammen. »Mit der Zeit war ich so gut darin geworden, dass ich mal einem Wolf den Stein mitten zwischen die Augen gejagt hatte. Der war sofort tot.«

»Wirklich?« Das Gelände wurde steiler, sie kroch teilweise auf allen Vieren einen rutschigen Hang hinauf. Piasus tat es ihr gleich.

»Ja! Daraufhin hatte meine Familie ein kleines Fest gefeiert. Das erste Mal, dass ich richtig betrunken war. Wobei, ich muss zugeben: Ich bin mit der Schleuder etwas aus der Übung. Heute würde ich das nur mit Glück schaffen. Aber es reicht allemal, einen Wolf zu verscheuchen.«

»Und was habt ihr mit dem Fell gemacht?« Hedda war den Hügel hinauf gekraxelt und schaute sich um.

»Das Fell?« Er stellte sich neben sie und sah nur Wald. »Das haben wir verkauft.« *Wir? Ich hatte keinen Anteil am Geld.* Sie lächelte ihn an. »Verkauft? Ja, das war gut. Wir Brega kaufen unsere Felle bei anderen Völkern oder gehen an Land und jagen sie selbst.« Sie klopfte auf den Mantel. »Man

kriegt nicht alles auf dem Meer.«

»Du scheinst dich ja gut in den Nordländern auszukennen. Liegt das daran, dass du häufig den Fürsten von Spatzensturz besuchst?«

Hedda sah ihn an. Er konnte erkennen, wie es in ihrem Kopf arbeitete. Sie schien nicht wütend, jedoch verschwieg sie etwas und grübelte darüber nach, wie sie der Frage am besten ausweichen könnte. Irgendwann würde er herausbekommen, warum sie so versessen darauf war, ihn zum Fürsten zu führen.

»Das erkläre ich dir später. Vielleicht.«

Besser als nichts.

Sie ging weiter. »Also vor Wölfen brauchen wir uns nicht zu fürchten.«

»Ich habe aber keine Schleuder dabei.« Piasus sprang den Hügel hinunter. Er schien sich an den Wald zu gewöhnen. War man erst einmal eine Weile in ihm, war es gar nicht so schlimm.

»Es ist nur wichtig, dass du sie schon mal gesehen hast und keine Angst vor ihnen hast.«

»Und wen werden wir hier noch treffen? Leben hier viele Merowa? Es sieht nach unbewohntem Wald aus.«

»Ja, das hier ist Urwald. Wir sind mehrere Tagesreisen von Fürstenhöfen, Gehöften und Dörfern entfernt. Hier gibt es nur Tiere und andere Dinge.«

Er blieb stehen. »Andere Dinge?«

Sie hielt ebenfalls an. »Wenn du hier einen anderen Menschen siehst, sei sehr vorsichtig. Siehst du ein Tier, verhalte dich angemessen. Siehst du ein Tier mit einem Menschengesicht: Lauf.«

Ein Lagerfeuer knisterte zwischen Piasus und Hedda. Sie hatten eine ganze Weile gebraucht, um Holz zu finden, das trocken genug war. Der Wald wurde schnell dunkel. Nicht »dunkel«, wie Piasus sich ihn vorgestellt hatte, bevor er ihn betrat. Richtig dunkel. Das war keine Schattenwelt, hier hatten Schatten keinen Platz.

Piasus hatte ein Kaninchen davon hoppeln gesehen, die Baumkronen waren bevölkert von Vögeln. Würde er jeden Tag einen Brief nach Akleion schicken und von seinen Ereignissen berichten, würde sich der Brief von heute recht langweilig lesen. Es wären nur Seiten über Seiten, die den Wald beschrieben.

Die Enge und Weite des Waldes der Nordländer. Enge, weil hier Baum an Baum wuchs, Gestrüpp und Farne die Sicht versperren und zu einer Wand aus Grün zusammenwachsen. Weite, weil sich dieses Grün wie ein Meer ausbreitete und nie zu enden schien. Die Merowa könnten ihm erzählen, dass der Wald ihre ganze Welt sei, er würde es ihnen glauben. »Hast du Angst vor mir?«, fragte Hedda plötzlich und riss ihn aus seinen Gedanken. In ihrer Stimme klang kein Vorwurf, sie spottete aber auch nicht über ihn. »Schließlich habe ich dir große Schmerzen zugefügt, ohne ersichtlichen Grund.« Tatsächlich hatte sich Piasus auf die andere Seite des Lagerfeuers gesetzt. Vor ein paar Tagen noch hätte er diese Gelegenheit genutzt, an sie heranzurücken und unmerklich, aber stetig, den Abstand zwischen ihnen zu verringern. »Ich wette, da steckt eine lange Geschichte dahinter«, bemerkte er.

»So wie du nicht alles preisgeben willst und deine guten Gründe hast, will auch ich nicht alles von mir erzählen.«

Na, das fängt ja gut an. Gehen wir die Sache anders an.

»Sind alle Frauen der Brega so stark? Oder generell in den Nordländern?«

»Nein«, antwortete sie.

Das Knistern des Feuers half nicht über das unangenehme Schweigen hinweg.

»Ich bin nicht genug Schwätzer«, sagte er schließlich, »um uns beide allein zu unterhalten. Und ob du es glaubst oder nicht, ich höre mir nicht gerne selbst zu.«

»Wo soll ich anfangen ...«

Wir haben Zeit. Wir haben noch viel Zeit.

»Weißt du von Cherus?«, fragte sie.

»Diesem Gott der Merowa, der noch vor einigen Jahren auf der Welt wandelte? Ja, ich habe von ihm gehört. Die Merowa erzählen gerne von ihm.«

»Und hast du auch von Hartried gehört, dem König der Merowa?«

»Ja. Willst du darauf hinaus, dass Hartried der Sohn des Cherus sein soll? Dieser König der Merowa soll wirklich ein Halbgott sein? Auch davon habe ich gehört, doch für mich sah er nur wie ein gewöhnlicher Mensch aus.«

»Hartried und ich ...« Wieder entstand eine Pause. »Wir teilen uns denselben Vater.«

Piasus stieß ein Lachen aus. »Das gibt es doch nicht!«

»Glaubst du mir nicht?«, fragte sie und verschränkte die Arme.

»Wieso nicht?« Nicht jeder, der sich für einen Gott hielt, war auch einer. Jedoch war da Heddas ungewöhnliche Kraft. Vielleicht steckte hinter der ganzen Sache doch mehr. »Das erklärt wenigstens, dass du mich mit bloßen Händen beinahe

umgebracht hättest. Hast du ihn gekannt? Wie war er denn so?»

Sie nahm ihren Blick von ihm und starrte ins Feuer. »Ich war noch zu jung, um mich wirklich an etwas erinnern zu können. Mein älterer Bruder ...«

»Dein Bruder? Vom selben Vater?« Piasus lachte abermals, schlug mit der flachen Hand auf den Boden. »Nein, nein, keine Sorge. Ich glaube dir. Mensch, dieser Cherus hat seine Zeit auf Erden gut genutzt, nicht wahr? Ich meine, wenn ich ein Gott wäre und so gut bei den Frauen ankäme ...«

Heddas Augen fixierten ihn wieder und funkelten ihn böse an. Piasus hob die Arme. *Mach sie nicht noch wütender. Hier hat sie keine Zeugen.* »Entschuldige. Ich wollte deine Familie nicht beleidigen.«

Sie seufzte. »Ist schon gut. Ich bin selber nicht glücklich darüber, wie sich alles entwickelt hat. Wenn du aus irgendeinem Grund am Hofe des Königs sein solltest, frage nach Gunlaug. Er gehört zu seinem Gefolge. Mein älterer Bruder. Er kann sich noch an Cherus erinnern. Etwas jedenfalls. Der Gott ...«

Hörte Piasus sogar Verachtung in ihrer Stimme, als sie dieses Wort aussprach?

»... Verbrachte ein Jahr mit meiner Mutter, nachdem ich geboren wurde. Mein Bruder war zu diesem Zeitpunkt drei Jahre alt. Ein ganzes Jahr, bis er seines Weges zog.«

»Also waren Cherus und deine Mutter nie richtig verheiratet?« *Heiraten die Brega überhaupt? Oder läuft das bei denen anders? Ich weiß zu wenig über dieses Volk.*

»Nein«, antwortete sie nur knapp. Das Funkeln in ihren Augen wurde trübe, verschwand gänzlich, bis nur das Flackern des

Lagerfeuers tiefe Schatten auf ihr Antlitz warf. »Cherus heiratete nur einmal offiziell und hatte zwei Kinder. Wir, die Töchter und Söhne des Gottes, waren mal sechs. Nun sind es nur noch vier.«

»Was ist passiert?«

»Cherus ernannte einen Nachfolger für sein Königtum. Dieser Nachfolger verstarb nur wenige Jahre danach an einem natürlichen Tode. Es entbrannte ein Kampf darüber, wer der neue König sein soll. Cherus' Familie wurde vom Geschlecht der Doldaver ausgelöscht. Seine Frau, seine beiden Kinder aus seiner einzigen, offiziellen Ehe. Er war nicht da, um sie zu beschützen. Darüber kannst du auch Gunlaug fragen. Er und der jetzige König trugen ihren Anteil daran.«

Kapitel 12, Gunlaug

Gunlaug streichelte den Hirsch zwischen den beiden Geweihsprossen.

»Muss das wirklich jetzt sein?«, fragte er den Altknecht.

Der Hirsch hob den Kopf, stieß einen tiefen Protestlaut aus.

Gunlaug musste ihn mit sanfter Gewalt zum Altknecht hinunterdrücken. Ihm würde das auch nicht gefallen.

Langsam näherte sich der Altknecht mit einem kleinen Messer der Tränengrube des Hirschauges. »Wenn Ihr für ein paar Tage fort seid ...«

Wenigstens, so war Gunlaug erleichtert festzustellen, schien der Altknecht dabei sehr behutsam vorzugehen. Er fasste das Messer ganz vorne an der Spitze und hielt in der Bewegung inne, sobald der Hirsch auch nur ein bisschen zuckte.

»... wird der Hirsch das Bezoar abreiben. Wenn ich jetzt nicht die Gelegenheit ergreife, ist es erst einmal weg. Dabei brauche ich es, wegen seiner heilsamen Kräfte. Gleich haben wir es.«

Mit der Messerspitze entfernte er einen bräunlichen Klumpen aus der Tränengrube. Gunlaug hielt weiter den Kopf des Hirsches fest, während er auf die mit Haaren untersetzte, schmierige Masse schaute und leicht das Gesicht verzog. Dann hatte der Altknecht alles gelöst und rieb den Tränenstein in einer kleinen Schale ab.

»Danke«, sagte der Altknecht. »Das genügt mir. Ihr Hirsch muss mich nun nicht mehr ertragen.«

»Seid ihr beiden endlich fertig?«, fragte Hartried etwas ungehalten. Er saß bereits auf und führte die Kolonne an der Spitze an. »Wir wollen aufbrechen.«

»Wir sind fertig«, rief Gunlaug und schwang sich auf sein

Reittier. Und wieder an den Altknecht gewandt: »Habt Ihr Hartrieds Hirsch auch das Bezoar entfernt?«

»Bei den Göttern, nein! Der König lässt mich nur an sein Tier, wenn ich seine Wunden oder Krankheiten behandeln soll. Danke nochmals und gute Reise.«

»Ja, danke.« *Ob ich mir das auch herausnehmen könnte?*, fragte sich Gunlaug. *Jetzt ist es zu spät, weil ich ja nett sein musste. Ich meine ja nur, ich reite hier auf einem Schlachthirsch, nicht auf einem Pferd wie jeder normale Merowa, und bin auch einer der Söhne des Cherus ... Na ja, vielleicht kommt er ja lieber zu mir, als König Hartried zu belästigen.*

Gunlaug reihte den Hirsch in die kleine Schar an Gefolgsleuten ein. Junge und alte Recken gähnten und streckten sich auf den Pferderücken. Die Müdigkeit war dem frühen Aufbruch geschuldet. Andere wirkten munterer, schienen sich auf die kleine Reise zu freuen. *Die haben wohl vergessen, warum wir hier sind. Das wird kein Ausritt nur zum Spaß.* Bei den Älteren entdeckte Gunlaug den Ernst, den er sich für die Gefolgschaft erhoffte.

An der Spitze beugte sich Hartried zu seiner Frau Hedwinna herunter, die ihren Sohn Gartmund an der Hand hielt. Der König wechselte ein paar Worte mit ihr, sie antwortete und nickte. Dann drehte er sich zu seinem Gefolge. »Wir reiten los!«

Gartmund winkte seinem Vater hinterher, während sich die Reiterschar in Bewegung setzte.

Als er an Hedwinna und Gartmund vorbeikam, fragte ihn der Junge: »Wann darf ich mitkommen?«

Gunlaug überlegte. »Wenn du ... alleine auf einen Hirsch

kommst.«

»Aber mit –«

»Ohne Tritt«, fügte Gunlaug hinzu und lächelte. »Und ohne Leiter!«

»Viel Glück da draußen«, sagte Hedwinna und winkte zum Abschied.

Hartried sah sie schon von weitem. Das zwergengeschmiedete Diadem auf seinem Haupt machte es möglich. Er ließ sein Gefolge auf einem Hügel haltmachen, von dem aus sie eine hervorragende Sicht auf das Gelände hatten. Der Wald war hier lichter, machte teilweise weitläufigen Wiesen Platz. Dort warteten sie auf Utharmar, den Fürsten von Eulenwacht, der mit seinem Gefolge zu ihnen ritt.

Gunlaug zog seinen Mantel enger, ein kühler Wind zog über den Hügel. »Wir müssen bald das Vorerntefest ausrichten.« Hartried hatte Utharmars Gefolge fixiert, als würde es sich dadurch beeilen. »Hedwinna und der Altknecht sollen sich darum kümmern. Wie jedes Jahr.«

»Was siehst du?«, fragte Gunlaug. »Ist Utharmar dicker geworden?«

Ein leichtes Schmunzeln mochte sich unter Hartrieds Bart gebildet haben. »Und älter.«

Gunlaug schaute sich um. Das Gefolge war von den Pferden abgestiegen, hatte sich ins Gras gelegt oder gesetzt, an Bäume gelehnt, quatschte miteinander oder nahm eine Mahlzeit ein. Die Halbbrüder waren unbehelligt.

»Hartried, war das klug?«

»Wovon sprichst du?«

»Davon, wie du diesen Jungen vom Geschlecht der Uldwar

umgebracht hattest. Diesen Dodstied.«

Hartried nahm den Blick von Utharmar und schaute mit zusammengezogenen Augenbrauen Gunlaug an. »Hast du nicht gemerkt, wie frech der Bursche war? Wie anmaßend?«

»Aber musstest du ihn gleich erschlagen?«

»Er wollte es so.«

»Er wollte in dein Gefolge aufgenommen werden. Wie die anderen auch. Und die haben wir lebend wieder zurückgeschickt. Ich hätte das übernehmen können oder einer deiner anderen Männer. Wir werden die Uldwar demnächst beim Königs-Thing treffen. Die Uldwar haben ein Fürstentum im Süden. Der Süden mag dich jetzt schon nicht.«

»Der Süden hat mich noch nie gemocht. Er war aber nur ein Bankert, das sie loswerden wollten. Du solltest sie dafür kritisieren, dass sie ihre Frauen und Kinder nicht unter Kontrolle haben.«

»Du hast ihn beleidigt. Gekränkt. Und deshalb hat er dich herausgefordert. Sie könnten es dir anhängen.«

»War irgendein anderer Uldwar dort?«

»Nein. Aber Geschichten machen die Runde«, meinte Gunlaug und schaute nochmals zum Gefolge. »Und du kannst nicht kontrollieren, welche Geschichten die Menschen sich erzählen.«

»Dann lass uns beten, dass sie sich Geschichten davon erzählen, wie sinnlos solch ein Unterfangen ist.

Aufsitzen!«, rief er plötzlich zu seinem Gefolge. »Sie sind gleich hier.«

Ob sich Hartried diesen Hügel ausgesucht hatte, um eine bessere Figur beim Empfang zu machen? Jedenfalls ließ er

sein Gefolge hier Aufstellung beziehen, so dass der Fürst von Eulenwacht und sein Gefolge gezwungen waren, den König vom Fuße des Hügels zu begrüßen und zu ihnen hinaufzublicken.

»König Hartried«, sprach Utharmar und seine speckigen Backen gerieten in Wallung. »Gewählter des Königs-Thing, Beschützer der Merowa, Nachfolger des Cherus. Ich, Utharmar vom Geschlecht der Thardrim, grüße Euch!«

»Seid auch Ihr begrüßt«, antwortete Hartried, »Utharmar, Fürst von Eulenwacht. Ich schätze, es gibt keine Zeit zu verlieren. Wir können auf dem Weg zum Turm alles bereden.«

»Sehr wohl. Ich kenne einen guten Weg dorthin. Wenn Ihr uns folgen würdet.«

Hartried gab ein Zeichen und sie ritten den Hang hinunter, während sich Utharmars Gefolge ebenfalls in Bewegung setzte. Unten angekommen verbanden sich beide Scharen an Reitern und ließen das offizielle Gehabe schnell sein. Männer, die unterschiedliche Treueschwüre geleistet hatten, gaben sich gegenseitig vom Pferd aus die Hand und tauschten ein paar Worte aus. Kurze Worte, laute Worte, die einen Scherz begleiteten und einem Lachen vorausgingen. Man stellte sich gut miteinander.

Hartried und Gunlaug ritten an die Spitze, wo Utharmar auf sie wartete. *Der Fürst von Eulenwacht war einst ein stattlicher Mann*, dachte sich Gunlaug, während er die Statur Utharmars auf seinem Hirsch betrachtete. Der Fürst trug einen rot-braunen Mantel, auf dem eine schwarze Eule gestickt war. *Jetzt bereitet er seinem Gefährt Rückenschmerzen. Was die Zeit so bringt.*

Hartried fragte den Fürsten: »Wieso habt Ihr uns um Beistand

gerufen? Was könnt Ihr uns berichten?«

»Meine Grenzreiter brachten mir Nachricht von den nordöstlichen Landen«, antwortete Utharmar. »Dort, wo sich Merowa mit den Wilden des Nordens vermischen. Außerhalb meiner Domäne. Sie sahen Feuer und Rauch von den Höfen aufsteigen.«

»Was ist? Bekriegen sich die Kinder Merows und die Kinder des Waldes? Was kümmert es uns?«

»Ich gewährte ihnen schon früher Schutz, wenn es an der Grenze Spannungen gab, mit welchen Völkern auch immer. Aber diesmal zogen sie es anscheinend vor, in den Wald zu ziehen. Die Grenzreiter untersuchten den Vorfall. Bis jetzt sind noch nicht alle von ihnen zurückgekehrt. Wir gehen davon aus, dass sie bei ihrer Erkundung das Leben ließen.«

»Spuckt schon aus«, sprach Hartried. »Wir werden noch eine Weile bis zum Turm brauchen, aber Ihr müsst keine Erzählung daraus zu machen.«

Utharmar runzelte mit der Stirn. Schmollte er sogar?

»Wenigstens solltet Ihr meinen Grenzreitern, die bei der Ausführung ihrer Pflicht den Tod fanden, etwas Respekt zollen. Jedenfalls berichteten sie mir von leeren Höfen.«

»Leere Höfe?«, fragte Hartried. »Sind sie einfach abgehauen?«

»Nein, sie berichteten auch von Toten, von dem, was von ihnen übrig war. Abgenagt bis auf die Knochen. Es blieb nichts übrig, um auch nur verwesen zu können. Auch das Vieh ...«

Gunlaug schaute den Fürsten von Eulenwacht gespannt an. Nun hatte er seine Aufmerksamkeit. Von so etwas hatte er noch nie gehört. Auch Hartried schien er ganz in den Bann gezogen

zu haben. Er saß auf dem Hirsch leicht zur Seite geneigt.

»Was war mit dem Vieh?«, fragte Gunlaug.

»Weg«, antwortete Utharmar. »Sie fanden die Knochen von Hühnern, Schafen, Ziegen und Kühen im selben Haufen, in dem auch die Menschenknochen lagen. Mein König, diese Feuer stammten nicht von Bauernhöfen, die jemand in Brand gesteckt hatte. Sie stammten von einem gewaltigen Gelage, bei dem alles verschlungen wurde. Menschen, Tiere, Brot und Korn, Gemüse und Obst. Die Grenzreiter fanden nichts von alledem.«

»Ich verstehe«, antwortete Hardried. »Und wer dafür verantwortlich war, das konntet Ihr nicht ausmachen?«

»Deswegen haben wir nach Euch gerufen, König der Merowa.«

Kapitel 13, Gunlaug

In der Ferne, im Osten, erhoben sich die blauen Gipfel des Drachenwirbels und grenzten diesen Teil des Kontinents vom Rest der Welt ab. Nördlich vom Gebirgszug bot eine freie, offene Graslandschaft ein weites Einfallstor. Hier trafen sich Merowa, die nicht unter dem Schutz eines der Fürsten leben wollten, mit anderen Völkern. Damit waren sie auch den Gefahren außerhalb des Reiches schutzlos ausgeliefert.

Gunlaug wandte den Kopf und sah den Eulensicht-Turm. Ein quadratischer, steinerner Bau mit einer breiten Basis, der sich nach oben immer weiter verjüngte. Hartried würde dort Ausschau halten.

Utharmar und er ritten nebeneinanderher. Hartried musste ihn nur kurz als seinen Halbbruder und ebenfalls Sohn des Cherus vorstellen und der Fürst von Eulenwacht behandelte ihn sogleich mit demselben Respekt wie den König. Und nachdem Hartried lieber alleine den Weg fortsetzte (und vermutlich über etwas grübelte), mussten sie nur ein paar freundliche Worte austauschen, um zum Du zu wechseln. Gunlaug fühlte sich nicht immer wie der mächtige Abkömmling eines leibhaftigen Gottes, aber der Name des Vaters hatte doch seinen Einfluss. Oder der Fürst von Eulenwacht war einfach ein freundlicher Mensch.

»Und von dort wird der König die Welt ausspähen«, sagte Utharmar auf den Turm schauend, »mit seinem zwergengeschmiedeten Diadem.«

»Na ja«, meinte Gunlaug. »So weit, bis ihm der Drachenwirbel die Sicht versperrt.«

Utharmar neigte sich leicht zu ihm. »Hast du es schon einmal aufgesetzt? Nah? Wie ist es?«

»Es ist ...« *Furchtbar*. »Ja, er ließ es mich einmal aufsetzen, nur kurz. Danach hatte ich ungefähr zehn Tage lang Kopfschmerzen.«

Utharmar lachte auf.

»Und viel habe ich auch nicht gesehen.«

»Nein? Ha!«

»Sagen wir, ich habe keine Ahnung, was ich gesehen habe. Mein Blick ging plötzlich so weit, aber da war nur Grün. Dann hob ich den Kopf und sah nur Blau. Ich habe wahrscheinlich dasselbe erblickt, was auch du gerade siehst. Wald und Himmel. Das ist alles, was es im Reich der Merowa zu sehen gibt.«

»Ja, Wald und Himmel. Wir haben dunkle und tiefe Wälder, aber auch lichte und offene, in denen man jagen und Holz fällen kann. Du hast alles gesehen, was das Land Merow zu bieten hat.«

»Was ist mit dem Meer im Westen?«, fragte Gunlaug. *Hedda. Ich habe lange nicht mehr von ihr gehört. Ob sie mich vermisst? Ob es ihr gut geht? Ich hoffe, sie ist auf dem Meer glücklich.* »Ich hätte mir das Meer anschauen können. Das Diadem ist, glaube ich, noch nicht zur Küste gekommen. Wie weit wohl das Meer reicht, bis man neues Land sieht? Die Brega berichten von Inseln, aber kein Land im Westen. Nur endloses Wasser.«

Utharmar schaute ihn mit einer hochgezogenen Augenbraue an.

»Du bist ein Brega, richtig? Ich habe davon gehört. Der Sohn von Cherus und einer Schiffsfrau. Was zog dich ins Land, wenn ich fragen darf?«

»Ich wollte die Welt sehen. Brega sind von Natur aus reiselustig. Mich zog es aber nicht hinaus ins Meer, ich

wollte wohl mehr wie mein Vater sein. Er war ein Gott, aber er wuchs wie ein Merowa auf, zog sich an wie ein Merowa, sang die Lieder der Merowa, lebte nach den Bräuchen der Merowa ...«

»Nun, mit einer Holzkeule zu einem Duell zu kommen, gehört eigentlich nicht zu unseren Bräuchen.« Utharmar lachte wieder.

»Nein, das bestimmt nicht«, stimmte Gunlaug zu.

Sie banden ihre Pferde fest und verteilten sich um den Turm herum. Die beiden Gefolge, längst vermischt, starrten den hohen Steinbau ehrfürchtig an oder warteten darauf, dass ihre Herren damit aufhörten. Manche hatten es sich auf einem großen Stein gemütlich gemacht oder an einen der Bäume gelehnt; es war nun Mittag, eine Pause war angebracht. Ein schmaler, offener Eingang führte ins Innere. Stilisierte Säulen sprangen am Rand des Eingangs hervor, deren Kapitelle wie Baumkronen geformt waren, in denen jeweils eine Eule hockte. Die Eule links schaute nach links, die Eule auf der rechten Säule in die entgegengesetzte Richtung. Oberhalb der Kapitelle bildete ein Rundbogen den Abschluss. In diesem Rundbogen meißelten geschickte Zwergenhände ein Blätterdach, aus dem die großen Augen einer einzelnen Eule auf sie hinab starrten. Hartried stand davor und betrachtete die silberne schimmernde Metallplatte über der Öffnung. In der Schrift der Zwerge stand da in der Sprache, die auch die Menschen verstanden: »Zur ewigen Wacht, für ein ewiges Bündnis.«

»Das Land der Merowa ist groß«, sprach Hartried plötzlich.

»Zum ersten Mal besteige ich den Turm, den mein göttlicher Vater hat erbauen lassen. Und wenn ich da oben bin, werde

ich unsere Heimat auf eine Weise sehen, wie ich sie nie wieder sehen werde.« Er drehte sich zu Utharmar um. »Seid gewiss, ich bin mir bewusst, weswegen wir hier sind. Aber Ihr werdet verstehen können, dass ich diese Chance nutzen muss.«

»Macht Euch keine Gedanken«, meinte der Fürst von Eulenwacht mit den Händen auf dem Bauch. »Ich verstehe das. So schnell kommt Ihr nicht wieder an den Rand eines Reiches, das Ihr von innen führt.«

»Danke. Wir werden dem Vorfall umgehend auf den Grund gehen.«

»Betreten wir nun den Turm?«, fragte Gunlaug. *Ich habe zwar kein Diadem, das mir die Fähigkeit der Weitsicht verleiht. Aber es muss trotzdem eine fantastische Aussicht sein.*

»Ja.« Hartried machte einen Schritt auf den Eingang zu. Er stoppte, wickelte sich zurück und führte die Hand zum Schwert. Im Schatten des Turminneren erschien eine Gestalt.

»Entschuldigt, dass ich Euch nicht früher begrüßen konnte«, sprach die Gestalt, ein Mann. »Ich habe Euch erst bemerkt, da wart Ihr schon fast am Fuße des Turmes. Der Abstieg nahm etwas Zeit in Anspruch.«

»Ist schon gut«, sprach Hartried und entspannte sich.

»Tretet hervor und gebt Euch zu erkennen.«

Und als die Person aus dem Turm trat, zog Hartried schließlich sein Schwert.

Der?! Wieso ist er hier?! Gunlaug tat es ihm gleich und kurz darauf auch der Herr von Eulenwacht.

»Männer!«, rief Utharmar. »Auf!« Er trat danach näher an Gunlaug, ohne die Augen von dem Mann zu lassen. »Wer ist das? Ein Feind?«

Das Gefolge kam zum Turm geeilt, Klingen und Schilde bereit, und bildete einen Halbkreis um den Eingang. Der Mann stand ruhig unter dem Rundbogen, die Eule über seinem Haupt. Er trug einen etwas dreckigen, roten Mantel und hielt sich an einem langen, knorrigen Stab fest, an dessen oberem Ende Federn angebracht waren. Unter der Kapuze blickten tiefsitzende Augen durch ungepflegtes, schwarzes Haar hervor. Das war das eine Merkmal, an dem Gunlaug ihn sofort erkannte: die Narbe am Mund. In der rechten Gesichtshälfte erstreckte sich eine Narbe vom Mundwinkel bis zur Wange. Sie ließ sein Gesicht schief wirken, die Narbe verzerrte sein Lächeln.

»Ich bin kaum bewaffnet«, sprach er und breitete die Arme aus. »Bitte, macht wegen meiner Wenigkeit keinen Aufstand. Mehr als diesen Stab habe ich nicht bei mir.«

»Kein Wort, Sartur!«, befahl Hartried. »Du sprichst nur, wenn ich dich was frage. Und Männer! Lasst euch nicht von seiner Stimme gefangennehmen! Hört am besten gar nicht hin!« Utharmar, sichtlich verwirrt, flüsterte zu Gunlaug: »Wer ist das denn?«

»Cherus' ältester Sohn«, antwortete Gunlaug. »Er besitzt die Macht der Stimme und kann anderen seinen Willen aufzwingen. Deswegen musst du genau darauf achten, was er sagt.«

»Sartur!«, gab Utharmar von sich, als erinnere er sich an alles. »Der Verstoßene!«

»Ja, siehst du die Narbe?«, sprach auch Gunlaug so leise wie möglich. »Das hat Cherus' eigener Speer angerichtet. Aus Zorn zeichnete er ihn, aber verschonte sein Leben.«

»Was machst du hier?«, wollte Hartried wissen. »Was führst du im Schilde?«

»Ich bin aus demselben Grund wie Ihr hier, schätze ich«, tat Sartur unschuldig. »Ich Sorge mich um unsere gemeinsame Heimat und wollte nach der Gefahr Ausschau halten, die da an der Grenze lauert. Jedoch sind meine Augen nicht mehr so gut und der Turm hat mir nichts genützt. Da aber Ihr jetzt hier seid ...«

»Schweig!« Hartried zeigte mit der Schwertspitze auf Sartur. »Erkläre mir in wenigen Worten, woher du von dem Angriff weißt!«

Sartur trat aus dem Eingang, von der Schwertspitze unbeeindruckt. Er lehnte seinen Stab an die Wand des Turmes und nahm die Kapuze ab. Die entstellende Narbe war für alle deutlich zu sehen. »Da Cherus mich verstoßen hatte, nutzte ich die Zeit, um mich etwas außerhalb unseres Landes umzuschauen. Ich durchquerte den Drachenwirbel und sah, was sich dort im Osten zusammenbraut. Und um bei der Bekämpfung dieser heraufziehenden Gefahr zu helfen, bin ich zurückgekehrt. Das ist alles.«

Hartried senkte das Schwert. »Ist es Reue?«

»Ist es wirklich so schwer sich vorzustellen, dass ein Merowa sich um das Land seiner Vorfahren sorgt? Auch nachdem, was ...« Kurz berührten Sarturs Fingerspitzen die Narbe. Dann wurde er sich dessen bewusst und zog die Hand schnell weg. »König. Ich weiß, dass Ihr in mich hineinschauen könnt. Das Diadem, geschmiedet aus Zwergenhand, gibt Euch nicht nur die Fähigkeit, in die Ferne zu blicken. Auch in die Tiefen einer Menschenseele vermag es zu blicken. Ergründet meine Absichten, dann werdet Ihr sehen, dass ich es gut meine.«

Stille trat ein, während Hartried ihn fixierte. Sartur blieb

die Ruhe selbst, während Hartried ihn anstarrte und tief in seine Seele eintauchte. Unter dem Gefolge glaubte Gunlaug Unruhe wahrzunehmen, wie die Männer Blicke tauschten und in angespannter Haltung auf Hartrieds Antwort warteten.

Utharmar neben ihm starrte mit aufgerissenem Mund, als würde er Zeuge eines denkwürdigen Ereignisses.

»Gunlaug?«, fragte Hartried plötzlich.

Er wurde aus seinen Betrachtungen gerissen und zuckte zusammen. »Ja?«

»Wir gehen zu dritt hoch. Stecke das Schwert weg.«

Erleichterung machte sich breit, das Gefolge entspannte sich.

»Zu dritt?«, fragte Utharmar.

Hartried drehte sich zum Fürsten von Eulenwacht um. »Ich möchte, dass Ihr hier unten bleibt und die Umgebung im Auge behaltet. Wir drei Söhne des Cherus werden den Turm betreten.«

Sartur entfernte sich von der Wand. Mit einem Lächeln nahm er seinen Stab und verschwand daraufhin im Inneren des Turmes.

Was Hartried gesehen hat?, fragte sich Gunlaug. Er hat wohl einen tieferen Einblick in diesen merkwürdigen Mann erhalten als jeder andere Mensch.

Hartried deutete auf den Eingang und gemeinsam betraten sie den Turm. Eine schmucklose, enge Treppe führte zur Spitze.

Gunlaug konnte Sarturs Stab auf den Steinstufen klacken hören. Er war schon hinter den scheinbar endlosen Biegungen des schmalen Aufgangs verschwunden.

Hartried stoppte, wandte den Kopf um eine Biegung und sah danach Gunlaug an. Er fasste den Griff seines Schwertes kurz

an und deutete mit einer Kopfbewegung die Treppe hoch.

*Der will doch nicht, dass wir Sartur hinterrücks
niedermeucheln?*

Dann stieg Hartried wieder die Treppen hinauf.

Gunlaug stand für eine Weile verduzt da, bevor er dem König hastig folgte. *Wenn Sartur zu einer Gefahr wird, werde ich ihm natürlich beistehen. Das steht nicht in Frage. Und ich zögere auch nicht, notfalls mit Gewalt gegen Sartur vorzugehen, ihn gar umzubringen. Aber so einen feigen Angriff? Was werden die Männer da draußen denken? Und Utharmar? ... Was würden seine Frau und sein Sohn von Hartried denken? Oder liegt es daran, was Hartried in Sartur gesehen hat?*

So kreisten seine Gedanken, während sie die Treppe des Eulensicht-Turms hinaufstiegen. Gunlaug musste sich eingestehen, etwas außer Atem zu geraten. Glücklicherweise hörte er das Geräusch des Windes anschwellen und nach mehreren Biegungen sah er die Öffnung zur Turmspitze. *Schieß auf das Diadem und seine Weitsicht.* Der Anblick gehörte zu dem Schönsten, das er jemals gesehen hatte. Gunlaug drehte sich mehrmals. Hier endlose Wiesen, ein helles Grün bis zum Horizont. Dort endlose Wälder, ein dunkleres Grün bis zum anderen Horizont. Dazwischen wechselten sich Graslandschaften mit Hainen und in der Nähe des Drachenwirbels, der ihm größer vorkam als je zuvor, sah er das Blau eines Flusses, für den er keinen Namen hatte. Die Spitzen der Berge ragten aus grauen Wolken hervor und vor dem Gebirge ballte sich eine dunkle Decke, die sich bestimmt bald ergießen würde.

Hartried beugte sich über die Brüstung und spähte bereits in

Richtung Nordosten, wo sich die überfallenen Höfe befanden. Sartur stand hinter ihm, auf seinen Stab gestützt und den Kopf in dieselbe Richtung gewandt.

»Was seht Ihr?«, fragte Sartur.

»Wie Utharmar es berichtet hat. Leere Höfe. Bis aufs Gras leergefegt. Da! Ein Knochenhaufen. Die Spuren von Feuerstellen. Noch mehr Knochen. Dann wollen wir mal nach denen suchen, die das angerichtet haben ...«

»Da habe ich eine Idee.« Sartur deutete auf den Drachenwirbel, zwischen zwei Berge. »Wenn Ihr Euren Blick in diese Richtung wenden würdet.«

»Dort? Was soll ich da sehen ... Das ist jenseits unseres Landes.«

»Nur etwas weiter dorthin ...«

»Bei den Göttern«, entfuhr es Hartried und er trat einen Schritt von der Brüstung. »Sie schänden das Land!«

Kapitel 14, Gunlaug

»Was meinst du?«, fragte Gunlaug, von Hartrieds Ausdruck überrascht.

»Berichtet uns«, bat Sartur, »was Ihr seht, König.«

Hartried trat an die Brüstung heran und spähte zwischen die Berge des Drachenwirbels. »Sie pflügen durch das Land mit riesigen Bestien und ebenso großen Pflügen, bis sich das Innere der Erde nach außen kehrt. Sie stauen Seen und überfluten ganze Ebenen. Sie füllen die Felder voller Öfen, deren Rauch den Himmel verdunkelt. Die Wälder fallen ihren Beilen zum Opfer, die Bäume dem Feuer. Sie nehmen sich das Land und umformen es in etwas anderes, gegen seinen Willen. Und dahinter ...« Hartried beugte sich vor. »Eine staubige Ebene. Bar jedes Lebens.«

»Wer ist es?«, fragte Gunlaug.

Hartried kniff die Augen zusammen. Nach einer Weile sprach er: »Borstige Tierwesen, mit dicken Leibern, breiten Nasen ... Stoßzähnen.« Hartried wandte sich ab und drehte sich zu Sartur um. »Orks?«

Sartur, mit der Hand am Kinn, nickte. »Ihr habt gesehen, was möglicherweise auf das Reich zukommen könnte. Wohin Ihr gerade Euren Blick gewandt habt, dorthin bin ich gereist. Da war das Land östlich vom Drachenwirbel noch grün und fruchtbar. Aber bald wird es genauso trostlos sein wie die Länder, aus denen die Orks kommen. Sie sind zerstörerische Bestien, die in ihrem Hunger nur Verwüstung zurücklassen, aber schlau genug zu wissen, dass sie bald weiterziehen müssen. Und es könnte uns treffen.«

»Könnte?« Gunlaug trat an Sartur heran. »Erzähl uns, was du weißt, wenn dir dieses Land so wichtig ist!«

»Gunlaug«, mahnte Hartried. »Sei vorsichtig.«

Sartur verzog das Gesicht, die Narbe machte ihn hässlich.

»Ihr misstraut mir noch immer? Nachdem Ihr in mein Innerstes geschaut habt? Das verletzt mich.«

»Dann halte dich kurz«, befahl Hartried.

»Natürlich. Leider muss ich Euch enttäuschen. Ich kann nicht mit Sicherheit vorhersagen, ob sie uns angreifen werden. Sie könnten auch nach Süden ziehen oder nach Norden und wieder in ihre Heimat umkehren. Sie könnten versuchen, über den Drachenwirbel in unser Land einzufallen, oder sie marschieren über diese Ebene nördlich davon in Merow ein.«

»Die Armee ist noch nicht hier?« Hartried spähte wieder ins Land hinaus und suchte das Gebirge ab.

»Es war bestimmt nur ein Spähtrupp, der die Höfe überfiel. Die Orks werden ihren Herren von bestellten Feldern und viel Vieh berichten. Bald beginnt die Erntezeit. Wenn sie nicht jetzt zuschlagen, treffen sie erst im Winter hier ein. Aber nächstes Jahr ... Oder vielleicht erst in ein paar Jahren ...«

»Wieso fragen wir sie nicht? Da.« Hartried deutete in die Nähe der Höfe. »Sie sind noch nicht alle zurückgekehrt.

Zwanzig, vielleicht dreißig dieser Orks. Wir schnappen sie uns und zwingen sie dazu uns zu berichten, was sie vorhaben.«

Gunlaug blickte zu den brennenden Höfen. *Wir müssen wissen, was hier vor sich geht. Und außerdem können wir sie nicht einfach davonkommen lassen. Die Opfer der Orks unterstanden keinem Fürsten, aber es waren trotzdem Merowa. Und die Orks aßen sie. Ich hoffte, dass es zu keinem Kampf kommen würde. Aber das muss geahndet werden.*

»Dann solltet Ihr sogleich aufbrechen«, meinte Sartur. »Die

meisten Späher müssten schon fort sein. Was die hier noch machen ...« Er schüttelte den Kopf. »Schwer zu sagen.« Hartried riss den Blick von der Ferne los. »Wir reiten sofort weiter«, sagte er zu Gunlaug und schritt an Sartur vorbei.

Das war es? Wollte er Sartur nicht noch umbringen?, fragte sich Gunlaug. Na ja, ich war nicht gerade erpicht darauf, jemanden hier oben zu ermorden. Vielleicht ist Sartur kein so schlechter Kerl.

»Ich hoffe«, sprach da Sartur, »Ihr habt Euch hier oben satt gesehen.«

»Ah.« Hartried blieb plötzlich stehen und drehte sich zu Sartur um. »Wo du schon mal hier bist, wollte ich doch noch etwas fragen. Warst du es? Hast du es wirklich getan?« Sartur seufzte und tat etwas, das Gunlaug nicht verstand: Er hob seinen Stab und schlug dann mit der Unterseite gegen den Turm. Auch Hartried sah es. Langsam bewegte sich seine Hand zum Schwert. Die Finger waren kurz davor, sich um den Griff zu schließen. Ein Blick und Gunlaug verstand.

»Ob ich was getan habe?«, fragte Sartur unschuldig.

»Es gab kein richtiges Verfahren, kein Thing«, sagte Hartried und ging einen Schritt auf Sartur zu. »Es ist zwar schon viele Jahre her, aber es gibt noch immer Angehörige, die Gerechtigkeit für das verlangen, was du angeblich getan haben sollst.«

»Aber bestraft wurde ich schon«, erwiderte Sartur und strich sich über die Narbe an der Wange. »Unser gemeinsamer Vater hatte schnell geurteilt, mich gezeichnet und daraufhin gebannt. Gilt denn das Wort von Cherus nicht mehr? Reicht das nicht aus? Wenn Ihr mich wieder verbannen wollt, gut,

dann gehe ich. Wenn Ihr vorhabt, mich nochmals zu zeichnen, dann werde ich mir das Recht nehmen, mich zu verteidigen.«

Ein weiteres Mal schlug er mit dem Stab gegen den Turm. Gunlaug fragte sich, was das sollte. Das Geräusch war kaum laut genug, um jemandem ein Zeichen zu geben.

Hartried ließ sich davon nicht beirren. »Das geschah nicht auf einem Thing, es war nicht rechtens.«

»Ah!« Sartur lächelte. »Behauptet Ihr etwa, der weise Gott Cherus hätte falsch gehandelt? Nicht nach dem Recht der Merowa?«

»Er war auch nur ein Mensch«, sagte Gunlaug. Er fühlte sich plötzlich, als müsste er sich dazu äußern. »Ein Gott, ja. Aber als Mensch geboren, als Mensch aufgewachsen. Er dachte auch so wie ein Mensch, fühlte wie ein Mensch. Cherus handelte aus sehr menschlichem Zorn. Nun, ich war nicht dabei. Aber vielleicht war es wirklich ein Fehler gewesen.«

»Gunlaug«, sagte Sartur und wandte seinen Kopf zu ihm, »ich hörte schon davon, dass Euer Herz nicht so grausam sein soll, wie das eines Gericht sprechenden Königs manchmal sein muss. Vielleicht wäre dieses Reich besser dran, würdet Ihr auf dem Thron im Königs-Thing sitzen. Oder schlechter. Aber das Schicksal krönte Hartried, den zweiten Sohn des Cherus, zum Herrscher. Und der urteilt?«

»Komm mit uns«, erwiderte Hartried. »Und wir sprechen Gericht, so wie es sich gehört.«

Diesmal trat Sartur einen Schritt auf Hartried zu.

Hartrieds Hand umfasste den Schwertgriff, aber er führte die Bewegung nicht vollständig aus, die Hand verharrte.

»Mein König, ich weiß, Ihr wollt in mich hineinsehen. Aus meinen Augen erfahren, was sich wirklich zugetragen hat, was

damals wirklich geschehen ist.«

Sartur trat einen weiteren Schritt näher.

Hartried stand da wie versteinert. Sollte Gunlaug etwas unternehmen? Sollte er eingreifen?

»Schaut ruhig«, sprach Sartur und trat ganz nahe an Hartried heran.

Hartried wich einen Schritt zurück. Immerzu blickte er Sartur an, mit weit aufgerissenen Augen starrte er in sein Angesicht. Der Mund stand ihm offen, die Hand am Schwertgriff zitterte.

Mit einem Stöhnen riss er sich los. »Ja«, brachte Hartried nach Luft ringend hervor. »Cherus hatte einen Fehler gemacht. Er hätte dich umbringen sollen.«

»Was hast du gesehen?«, wollte Gunlaug wissen und erwartete das Schlimmste.

»Ein Dorf in Flammen«, sprach Hartried mit zusammengebissenen Zähnen. »Die Dorfbewohner erschlagen.« Er zog endlich das Schwert. »Eine wütende Meute, angestachelt von ihm!«

»Reicht das?«, fragte Sartur mit Resignation in der Stimme.

»Wisst Ihr nun Bescheid über das, was damals geschehen war? Warum ich das getan habe?«

»Du gehörst vor ein Gericht! Es ist mir egal, was Cherus dir bereits angetan hatte. Du sollst gerichtet werden, wie es Brauch bei den Merowa ist. Deswegen wirst du mit uns kommen! Wenn es sein muss, in Fesseln.«

Ein weiterer Schlag mit dem Stab gegen den Turm. »Das würde ich vermeiden wollen«, meinte Sartur gelassen. »Ich habe noch viel zu erledigen.«

Jemand schrie am Fuße des Turmes. Gunlaug und Hartried

schauten sich überrascht an. Dann deutete Hartried ihm an, nachzuschauen.

Gunlaug beugte sich über die Brüste. Wölfe! So sah es jedenfalls von oben aus. Zwanzig, dreißig, vielleicht vierzig Wölfe hatten den Turm, das Gefolge und den Fürsten von Eulenwacht umzingelt. Die Männer standen mit dem Rücken zum Turm. Die Wölfe mussten sie komplett überrascht haben. »Was ist?«, fragte Hartried ungeduldig.

»Wölfe, überall. Sie haben uns eingekesselt!«

»Mein Gefolge ist hier«, sprach Sartur, »um mir sicheres Geleit zu gewährleisten. Es wird nämlich Zeit für mich, zu gehen. Wir haben alle noch vieles zu tun, nicht wahr?« Er schickte sich an, die Treppe hinabzusteigen. Sartur stoppte, als fiel ihm noch etwas ein. »Ah! Und wenn ich nicht bald dort unten erscheine, wird mein Gefolge das Schlimmste annehmen und Rache nehmen. Sicherlich könnt ihr beiden wackeren Recken es mit ihnen aufnehmen. Aber um die Männer dort unten, die nicht das Glück haben, von einem Gott abstammen zu dürfen, um die würde ich mir Gedanken machen. Also, mein König.« Und Sartur deutete mit der offenen Hand auf die Treppe. »Ich werde jetzt hinuntergehen und es würde mir nichts ausmachen, wenn Ihr mir folgen würdet. Falls mir nämlich ein Missgeschick geschieht, ich vielleicht falle und Ihr mich nicht fängt, wird mein Gefolge das vielleicht falsch aufnehmen - und viele werden den Tod finden.«

Gunlaug konnte beinahe hören, wie Hartried mit den Zähnen knirschte. Widerwillig steckte er das Schwert in die Scheide.

»Dir nach«, sagte Hartried mit gepresster Stimme.

Innerhalb des Turmes konnten sie die Versuche der Männer hören, gegen das Wolfsrudel anzuschreien und sie mit dem eigenen Gebaren einzuschüchtern. Je weiter sie die Treppe hinabstiegen, desto deutlicher drang das Knurren unzähliger Wolfskehlen zu ihnen.

Aus dem Eingang zum Turm getreten, sahen sie sich umzingelt von zähnefletschenden Wölfen, die mit gesenkten Köpfen das Gefolge umstellten und es mit gierigen Augen anblickten.

»Mein König!« Da kam der Fürst von Eulenwacht heran. »Wir wurden überrascht! Sie waren so schnell da ...«

»Ich verstehe«, unterbrach ihn Hartried. »Niemand muss um sein Leben fürchten. Sartur ist sicher. Nun kann er gehen und sein Gefolge mitnehmen.«

»Keine Sorge, wir werden friedlich abziehen.« Sartur schritt an ihnen vorbei und stellte sich mitten ins Wolfsrudel. Die Tiere schienen ihn nicht zu beachten, sondern fixierten noch immer die Männer. »Eins möchte ich Euch noch auf den Weg geben.«

»Was denn noch?«, fragte Hartried mit Zorn in der Stimme, den er nur schwer unterdrücken konnte.

»Der Osten ist nicht nur voller Feinde.« Aus irgendeinem Grund blickte Sartur nun Gunlaug an. Gunlaug fühlte sich wie aufgespießt von seinem Blick. Seine Augen bekamen etwas Durchdringendes, Einnehmendes, dessen er sich nur schwer entziehen konnte. »Sucht Verbündete im Osten.«

Plötzlich stand Sartur vor Gunlaug. Zu riesenhafter Größe war er angewachsen und türmte sich bedrohlich vor ihm auf.

»IM OSTEN«

Sarturs Stimme dröhnte in seinem Schädel, Gunlaug hielt sich die Ohren.

»SIND VERBÜNDETE«

Sarturs Riesengestalt beugte sich über den mickrigen Gunlaug. Von oben herab befahl er: »ZIEHE IN DEN OSTEN«
Gunlaug fiel hin, verwirrt, orientierungslos. Sartur stand zwischen den Wölfen, mit dem Stab in der Hand und einem leichten Lächeln auf den Lippen, jedoch schief durch die Narbe.

»Gehabt Euch wohl, mein König, edle Männer.«

Ein Wolf trat hervor, stellte sich neben Sartur und schaute sie alle mit einem menschlichen Gesicht an.

Gunlaug wusste nicht, ob er träumte oder sich sein klarer Verstand vollständig verabschiedet hatte. Statt einer Wolfsschnauze besaß das Wesen einen Menschenmund und eine Menschennase, statt Raubtieraugen die Augen eines Mannes. Sie blickten fast schon desinteressiert auf die Menschen. Der Wolf mit dem Menschengesicht wandte sich an Sartur, sprach Worte, die keine Menschenworte waren, und Sartur antwortete in derselben fremden Sprache. Dann zogen sie in den Wald hinein. Keiner traute sich, ihnen zu folgen.

Kapitel 15, Gunlaug

Sie ritten in den Kampf, sollten mutig und grimmig dreinblicken. Gunlaug konnte aber spüren, wie ihnen allen die Angst im Nacken saß. Nicht unbedingt wegen des Kampfes, der noch kommen sollte, sondern wegen Sarturs Wölfen und diesem anderen ... Ding. Er wollte es nicht als Wolf bezeichnen. Dieses Ding mit Menschengesicht durfte es nicht geben. Die Geschichten durfte es geben, um den Kindern Angst davor zu machen, zu tief in die Wälder zu gehen. Aber das Ding an sich ... Ihm schauderte.

Wenn Sartur ihnen wirklich helfen wollte, so hatte er ihnen mit diesem Überfall keinen Gefallen getan.

Nun, Hartried wollte ihn abführen, ihn vor das Thing-Gericht stellen. Vielleicht sollte ich versuchen, ihn zu verstehen. Vielleicht fürchtet Sartur ja wirklich, bestraft zu werden. Und die Bestrafung könnte schlimmer ausfallen als das, was er bisher erlitten hatte.

Hartried, der schweigend auf seinem mächtigen Hirsch voranritt, musste einen tiefen Einblick in die Seele dieses Menschen bekommen haben. Eine Frage brannte Gunlaug auf der Zunge. Er beschleunigte seinen Hirsch und holte zu ihm auf.

»Hartried«, sprach er neben ihm reitend. »Wegen Sartur.«

»Was ist?«, erwiderte der König in einem Ton, der klar machte, dass er eigentlich nicht darüber reden wollte.

»Was hast du gesehen? Ist es wahr? Was sie über ihn erzählen, was er damals getan hatte?«

»Was erzählen? Ich habe schon viele Varianten dieser Geschichte gehört. Eine unwahrscheinlicher als die andere.«

»Aber du hast es gesehen! Bitte, ich muss es wissen. Die Fragen quälen mich, ich kann so nicht in den Kampf ziehen.«

Hartried rollte mit den Augen, wandte seinen Blick nach hinten zum Gefolge und sah sich dann in der Umgebung um. Er zeigte auf einen Hügel unweit von ihnen. Sie mussten nur durch die offene Graslandschaft zu ihm reiten. Zum Fürsten von Eulenwacht rief er: »Ich will mich noch mal umsehen!« Der Fürst nickte und sie steuerten den Hügel an.

»Sie reiten nicht, sondern fahren auf schweren Wagen. Wir sind schneller als sie. Eine kurze Pause«, befahl der König und zustimmendes Gemurmel erklang unter den Männern. Gunlaug las in Hartrieds Augen, dass sie etwas Abstand nehmen sollten.

Utharmar mischte sich derweil unter sein Gefolge. Entweder verstand er oder ... Nun, wenigstens blieb er ihnen fern. Sie gingen ein Stück den Hügel hinab. Hartried prüfte, ob niemand in ihrer Nähe war.

»Leider scheinen die Geschichten wahr zu sein«, begann er. »Ich hörte«, erwiderte Gunlaug, »er habe Dämonen heraufbeschworen, um die Familie auszulöschen.«

»Nicht diese Geschichte. Er war ... vielleicht um die 15 oder 16 Jahre alt. Cherus war zu diesem Zeitpunkt schon längst woanders und ließ eine Mutter und ein halbgöttliches Kind zurück. Ihre Familie hatte sich um die beiden gekümmert. Er hatte kein schlechtes Leben. Nun, er tat das, was ein 15- oder 16-jähriger Junge nun mal tut: Er verliebte sich in ein Mädchen. Leider besaß er zu diesem Zeitpunkt schon diese Begabung.«

»Die Stimme.«

»Die Stimme«, bestätigte Hartried, »die einem seinen Willen aufzwingt. Zu seiner Verteidigung: Er ahnte nur, dass er so

eine Fähigkeit besaß. Aber blind vor Liebe konnte er nicht sehen, dass sie ihn nicht liebte, dass ihre Zuneigung nicht wirklich war. Sie kam nur zu ihm wegen der Macht seiner Stimme. Ihre Verwandten merkten, dass etwas nicht stimmte, und verboten ihr, ihn zu sehen.«

Hartried machte eine Pause. Mit verschränkten Armen stand er da und schien die nächsten Kapitel dieser Geschichte zu überdenken.

»Was geschah dann?«, fragte Gunlaug ungeduldig.

»Es kam zum Streit zwischen beiden Familien. Und Sartur hatte seinen Anteil daran. Die Stimme wiegelte seine Verwandten gegen die Familie des Mädchens auf. Gleichzeitig sagte ihre Familie ... ich glaube, ihr Name war Midda, also Middas Familie sagte, er habe sie verhext. Er sei mit dunklen Mächten im Bunde, die er im Wald träfe.«

Unweigerlich musste Gunlaug an die Wölfe denken. *Aber damals schon ... nein, das kann ich mir nicht vorstellen.*

»Und es kam, wie es kommen musste: Der Streit eskalierte, es floss Blut. Middas Familie litt schwer darunter, verlor Sohn um Sohn. Bis sie aufgaben. Sartur bekam Midda als Braut versprochen.«

»Das muss keine schöne Hochzeit gewesen sein.«

»Wenigstens das blieb dem Mädchen erspart. Cherus bekam von dem Streit mit und wollte sehen, was sein ältester Sohn so trieb. Die beiden trafen sich und Cherus bezichtigte ihn aller Untaten, die er gehört hatte.« Hartried lachte traurig. »Sartur hatte sich wirklich gefreut, Vater war endlich wieder da. Aber nur, um über ihn zu richten.«

Hartried machte wieder eine Pause. Eine Spur von Traurigkeit wollte nicht aus seinem Ausdruck verschwinden.

Ja, dachte sich Gunlaug, er war nicht oft da.

»Jedenfalls«, fuhr Hartried fort, »warf Cherus seinem Sohn so einiges vor und hatte wohl mit allem recht. Nur sein Sohn wollte es nicht wahrhaben. Als sie stritten, ging Sartur einen Schritt zu weit.«

»Was tat er?«, fragte Gunlaug.

Hartried lachte erneut, nur drang Spott in die Traurigkeit.

»Er wandte die Stimme an Cherus an. Ha! Nun, zu diesem Zeitpunkt wusste keiner etwas über Cherus' göttliche Herkunft. Es kam Sartur teuer zu stehen. Seine Stimme zeigte nicht die geringste Wirkung und aus Wut warf Cherus seinen Speer. Das Resultat hast du ja gesehen.« Hartried schüttelte den Kopf. »Und das ist die glorreiche Geschichte des ersten Sohnes des Gottes Cherus.«

»Und was geschah mit Midda?«, fragte Gunlaug.

»Nachdem er Sartur verbannt hatte, sprach er das Mädchen von der Verlobung frei. Ganz inoffiziell.«

»Ich hörte, sie sollte sich das Leben genommen haben. Hast du davon auch etwas in Sartur gesehen?«

»Nein, er bekam sie nie wieder zu Gesicht. Damit endete der Einblick, den ich in Sarturs Innere bekam. Reicht das?«

»Ja, ich denke schon.« Diese Erzählung hatte Gunlaug erschüttert. Auch wenn sie weit von den Schreckensgeschichten entfernt war, welche von Dämonen und Ähnlichem handelten, so bestätigte sie doch seine schlimmsten Befürchtungen. Unaufhörlich kreisten seine Gedanken darum, doch etwas zu finden, das Sartur von den schlimmsten Vergehen freisprach, das ihn in ein besseres Licht rückte. Sogar Cherus' oder Middas Verwandte, ja selbst Midda mitschuldig machte. Aber nein, Hartried tat rechtens

daran, Sartur mitnehmen und vor das Thing-Gericht stellen zu wollen. Doch eine Sache fragte er sich noch immer ...

»Hartried, beantworte mir nur noch ...«

Hartried war dabei, den Hügel wieder hinaufzusteigen. »Was?«

»Seine Absicht, uns zu helfen, das war aufrichtig. Oder?«

»Sarturs Seele sprach klar und deutlich: Ich möchte das Land schützen.«

Gunlaug atmete auf. *Das war etwas. Vielleicht möchte er seine Fehler wiedergutmachen. Hoffen wir nur, er hat seine Seele nicht an dieses Wolfsding verkauft.*

»Können wir jetzt weiter?«, fragte Hartried.

»Hmm, ja.«

»Ach!«, spie Hartried. »Das alles drückt die Stimmung.« Mit energischen Schritten erklimm er den Hügel.

Gunlaug beeilte sich, ihm zu folgen.

»Wir haben einen Kampf vor uns. Sarturs Auftritt machte die ganze Moral nieder.«

»Was hast du vor?«

Sie erreichten die Kuppe des Hügels. Die Männer wandten ihre Köpfe zu ihnen. Sie sprangen nicht auf, bereit, dem Feind entgegenzutreten, wie Gunlaug es sonst von ihnen gewöhnt war.

»Es geht weiter!«, ließ Gunlaug verlautbaren.

Zustimmendes Gemurmel, verhaltene ›Jawohl‹'s. Nacheinander erhoben sich die Männer aus dem Gras. Gunlaug verstand, was Hartried meinte. Es mangelte an Feuer, an Tatendrang.

Utharmar jedoch sprang hoch und eilte zu seinem Hirsch. Er wollte wohl ein Vorbild für seine Männer sein.

Hartried und Gunlaug waren bei ihren Hirschen angekommen und schwangen sich auf deren Rücken.

»Na, wird es was!«, rief Hartried, und etwas Eile kehrte in die unmotivierten Glieder ein.

»Das gefällt mir ganz und gar nicht! Habt ihr denn vergessen, weswegen wir hier sind? Da draußen sind Menschenfresser! Lasst euch das durch euren Kopf gehen. Keine wilden Bestien, aber nahe dran. Ihr werdet Orks zu Gesicht bekommen, Männer.«

Mittlerweile hatten sie alle Pferde bestiegen und sich um den König versammelt. Aufmerksam hörten sie ihm zu.

»Mit dem Hunger von Bestien und der Intelligenz eines Menschen. Fast, erzählt man sich. Aber eins weiß ich: Diese Orks haben Menschen überfallen und sich an ihren Leibern sattgefressen. Nur ein Spähtrupp. Nichts im Vergleich zu der Armee, die hinter dem Drachenwirbel wartet.«

Hartried zeigte auf das riesige, wolkenverhangene Gebirge im Osten, ihre Köpfe folgten seinem Finger.

»Und wenn die Späher zurückkehren, berichten sie ihren Herren von weiten Feldern, köstlichen Herden und wehrlosen Bauern. Eine Frucht, reif zum Pflücken. Den ganzen Baum werden sie umwerfen und über ihn herfallen, bis nur noch ein Astgerippe zurückbleibt. Doch dort –« Und er zeigte in die Ebene, wo sich der kleine Trupp befinden sollte. »Dort sind noch ein paar. Und die werden wir uns schnappen. Und wisst ihr, was wir mit ihnen machen werden?«

»Sie bestrafen!«, rief einer.

»Wie?«, fragte der König und beugte sich auf seinem Hirsch nach vorne, als könne er die Antwort nicht hören.

»Wir werden sie alle umbringen!«, antwortete ein anderer.

»Nein, das werden wir nicht.«

Hartried lehnte sich wieder zurück, machte eine Pause und

schaute sich alle Gesichter in Ruhe an. In diesen Momenten, so fand Gunlaug, ähnelte er wirklich seinem Vater. Der Cherus, der die streitenden Stämme der Merowa vereinen konnte. Der Held, der seine Göttergestalt offenbaren sollte. Und sie siegreich gegen einen schrecklichen Feind führte. »Wir werden fast alle umbringen. Ein paar lassen wir am Leben und schicken sie zu ihren Herren zurück. Damit sie geschunden, geschlagen, gebrochen und mit bibbernden Lippen ihren Herren berichten können: In Merow gibt es auch wehrhafte Männer und die sprechen blutiges Gericht!« Ein Geschrei ging durch das Gefolge, als hätten sie bereits gewonnen. Unruhe ergriff die Pferde. Hartried, mit einem Lächeln im Gesicht, brauchte sich nur umzudrehen und sie folgten ihm ohne Befehl den Hügel hinunter.

Schon bald sahen sie die tiefen Furchen, welche die Räder durch die Erde schnitten. Sie folgten ihnen, bis die Wagen als kleine Punkte erschienen und dann immer größer wurden. Sie hatten sie bemerkt. Soweit Gunlaug erkennen konnte, standen zwei Orks in einem Wagen. Die Gefährte wurden von Tieren gezogen, welche wie übergroße Ochsen oder Stiere aussahen. Die Tiere wirkten massig, mit Hörnern, die er selbst von weitem sehen konnte. Gunlaug stellte sich die verschiedensten Weisen vor, wie dieser Kampf vonstattengehen könnte: Sie plänkelten mit Geschossen, während die Orks versuchten davonzukommen; die Orks flohen nicht, aber versuchten, einem direkten Kampf mit Schwert und Speer aus dem Weg zu gehen; die Orks stiegen ab und bildeten ein Lager mit ihren Wagen, um ihre Position zu sichern; oder sie drehten um und es kam zu einem harten Zusammentreffen. *Bitte*

lass es nicht dazu kommen. Ich traue meinem Hirsch, durch Reihen von Speeren und Schilden zu pflügen. Aber diese Tiere sehen gewaltig aus und ziehen noch einen Wagen hinter sich her. Ich weiß nicht, wie dieser Zusammenstoß ausgehen wird. Die Männer schienen über solche Dinge nicht nachzudenken. Sie fletschten die Zähne, hielten Wurfspeere bereit, spornten ihre Pferde an. Hartrieds kleine Ansprache wirkte noch; unaufhörlich verringerte sich der Abstand. Sie waren erpicht auf diesen Kampf.

So gut es bei dieser Geschwindigkeit ging, lenkte Gunlaug seinen Hirsch näher an Hartried.

»Was ist dein Plan?«, fragte er ihn.

»Das kommt auf sie an.«

Und dann begannen sie, eine Schleife zu fahren.

Schwerfälliger als die merowschen Reittiere fuhren die Wagen eine Kurve - und steuerten direkt auf sie zu.

Verdammt!

»Was jetzt?«

Doch Hartried blieb stumm und fixierte die Streitwagen.

Die Stiere kamen näher, wurden größer, wirkten noch mächtiger. Sie senkten die Köpfe, mit spitzen Hörnern bereit für den Zusammenstoß.

Kapitel 16, Gunlaug

Auch sein Hirsch senkte den Kopf und hielt den Stieren sein mächtiges Geweih entgegen. Unaufhörlich verringerte sich der Abstand zwischen den beiden Gruppen.

Bei den Göttern, dachte sich Gunlaug und schaute zu Hartried rüber. Bei Cherus. Lass es nicht zu einem Aufprall kommen.

Bei Cherus. Bei Cherus. Wenn du es befiehlst, werde ich mit aller Wucht in diese Reihen reiten, aber ...

Je näher sie kamen, desto breiter wirkten diese Stiere.

Schaum stand ihnen vor dem Mund und ihre sehnigen Muskeln traten weit hervor.

Bei Cherus, Cherus, Cherus ...

Er hörte sie stampfen, hörte sie schnauben.

Cherus behüte uns ...

»Auseinander!«, befahl Hartried.

Danke!

Gunlaug wandte seinen Hirsch ruckartig nach rechts. Ein Blick nach hinten, Hartried scherte zur anderen Seite aus. Ihre Formation öffnete sich in der Mitte und die Stiere rollten hindurch. Knarrend rumpelte einer der Streitwagen direkt an Gunlaug vorbei. Kaum sah er den Bogen sich spannen, hob er reflexartig den Schild hoch. Der Pfeil drang ins Holz und blieb stecken. Die kleine Metallspitze blitzte vor seiner Nase auf.

Über den Rand des Schildes blickend sah er zum ersten Male die Orks: massige Tiermenschen mit Schweineschnauzen und Hauern, die aus ihren Mündern wuchsen. Ein dichtes, borstiges Fell von dunkelbrauner Farbe. Kurze Beine, kräftige Arme. Der Schütze auf dem Wagen stieß Tierlaute aus und wedelte mit seinem Bogen in der Luft, als wäre der

Treffter ein großer Triumph.

Ohne Befehl verbanden sich die Reiter wieder zu einer geschlossenen Einheit. Nicht weit von ihm entfernt ritt Hartried, neben sich Utharmar. Der König trieb seinen Hirsch zu Höchstleistungen an und machte es selbst den Pferden schwer, ihm zu folgen. Hartried hob seinen Speer; die Metallspitze funkelte silbern. Mit der Waffe beschrieb er einen Halbkreis und die Schar folgte seinem Beispiel.

Währenddessen versuchten die Orks dasselbe Manöver, aber die Stiere und Wagen waren wesentlich behäbiger; als sie bereits im vollen, geraden Galopp auf die Streitwagen zusteuerten, drehten diese sich noch um.

Ein Ork hielt die Zügel, der andere spannte die Sehne eines großen Bogens. Das war wohl ihre Art, vom Wagen aus zu kämpfen.

Geschosse zischten an Gunlaug vorbei. Er hörte Pfeilspitzen in das Holz von Schilden einschlagen. Neben ihm ein kurzer Aufschrei; dem Reiter steckte ein Pfeil in der Schulter. Mit zusammengebissenen Zähnen ritt er weiter.

Ein Pferd schrie auf. Fernab von Gunlaug stürzte es mit einem Pfeil im Hals zu Boden und vergrub seinen Reiter unter sich. Ein Pferd sprang darüber, dann ein zweites. Das dritte schaffte es nicht und stieß mit den Beinen dagegen, fiel vornüber und landete im Gras.

Blick nach vorne! Keine Zeit dafür, bald kam es zum Zusammenstoß. Hartried war bis ganz vorne an die Schar geritten. Sein Schild mit Pfeilen gespickt, selbst der Hirsch erlitt Verwundungen. Das Tier senkte den Kopf, das Geweih würde sie wie ein dornenbewehrter Rammbock treffen. »Hah!«, hörte er den König den Hirsch immer wieder

antreiben. »Hah! Hah!«

Die Orks ließen ihre Bögen fallen und hielten sich am Wagen fest. Die Wagenlenker zerrten an den Zügeln, um die Hörner der Stiere doch noch in seinen Hirsch zu stoßen.

Es nützte nichts.

Das Hirschgeweih erfasste einen Wagen mitsamt den Stieren. Der Aufprall schleuderte sie in die eigenen Reihen der Orks. Die Gefährte krachten ineinander, Holzsplitter und Wagenteile flogen durch die Luft, als der Hirsch durch sie pflügte wie ein wildgewordener Ochse über das Feld zur Saatzeit. Die Stiere brüllten auf, wurden umgeworfen, prallten aufeinander. Manche der Zügel rissen, die Stiere rannten frei über die Graslandschaft. Andere Wagen gingen unbeschadet aus dem Angriff hervor und zogen vereinzelt davon.

Doch auch der Lauf des Hirsches musste irgendwann zu Ende gehen. Hartried lenkte ihn aus dem Tumult heraus. Mit einem grimmigen Lächeln drehte er sich zu dem Wagenhaufen, aus dem vereinzelt Orks krochen. Der Hirsch blutete am Oberkörper, Holzteile steckten im Fell, ein paar hingen sogar im Geweih. Trotzdem bekam Hartried das Tier kaum unter Kontrolle. Noch immer verhielt es sich wie im Kampfe, der Kopf wiegte hin und her, die Beine schlugen aus, als träte es unsichtbare Feinde.

Gunlaug verringerte die Geschwindigkeit und ließ die Reiter an sich vorbeiziehen. Sie waren begierig darauf, über die versprengten Orks herzufallen.

»Damit hat sich die Sache wohl erledigt.« Utharmar kam herangeritten. Gunlaug hatte ihn aus den Augen verloren. Er schien vollkommen unbeschadet, selbst sein Schild hatte

keinen Pfeil abbekommen.

»Du bist wohl auf«, sagte Gunlaug und hoffte augenblicklich, dass der Fürst von Eulenwacht das Fünkchen Spott in seiner Stimme nicht mitbekam, welches er sich nicht verkneifen konnte.

Utharmar nahm den Helm vom Kopf und fuhr sich durch das schütterere Haar. »Der Kampf scheint auch an dir spurlos vorbeigezogen zu sein.« Er untersuchte Gunlaug von oben bis unten. »Keine Verletzungen? Nein? Bei den Göttern, ich hätte schwören können, dass der König uns direkt in die Hörner der Stiere lenken würde. Da rutschten mir schon fast die Zügel aus den Händen und die Eier aus der Hose.«

Gunlaug lachte, etwas nervös. »Ja. Ich war in der Mitte, direkt neben ihm. Da gibt es nur die Flucht nach vorne. Ich bin froh, dass wir da größtenteils heil wieder rausgekommen sind. Einer stürzte vom Pferd ...« Gunlaug blickte sich um. Die Pferde lagen noch immer im Gras, weit von ihnen entfernt. Von den Reitern keine Spur.

»Zwei von meinen«, bemerkte Utharmar. »Wir sollten uns um sie kümmern. Das mit den Orks scheint sich ja fast erledigt zu haben. Oder was ist das?«

Utharmar zeigte auf den Karrenhaufen. Die Orks hatten sich gesammelt und mit Schilden bewehrt. Sie hielten die Reiter mit langen Speißen von sich fern oder schwangen gekrümmte Klingen. Dabei veranstalteten sie ein Gequieke und Gefauche, als befänden sie sich auf einem Tiermarkt. Die borstigen Orks reckten haarige Arme in die Lüfte und schüttelten mit den Köpfen.

Unentschlossenheit schien die Reiter erfasst zu haben. Sie tanzten mit ihren Pferden vor den Orks auf und ab, tasteten

in ihrer improvisierten Formation nach Schwachstellen. Jedes Mal, wenn einer der Recken vorschnellte, begrüßten ihn mehrere Speerspitzen und der Reiter riss sein Pferd um oder es bäumte sich auf und schreckte vor den Spießen zurück. Hier und da warfen die Reiter Speere. Sie blieben in Schilden stecken, trafen auch mal ein Ziel. Gunlaug sah getroffene Orks zu Boden sinken oder hinter dem Schildwall verschwinden - nur um wieder aufzustehen, mit einem abgebrochenen Speerschaft in der Schulter.

»Treffer einstecken können sie«, bemerkte er.

»Verdammte Biester«, erwiderte Utharmar. »Jetzt igeln die sich da ein. Ein paar von diesen Stieren laufen noch immer frei herum. Wir müssen vorsichtig sein. Und was kommt jetzt?«

Ein Ork erhob sich unter ihnen, von oben bis unten in einen langen Schuppenpanzer gehüllt. Die Schuppen wölbten sich um seinen Bauch, die Schweineschnauze lugte unter der Schuppenmaske hervor. Er richtete eine Standarte auf. Die Fahne zeigte einen Berg, der von zwei Blitzen umgeben war.

»Ihr Stamm?«, fragte Gunlaug. »Das Zeichen ihres Herren? Wir wissen zu wenig über diese Wesen.«

»Wen kümmert es?«, spuckte Utharmar. »Das Banner muss weg. Es verleiht ihnen Mut.«

Tatsächlich steigerten sie ihr Gebrüll und rückten ein paar Schritte vor. Sie würden bestimmt nicht ihre Position aufgeben. Aber der Vormarsch zeigte Wirkung: Die Reiter nahmen Abstand, Unsicherheit machte sich bei ihnen breit. Sie blickten stetig zwischen den Orks und Hartried hin und her.

»Aus dem Weg!«, befahl der König.

Es bildete sich eine Schneise zwischen den Reitern. Die Orks lachten; der Standartenträger hielt sich den Bauch, während er den Kopf in den Nacken legte und vor sich hin grunzte. Hartried hob einen silbrig glänzenden Speer.

»Das war's«, sagte Gunlaug.

»Ist das Königskeil?«, fragte Utharmar.

Hartrieds Hirsch setzte sich in Bewegung. Der König lehnte sich zurück, holte mit dem Wurfarm aus. Sein Oberkörper schnellte nach vorne.

Sofort warfen sich mehrere Orks vor den Standartenträger und schirmten ihn mit ihren Schilden ab. Ein silberner Blitz fuhr durch sie hindurch. Schilde splitterten, Orks quiekten auf, ein Aufschrei ging durch ihre Reihen. Plötzlich kippte die Standarte, dann sank sie gänzlich zu Boden.

Der Blitz zischte an ihnen vorbei, durch die Reihen der Reiter und zurück in Hartrieds Hand.

»Königskeil«, sagte Gunlaug mit einem Lächeln auf den Lippen. »Eine der Waffen, welche die Zwerge zu Cherus' Ehren schmiedeten.«

Die Orks rückten enger zusammen, manche wandten sich der Standarte zu, hielten sie vom Fall ab. Der Standartenträger tauchte auf, mit blutigen Schuppen und hängendem Kopf.

»Es heißt«, sagte Gunlaug, »Königskeil trifft immer sein Ziel und kehrt sofort in die Hand des Werfers zurück. Dieser Speer hat schon unter den Hoplitzen der Mykerios furchtbar gewütet. Er wird auch mit dieser Schar von Orks fertig.«

»Ja, wir können den Kampf wohl als beendet ansehen. Sieh, die Orks sind verunsichert, als hätte sie ein Zauber getroffen. Bald ... Scheiße!«

Gunlaug drehte sich dorthin um, wo auch Utharmar gerade

hinblickte. Ein Streitwagen kam direkt auf sie zugerast. Einer von denen, die unbeschadet aus dem Angriff hervorgegangen waren.

Utharmar trat in die Seiten seines Hirsches, das Tier sprang auf und setzte sich in Bewegung.

Mich oder ihn?, fragte sich Gunlaug. Erst dann kam er auf die Idee, seinen Hirsch anzutreiben. Er versuchte, das Tier aus der Bahn des Streitwagens zu lenken. Es schien zu spät, die Hörner des Stieres zeigten direkt auf seinen Hirsch.

Komm schon, komm schon, komm schon ...

Gunlaug riss die Zügel herum. Die sprunghaften Bewegungen des Hirsches kamen zu spät, die Hörner bohrten sich in seine Seite.

Kapitel 17, Gunlaug

Gunlaug wurde umher geschleudert. Gerade noch saß er auf seinem Hirsch, dann fiel er aus dem Sattel, sah das Blau des Himmels, danach grün. Er landete mit dem Gesicht im Gras, schmeckte Erde.

Fern von ihm hörte er seinen Hirsch röhren und auf die Erde stürzen. Das Tier war schwer getroffen worden, die Hörner mussten sich tief ins Fleisch gebohrt haben. Dann drang das Geräusch der Streitwagenräder an ihn, wie sie sich näherten. *Scheiße*, dachte sich Gunlaug, während er sich Erde aus dem Gesicht wischte. *Wo ist Utharmar? Wo ist der Fürst von Spatzensturz?*

Langsam hob er den Kopf. Er belastete seine Beine und zuckte sofort zusammen. Ein Schmerz fuhr ihm durch den Fuß. *Vielleicht sogar ein Bruch?*

Gunlaug blickte sich um. Der Wagen verlangsamte seine Fahrt. Die Hufe der Stiere stampften neben ihm. Er zog sein Schwert, während er sich mit dem Schild auf dem Bode abstützte.

»Der andere sah wertvoller aus«, sprach eine kehlige Stimme. »Der andere ist weg!«, antwortete eine Stimme, in der Gunlaug ein hohes Quieken hörte.

Schönen Dank, Utharmar.

Wieder sprach der quiekende Ork: »Dann schnapp dir den. Der sieht auch nicht so arm aus.«

Schritte neben ihm. Behaarte Beine, wie ein dunkles Fell.

Ein Schatten beugte sich über Gunlaug. Er schlug zu.

Der Schweinemensch quiekte auf und hielt sich den Arm.

Gunlaug fiel nach hinten, noch immer nicht in der Lage, das Bein zu belasten.

Also quieken die alle so, dachte er sich.

So nah war er den Orks noch nie gewesen. Behaart, breit gebaut, mit bauchigem Unterleib. Eine Schweineschnauze im Gesicht, aus der kurze Hauer ragten und kleine Stielaugen. *Tiermensch* fiel ihm am ehesten dazu ein. Der vor ihm trug einen ledernen Wams, aus dem sein Fell hervorquoll. Ein grober Wollstoff von grauer Farbe bedeckte seine Oberschenkel. Auf dem Haupt ein spitz zulaufender Helm. Mit einer Hand hielt er einen kleinen Schild, an der Seite hing ein Krummschwert. Der andere Ork befand sich auf dem Streitwagen, Zügel in der Hand.

»Ha! Menschlein wehrt sich!«, quiekte der Wagenlenker. »Nun pack ihn dir und dann auf den Wagen mit ihm!«

Der Wagen und die Stiere versperrten den Blick auf den Kampf zwischen den Orks und den Reitern. Gunlaug hörte Schreie, die nicht von Menschen sein konnten, Pferdegetrappel und das Klirren von Eisen.

Der Ork vor ihm zog das Krummschwert vom Gürtel. Das Fell des Schwertarmes saugte sich voll Blut, es schien den Ork aber nicht daran zu hindern, die Waffe einzusetzen. »Muss ich dich zwingen? Komm auf den Wagen!«

Gunlaug spuckte Dreck aus. »Wir Merowa reiten.«

Der Ork stieß einen Tierlaut aus und hob das Krummschwert. *Nur ein Bein*, dachte sich Gunlaug und biss die Zähne zusammen.

Gunlaug richtete sich halb auf und endete in einer knienden Position. Sein Schild schirmte ihn von oben ab und gleichzeitig sauste seine Schwertspitze daran vorbei. Dumpf traf die Waffe des Orks auf das Holz, während fast widerstandslos die Spitze in das ungeschützte Fell des

Oberarmes drang.

Erneut quiekte der Ork auf. Gunlaugs Bein schmerzte ungeheuerlich, aber er musste diese Situation nutzen. Er belastete das andere Bein und erhob sich vollends mit einem Ruck. Mit dem Schild stieß er gegen den Ork, die Schwertspitze bohrte sich noch weiter in den Oberarm. Der Ork taumelte zurück, der andere lachte auf. Gunlaugs Gegner schien der Schmerz kaum etwas auszumachen, während er sich fühlte, als brächen ihm die Beine weg.

Wenigstens kann ich stehen. Kein Bruch, bestimmt kein Bruch. Aber er musste die Zähne ganz schön zusammenbeißen.

Sein Gegner kam dadurch erst richtig in Fahrt. Der Schlag mit dem Schild und die Wunden im Arm befeuerten seine Wut nur. Er öffnete die Schweineschnauze weit und stieß einen Tierschrei aus.

Gunlaug erwartete einen erneuten Hieb mit dem Krummschwert. Stattdessen warf der Ork seinen Leib auf ihn.

Gerade so konnte Gunlaug seinen Schild heben. Währenddessen hieb er erneut zu und traf den Leib mit dem Schwert, so vermutete er. Es war nur ein reflexartiges Hinschlagen, der Ork machte aber keine Anstalten, den Schlag irgendwie abzuwehren.

Gunlaug bekam die ganze Wucht des massigen Orkkörpers zu spüren und fiel nach hinten. Sogleich rollte er sich ab und landete in einer hockenden Position. Ein stechender Schmerz fuhr ihm durch die Beine.

Der Ork war sogleich über ihm, die Schweineschnauze weit aufgerissen. Er entblößte hässliche, schiefe Zähne und die kleinen Augen blitzten gierig auf.

Gunlaug ließ ihn auf dem Schild landen und stieß das Schwert

erneut in die Seite des Orks. Die Orkfratze war nun ganz nah. Er roch den fauligen Atem und Geifer tropfte ihm ins Gesicht.

Mit ganzer Kraft drückte er den Leib von sich, das Gewicht des Orks nahm ihm fast den Atem. Hastig stand er auf, nachdem er den Ork zur Seite gerollt hatte. Er verkniff das Gesicht; die Schmerzen ließen nicht nach.

Sein Schwert war tief gedrunken, bis zur Mitte war die Klinge rot gefärbt. Er blickte zum Wagenlenker: Der lehnte sich auf das Gestell und deutete auf etwas hinter ihm. Er drehte sich um. Sein Gegner war wieder aufgestanden. »Wann stirbst du endlich?«, fragte er und merkte erst jetzt, wie schwer er atmete.

Noch einmal sprang der Ork, noch einmal warf er sich gegen Gunlaug. Unvorsichtig, wild wie ein in die Ecke gedrängtes Tier. Gunlaugs Schwert sank hernieder, fuhr durch Helm und Schädel. Er machte einen Sprung zur Seite, der Orkkörper fuhr an ihm vorbei und sackte zusammen. Im Gras endete der Ansturm.

Gunlaug atmete durch. Der Ork blieb liegen. Blut sickerte aus der Schädeldecke zwischen die Halme und färbte den Boden langsam rot.

Der andere Schweinemensch sprang vom Wagen ab, mit einem großen viereckigen Schild und einem Speer ausgerüstet. Er schien nicht wütend zu sein oder sonst wie betroffen von dem Tod seines Mitstreiters. Er sah ihn nur fest mit seinen kleinen Augen an.

Gunlaug machte sich bereit. *Ob dieser vorsichtiger sein wird? Oder sind die alle so reizbar?* Der Schmerz in den Beinen hatte nicht nachgelassen, aber Gunlaug gewöhnte sich

daran. *Nur noch dieser eine, dann habe ich es geschafft.
Über Hilfe würde ich mich trotzdem freuen. Wo ist nur dieser
Fürst von ...*

Hufe, das Geräusch von einer herannahenden Pferdeschar.
Allen voran Hartried, der mit seinem Hirsch am Wagen vorbei
angeritten kam und abrupt vor dem Ork stoppte. Gleich
dahinter Utharmar, begleitet vom Rest der Reiter. Sie
kreisten den Ork ein. Der ließ seinen Speer fallen und
schaute zu Hartried.

»Bringt es zu Ende«, forderte er.

»Unser Land«, entgegnete der König, »unsere Regeln.«

Daraufhin entbrannte eine Diskussion, die sich der
gefesselte Ork mit verschlossener Miene anhörte. Man schien
ihn fast vergessen zu haben, wie er so alleine dasaß, mit
nur einer Wache neben ihm. Die Wache beteiligte sich auch
lieber am Streit, als den Ork im Auge zu behalten.
Es ging darum, wie sie mit den Leichnamen der Orks verfahren
sollten.

»Wir sollten Sie verbrennen«, meinte der Fürst von
Spatzensturz. »Ihre schändliche Tat hin oder her, das ist
es, was man mit den Toten macht. Das Feuer könnte sie
reinigen und ihre Seelen bekämen eine zweite Chance. Nicht,
dass wir ihnen diesen Gefallen schuldig wären. Aber es wäre
das Beste für alle.«

»Sie haben Menschen gefressen«, entgegnete ein Merowa. »Ich
glaube nicht, dass die eine Seele haben.«

»Und was wäre dann dein Vorschlag, Maraug?«

Der Angesprochene zuckte mit den Schultern. »Hier liegen
lassen. Was haben die denn verdient?«

»Es geht nicht darum, was die verdient haben. Wir müssen das tun, was für das Gefüge der Welt entscheidend ist. Außerdem, was ist, wenn sie doch eine Seele haben? Und ihre Geister von nun an diesen Ort heimsuchen? Weil wir sie nicht ordnungsgemäß bestattet haben? Da sie einen gewaltsamen Tod starben, werden es böartige Geister sein.«

Oha, dachte sich Gunlaug. *Der Fürst ist sehr besorgt über die Reinheit seines Landes. Hätte nicht gedacht, dass er ein so lauterer Mensch ist.*

Hartried unterdessen schien abwesend, strich sich über den Bart. Er schaute an dem Haufen von toten Orks vorbei in die Ferne.

Plötzlich sprach er: »Wir fangen die Stiere ein.«

Eine kurze Pause. Man wartete, dass er seinen Gedanken fortsetzte. »Ja, gut ...«, sagte schließlich Utharmar.

»Jeweils zwei schenken wir den Familien der Männer, die nicht mehr reiten können. Den Rest teilen wir uns, einverstanden?«

»Richtig ... richtig! Wir können diese gefährlichen Tiere schließlich nicht herumlaufen lassen. Aber mein König, was machen wir mit den Leichen der Orks?«

Eine komplizierte Angelegenheit. Die Diskussion ermüdete ihn langsam. Gunlaug saß etwas abseits und rieb sich die Unterschenkel. Hier und da hatten sich blaue Flecken gebildet, unter Schmerzen konnte er aber gehen. *Keine Stiere für mich.*

Er stand auf und ging leicht humpelnd zum Ork hinüber. Gleichgültig schaute der ihn an. Gunlaug lehnte sich an das Wagengestell, räusperte sich und fragte: »Hast du dazu nichts zu sagen?«

»Seine Regeln«, antwortete der Ork. Er war ruhiger geworden, die Stimme quiekte nicht mehr so stark. »Von mir aus streitet euch um das Seelenheil der Rotte.«

»Ist es dir nicht wichtig, was mit ihren Seelen geschieht?«

»Wisst ihr denn, was wirklich mit den Seelen passiert?«, fragte der Ork und verengte die Stielaugen zu kleinen Schlitzern. »Was ihr auch entscheidet, es könnte das Richtige oder Falsche sein.«

»Aber wie behandelt ihr eure Toten in deiner Heimat, bei deinem Volk?«

»Zerstückeln«, antwortete der Ork. »Den Tieren zum Fraß vorwerfen. Oder die Teile über die Ebene verstreuen. Auf dass das Fleisch dorthin zurückkehrt, wo es hergekommen ist.«

»Seht, mein König!«, rief plötzlich einer der Merowa. »Euer Bruder arbeitet mit dem Feind zusammen!« Sie lachten. Hartried beachtete den Scherz nicht. »Was spricht das Biest?«

»Sie zerschneiden ihre Toten«, antwortete Gunlaug. »Lassen ihre Tiere die Stücke fressen oder sie lassen die Glieder im Boden verwesen.«

Hartried nickte. »Du, Ork. Kannst du das machen? Ich erlaube dir, deine Brüder und Freunde der anderen Welt zu übergeben, wie es bei deinem Volk Brauch ist. Du kannst die Lieder deines Volkes singen und rezitieren, wonach es dir verlangt. Dafür musst du uns auch einige Fragen beantworten.«

»Bindet mich los und ich erledige die Aufgabe. Nur muss ich euch Menschen enttäuschen.«

»Was ist es?«, fragte Hartried.

»Wir singen nur beim Kämpfen und Fressen.«

Kapitel 18, Gunlaug

Der Ork verlangte lediglich danach, eine Waffe aus dem Haufen der Toten nehmen zu dürfen. Der König gewährte es ihm. Nur mit einer Axt in der Hand begann der Ork damit, Beine, Arme und Köpfe abzuschlagen und sie auf die freie Fläche zu werfen. Keine Gebete, keine Klagelaute stieß er aus. Nur ab und zu ein Grunzen, das mit der körperlichen Arbeit einherging.

Die Männer standen abseits und schauten ihm bei seinem blutigen Treiben zu. Keiner dachte daran, ihm zu helfen. Der Ork fragte auch nicht.

Schließlich wandte sich der König an ihn: »Wie ist dein Name? Ihr habt Namen, richtig?«

Ohne von der Arbeit abzulassen oder zum König zu blicken, antwortete der Ork: »Wir kriegen Namen, wenn wir das Kindesalter überleben und groß genug sind, uns behaupten zu können. Ublai war der Name, den man mir gab.«

»Gut, Ublai«, sagte Hartried. »Woher kommt ihr?«

Mehrmals schlug der Ork mit der Axt auf einen Arm. Gunlaug hörte das Knirschen von brechenden Knochen. »Meine Heimat sind die Ebenen, von denen aus man den Berg Bögd sehen kann.« Ublai zog an dem Arm, Sehnen und Muskeln riss er auseinander. »Zwei Blitze um den Berg kündigten jedes Jahr die Zeit des Regens an, wenn die Flüsse anschwellen und die Herden sich am Gras sattfressen.« Der Arm war vom Körper getrennt. Ublai holte aus und warf ihn über den Wagenhaufen. Hartried fragte Gunlaug: »Schon mal von diesem Berg etwas gehört?«

Gunlaug schüttelte den Kopf. Hartried blickte fragend Utharmar an, dann andere Männer des Gefolges. Keiner wusste

von diesem Berg.

»Dann sage mir«, sprach Hartried weiter, »wieso seid ihr hier?«

Ublai drehte den toten Ork, dem er gerade noch den Arm abgehackt hatte, und legte sich das Bein zurecht. Er holte aus, die Axt drang ins Fleisch. »Irgendwann gab es keine Blitze mehr und die Herden hatten weniger zu fressen. Wir zogen südwärts und trafen andere Orks, die die Erde umwälzen, Flüsse umleiten, Felder anlegen.« Er hob die Axt, erneut schlug sie ins Fleisch. »Wir nahmen ihnen ihre Felder weg, unsere Herden tranken ihre Flüsse. Andere Orks kamen, die wollten uns die Felder und Flüsse streitig machen. Viele wurden erschlagen. Ich überlebte.«

»Komm zur Sache«, meinte Hartried.

Spielverderber, dachte sich Gunlaug. *Jetzt wird es gerade erst interessant.*

»Unter diesen neuen Orks war einer, der beendete die Kämpfe. Er hinderte hungrige Orks daran, anderen zu nehmen, nur weil sie hungrig waren. Lieber sollte unser Hunger andere treffen.«

Ublai drückte mit der freien Hand auf den Axtkopf. Das zusätzliche Gewicht durchtrennte den Knochen. Dann blickte er mit seinen kleinen Stielaugen zu den Menschen herüber.

»Darum sind wir hier.«

Hartrieds Miene versteinerte sich. Ein ungemütliches Schweigen machte sich im Gefolge breit. Utharmar wischte sich über die Stirn. Zugegebenermaßen bekam auch Gunlaug ein flaues Gefühl im Magen. Ja, sie hatten diesen Kampf für sich entschieden. Doch er wollte sich nicht mit einer ganzen Armee dieser Orks messen müssen. Er konnte nicht sagen, wie

sich die anderen bei dieser Vorstellung fühlten. Nach diesem Zweikampf wusste Gunlaug aber, dass sie sie nicht unterschätzen sollten.

»Wie heißt dieser Ork?«, fragte Hartried.

»Gorku ist sein Name, den wir ihm gaben, als wir ihn unseren Anführer nannten.«

»Wenn Gorku Krieg will, dann soll er uns den Krieg erklären. Wir einigen uns dann auf ein Schlachtfeld.«

Neben der Schweineschnauze und den Hauern bildete sich etwas, das Gunlaug als ein Lächeln deutete. Ublai warf das Bein fort. »Die Welt ist unser Schlachtfeld. Wir sind bereits im Krieg. Wenn der Herr es möchte, kann er jederzeit den Drachenwirbel durchqueren und sich Gorku stellen.« Viele Köpfe wandten sich in Hartrieds Richtung. Der ließ sich jedoch nichts anmerken. »Wisst ihr schon, wann ihr angreifen werdet?«

Ublai packte sich das nächste Bein und zuckte mit den Schultern. »Nächstes Jahr. Das Jahr darauf. Gorku wird nicht jünger, aber er sucht sich seine Ziele sorgfältig. Die Späher haben hier wehrlose Bauern und weite Felder vorgefunden. Sie werden ihm davon berichten. Gorku wird denken, dass dieses Land einen Besuch wert ist.« Ublai quiekte kurz auf.

»Erzähle mir mehr von diesem Gorku«, verlangte Hartried.

»Da gibt es nicht viel zu erzählen«, antwortete Ublai.

»Welche Götter betet er an?«

»Noch nie sah ihn jemand beten.«

»Wie viele Männer hat er?«

»Unzählige.«

»Wie alt ist er?«

»15.«

Manche Männer lachten auf, andere fragten ungläubig, ob sie sich gerade verhört hatten. Utharmar stand der Mund offen, während Hartried die Stirn runzelte und mit zusammengekniffenen Augen auf den Ork schaute.

»Treibe keine Spielchen mit mir!«, sprach Hartried scharf. Ublai wollte wieder mit der Axt zuschlagen, hielt aber in der Bewegung inne. Langsam drehte er sich zu den Männern um.

»Vielleicht ist er jetzt 16 Jahre alt ... ich weiß nicht.«

»Das kann doch nicht dein Ernst sein! Sage mir nicht, dass euer Anführer noch ein Knabe ist!«

»Hartried, warte«, unterbrach ihn Gunlaug und blickte den Ork an. »Ublai, wie alt bist du?«

»Ähm ... zehn. Zehn Jahre. Zehn Regenzeiten, von denen der Berg Bögd eine pro Jahr hat.«

Eine lose Anzahl verlassener Höfe und Ställe. Die braune Erde um die Höfe zeugte von den Feldern und Gärten, die hier einst angelegt worden waren. Nun waren sie leergefressen. Knochenhaufen türmten sich vor den Höfen, fast so hoch wie ein Mann; daneben verbrannter Boden, herumgeworfene Kessel und Essensreste; die Überbleibsel von Haut, Getreidehalmen, Obstkernen.

Da standen sie vor den Behausungen und Ansammlungen an Skeletten, noch immer auf ihren Pferden und Hirschen. Gunlaug hatten sie ein freies Pferd gegeben. Ein Reiter führte seinen Hirsch am Zügel. Er war noch fern, der Hirsch langsamer als die unverletzten Tiere. Es war fraglich, ob die Wunden heilen würden. Jedoch war Gunlaug froh, dass das Tier den Angriff überlebt hatte. Der Stier war ihm mit den

Hörnern in die Seite gestoßen, aber er lebte. Gunlaug versprach sich, jemanden zu finden, der sich um das Tier kümmern würde.

»Du kriegst einen neuen Hirsch«, sagte Hartried, der Gunlaug zusah, wie er sich zu seinem Reittier umblickte. »Wir haben noch einige junge Tiere.«

»Ja, sicher«, antwortete er resigniert. Der Anblick der Siedlung trübte seine Laune nur noch mehr. Der Hof war wirklich wie bar jedes Lebens. Nicht mal ein verstreutes Huhn hörte er gackern.

»Sucht alles ab«, gab Hartried schließlich den Befehl.

»Vielleicht finden wir noch jemanden.«

Zustimmendes Gemurmel gaben sie von sich, jedoch ohne Zuversicht. Sie stiegen von ihren Pferden und verteilten sich über den Hof.

»Und was ist mit mir?«, fragte Ublai. Einen Wagen hatten sie aufgerichtet und einen frei herumlaufenden Stier gefangen. Dessen Zügel ließ Ublai lässig über den Rahmen hängen. »Ich werde hier nicht mehr gebraucht.«

Hartried drehte sich zum Ork um. »Ich biete dir dein Leben, damit du deinem Gorku meine Nachricht überbringst. Wirst du dich an meine Worte noch erinnern, wenn du ihn erreichst?«

»Bestimmt«, meinte Ublai und quiekte kurz auf. Gunlaug glaubte, der Ork erlaubte sich einen Spaß. »Muss aber nicht heißen, dass Gorku mir zuhören wird. Er könnte bereits planen, die Länder der Merowa zu überfallen. Und die anderen Späher werden ihn eher erreichen als ich. Was auch immer ich ihm erzähle, ihnen wird er eher zuhören.«

»Versuche es trotzdem.«

»Natürlich«, sagte Ublai und nahm die Zügel in die Hand.

Hartried stieg von seinem Hirsch und ging auf den Wagen zu. Er fasste den Rahmen, als wolle er Ublai mit bloßer Hand am Losfahren hindern.

»Sage deinem Anführer, dass wir Merowa keine leichte Beute sind. Sage ihm, dass er uns formell den Krieg erklären soll, und wir werden einen Kampfplatz aushandeln. Wenn er das nicht macht und uns einfach ohne Ankündigung angreift, werden seine Männer keine Gnade erfahren. Es gibt einen Weg, einen Krieg ehrenhaft auszutragen, bei dem sich beide Parteien mit Respekt behandeln und das Blutvergießen auf das Mindeste reduzieren. Der Gott der Merowa und mein Vater, Cherus, lehrte uns das.«

Dann rückte Hartried noch ein Stückchen näher. »Und wenn Gorku daran interessiert ist, diesen Konflikt so schnell wie möglich zu beenden, dann biete ich ihm einen Zweikampf an. Seinen besten Kämpfer gegen unseren besten.«

Hartried nahm vom Wagen Abstand, entfernte sich ein paar Schritte, und drehte sich dann plötzlich zu Ublai um. »Das wäre ich. Wenn Gorku meinen Kopf will, können wir das ganz schnell klären. Und wenn Gorku dieses Angebot nicht annimmt, werde ich in das Herz eurer Armee einfallen und mir seinen holen. So wahr ich ein Sohn des Cherus bin.«

Ublai nickte und schloss die Augen. Dann nahm er die Zügel und sprach: »Der Sohn des Cherus ist ein Dummkopf.«

Die Zügel knallten, der Stier setzte sich in Bewegung.

Schwerfällig gewann der Wagen an Geschwindigkeit und steuerte auf den Drachenwirbel zu. Mit verschränkten Armen blickte Hartried ihm hinterher.

Für einen Augenblick flackerte in Gunlaug die Sehnsucht nach den Ländern hinter dem Gebirge des Drachenwirbels auf. Er

wollte das Pferd besteigen und Ublai folgen. *Ich könnte mich als Diplomat versuchen, dachte sich Gunlaug, und die Länder in der Ferne bereisen. Mit den eigenen Augen sehen, was Hartried von der Spitze des Turmes sah. Wobei, was er erzählte, klang nicht so vielversprechend ... aber es mit eigenen Augen zu sehen ...*

Gunlaug verscheuchte diesen Gedanken. Sein Platz war nun an Hartrieds Seite, wo er als Sohn des Cherus und Halbbruder des Königs hingehörte. Und vielleicht würde es bald Krieg geben.

»Glaubt Ihr wirklich?«, sprach Utharmar den König an, »dass dieser Gorku das Angebot annehmen wird?«

»Nein«, antwortete Hartried. »Aber jetzt kann mir keiner vorwerfen, ich hätte es nicht versucht. Fürst von Eulenwacht!«

Utharmar nahm auf einmal Haltung an, der dicke Bauch wurde nach vorne gestreckt.

»Ihr seid Euch dessen bewusst, was es heißt, ein Fürstentum am Rande unseres Reiches zu befehligen. Und heute habt Ihr den Feind gesehen, wisst, womit wir es zu tun haben. Ihr habt richtig gehandelt, als Ihr uns gerufen habt. Nun wissen wir Bescheid. Ich will, dass Ihr Eure Männer bereithaltet und Wege findet, Eure Schutzbefohlenen notfalls weiter ins Landesinnere zu leiten und für eine Zeit umzusiedeln.«

»Selbstverständlich, mein König.«

»Wir wissen nicht, wann sie wirklich kommen, ob nächstes Jahr oder erst in zehn Jahren. Trotzdem haltet Ihr Euer Fürstentum unter Waffen, als stünde der Feind schon vor der Tür. Ich werde dafür sorgen, dass alle Fürsten der Merowa zur Stelle sein werden, wenn sie angreifen.«

»Wir halten sie auf, so lange es nötig sein wird«, meinte Utharmar tapfer.

»Das wird nicht reichen«, meinte Gunlaug. »Wir müssen sie alle beim Königs-Thing überzeugen. Die Fürsten, die weit weg von der Ostgrenze ihre Häuser haben, werden sich zu entschuldigen wissen.«

»Richtig«, antwortete Hartried. »Deswegen reiten wir nun nach Süden.«

»Äh«, brachte Gunlaug verdutzt hervor. »Was ist mit dem Vorerntefest?«

»Wird ohne uns stattfinden.«

»Aber das Königs-Thing folgt gleich darauf.«

»Das kriegen wir schon hin. Vom Fürstentum Bärenschlucht aus ist es nicht so weit bis zum Thingplatz.«

Gunlaug fasste sich an den Kopf. »Ich hatte gehofft, wir könnten uns ein paar Tage auf der Ostrand-Pfalz ausruhen.«

Hartried trat an ihn heran, klopfte ihm auf die Schulter und lächelte. »Das Land Merow wird nicht vom Thron aus regiert, sondern vom Sattel.«

Kapitel 19, Piasus

Sie hätten Pferde mitnehmen sollen. Stattdessen wanderten sie tagelang ohne Unterlass. Piasus schmerzten die Füße, die Oberschenkel waren wie steife Klötze. Jede Nacht musste er sie massieren, während ihn Hedda schief ansah.

Hätte ich nur Öl mitgebracht, klagte er in Gedanken. Kein Ersatz für Pferde, aber wenigstens könnte ich mir damit meine Beine massieren, bis sie wieder halbwegs einsatzbereit wären. Egal, wie komisch Hedda das findet.

Hedda indessen sprang über Wurzeln, bahnte sich ihren Weg durch das Gebüsch und marschierte unentwegt ohne ein Zeichen der Anstrengung. Ob das an ihrem halbgöttlichen Blut lag? Oder strotzten alle Brega so vor Vitalität? Mit Neid blickte er ihr hinterher, wie sie ohne müde zu werden den ganzen Tag durch Merows dichtes Unterholz schritt.

Ich hätte das Öl auch auf sie anwenden können ..., schweifete Piasus in seinen Überlegungen ab. Ja, das hätte bestimmt geklappt. Da würde die manchmal schrofne Herrin der Meere bestimmt schwach werden. Ich wette, unter dem Fell sind ihre Glieder und Muskeln bestimmt ganz verspannt von all der Arbeit auf hoher See, bei Kälte, Wind und Regen.

Im Geiste fiel Hedda das Fell vom Leib, die Kleidung glitt ihr langsam herunter. Er fragte sich, ob sie darunter wirklich so kräftig aussah, wie ihr Auftreten und ihre Statur vermuten ließen oder ob sich unter den Stoffen nicht doch ein zarter weiblicher Körper befand ... Und hier musste sich Piasus selbst Einhalt gebieten.

Die letzten Tage waren unbehaglich, geprägt von einer peinlichen Stille zwischen den beiden. Wann immer er Hedda etwas fragte, antwortete sie zwar, es wurde aber kein

Gespräch daraus. Piasus konnte nicht sagen, ob es daran lag, dass er sich etwas vor ihr fürchtete. Ihm war so, seit sie ihn fast erwürgt hatte und damit eine ihn beängstigende übermenschliche Stärke zur Schau gestellt hatte. Oder nachdem sie ihm offenbarte, welche göttliche Abstammung ihr diese Kraft gab. Jedenfalls lag seitdem ein Graben zwischen den beiden, von dem Piasus nicht wusste, ob er ihn wirklich überwinden wollte.

Sie hielt an. »Wir sind bald da.«

Gerade noch in Gedanken versunken, erschrak er bei ihren plötzlichen Worten. Sie sah ihn mit hochgezogener Augenbraue an.

»Äh ...«, war seine schlaue Erwiderung. »Ja, wunderbar. Woher weißt du das?«

Sie deutete über die Baumwipfel. In der Ferne erkannte Piasus die blaue Spitze eines Berges.

»Flammenhain-Gipfel. Ein heiliger Berg der Merowa. Der Fürst von Spatzensturz hat seinen Sitz ganz in der Nähe.

Vielleicht schaffen wir es heute noch, wenn wir uns beeilen.«

»Dann sollten wir uns ranhalten«, meinte Piasus, plötzlich vom Ehrgeiz gepackt.

»Sehr schön«, meinte Hedda und setzte den Marsch fort.

»Nun musst du es mir doch erklären.«

»Was?«, fragte Hedda, ohne sich umzudrehen.

Piasus holte rasch zu ihr auf. Die Aussicht auf eine baldige Ankunft verlieh ihm neue Kraft.

»Du scheinst mir der Frage bisher ausgewichen zu sein.

Jedoch sind wir bald da und deshalb muss ich wissen, was es mit dir und dem Fürsten auf sich hat. Wieso bist du so

versessen darauf, mich zu ihm zu begleiten?»

Ein längeres Schweigen setzte ein, während sie beide durch das Unterholz schritten. Piasus blieb geduldig, drängte nicht.

»Da ist ...«, begann sie, »jemand am Hofe von Spatzensturz, um den ich mich Sorge. Die Chance ist gering, aber es besteht die Möglichkeit, dass sie mit deinem Auftrag im Zusammenhang stehen.«

»Aha, inwiefern?«

»Das weiß ich nicht. Du hältst deinen Auftrag ja geheim.« Sie drehte den Kopf zu ihm. »Außer du verrätst mir, warum genau du hier bist.«

»Das würde ich lieber vermeiden wollen.«

»Gut.« Sie zuckte mit den Schultern und blickte wieder geradeaus. »Dann bleibt es dabei.«

Wenigstens etwas hat sie mir verraten, überlegte Piasus. Vielleicht sollte ich die Chance nutzen?

»Und wo wir schon dabei sind. Woher kennst du dich hier so gut aus? Müsste nicht das Westmeer deine Heimat sein? Bist du mit dem Fürsten befreundet?«

Sie hielt an, fasste sich ans Gesicht. Gedankenverloren schaute sie ins Grün des Waldes.

»Wir kennen uns.« Sie setzte sich wieder in Bewegung. »Er suchte mich auf. Es war bekannt, dass meine Mutter Kinder von Cherus gebar. Sie verheimlichte es nicht. Als es hieß, dass ein Sohn des Gottes sich dem baldigen König Hartried als Gefährte anschloss ...«

»Dein Bruder Gunlaug«, ergänzte Piasus.

»Ja, mein Bruder. Da suchte er mich auf – ich komme oft in diese Gegend, um Vorräte anzulegen – und bot mir einen Platz

an seiner Seite an.«

»Das war bestimmt eine große Ehre«, meinte Piasus.

»Das war es. Recht ungewöhnlich für eine Frau, zu den bewaffneten Haustruppen eines Fürsten zu gehören. Wobei die Merowa dagegen kein Gesetz haben. Trotzdem.«

»Du lehntest ab?«

»Ja. Ich bevorzugte die Freiheit der Meere, das tue ich noch immer. Der Fürst verstand das, wir verabschiedeten uns in Freundschaft und bleiben seither in Verbindung.«

»Er wollte sich wohl mit einem Kind des Cherus schmücken, oder? Ich will dir deine Fähigkeiten nicht absprechen, verstehe das nicht falsch.«

»Nein, da magst du recht haben. Vielleicht wollte er auch mit einem Kind des Cherus gegenhalten. Der Fürst von Spatensturz mochte Hartried nicht, das tat er noch nie. Es kam fast schon zu Kämpfen.«

Na, da überrascht es mich nicht, dass ich zu ihm gesandt werde, dachte Piasus in sich hinein.

»Und woran mag das liegen?«, fragte Piasus.

»Gute Frage. Viele Fürsten waren mit seiner Wahl als neuer König nicht zufrieden. Manche glauben, er habe sich die Stimmen der Fürsten erkauft. Womit, das weiß aber keiner zu sagen. Die, die er sich gekauft haben soll, schweigen, und die anderen wissen nicht, ob es stimmt. Und dann ist da noch das Problem mit seiner Abstammung.«

»Was? Da gibt es ein Problem mit der Tatsache, dass er von Cherus abstammt?«

Erneut blieb sie stehen, blickte Piasus erstaunt an. »Du weißt es nicht? Hartried entstammt nicht einer Fürstenfamilie. Seine Mutter war eine einfache

Bauerntochter. Cherus wurde als Mensch geboren, sein Vater aber war der Anführer eines mächtigen Stammes. Nachdem er verschwand, wählten die Fürsten Doderried als ihren König, einen Stammesführer. Hartried jedoch heiratete nur in die Fürstenfamilie ein. Niemand weiß wirklich, ob man ihn eigentlich hätte wählen dürfen.«

Für einen Moment schaute er sie ungläubig an. Dann lachte Piasus und schüttelte den Kopf. »Der gute Hartried hat sich also einfach so hochgeschlafen? Oh, ihr Merowa. Ihr habt das mit dem Königreich noch nicht so richtig raus, oder?«

Sich den Bauch haltend, ging Piasus an Hedda vorbei.

»Da siehst du«, sprach sie nun und lief ihm hinterher, »was allein der Name ›Cherus‹ mit diesen Menschen macht. Er ist für die Merowa von größter Bedeutung. Selbst Brega fangen an, zu Cherus zu beten.«

»Du wirst es wissen müssen. Was war denn so toll an Cherus?« Sie fasste ihn an der Schulter und drehte ihn herum. »Ohne Cherus gäbe es vielleicht kein Merow mehr. Das hier wäre ein totes Land. Cherus vereinigte die Stämme und führte sie gegen eine Gefahr, welche die Menschheit hätte vernichten können.«

»Ja«, sagte Piasus und riss sich von ihr los, »und zwischendurch trieb er es mit möglichst vielen sterblichen Frauen.«

Im nächsten Moment wurde er unsanft in ein Gebüsch gestoßen.

Ein hohes Satteldach ragte über einen Schutzring aus Palisaden. Eine Anlage auf einem Hügel, umgeben von Bauernhöfen und Feldern. Das war also das Fürstentum Spatzensturz. Irgendwie enttäuschend, dabei hatte er nichts

erwartet. Noch nicht einmal als ein Dorf würde er den Anblick beschreiben.

Und an diese Menschen soll ich mich wenden, damit wir den König von Tyon stürzen? Dieses Fürstentum passt mindestens zehnmal in die Stadt.

Aber er war an seinem Ziel angelangt. Das war das Wichtigste. Diesmal war es Hedda, die mit ihm Schritt halten musste. Der Tag neigte sich dem Ende zu, die Abendsonne verschwand fast hinter den Baumwipfeln. Auf den Feldern fanden sich vereinzelte Bauern, die Kühe über das Feld trieben oder Körbe voll Weizen schleppten. Man schien ihnen nicht besonders viel Aufmerksamkeit zu schenken. Unbehelligt gingen sie den festgetretenen Weg hoch bis zum Anwesen, wenn er das so nennen wollte.

Das Fürstenhaus war auf einem steilen Hügel erbaut. Ein paar Höfe am Hang ragten über die Felder. Einfache Holzbauten mit einem Strohdach, einstöckig und mit Ställen an den Seiten. Der Weg zum Anwesen ließ sie den Hügel in einem Zickzack hinaufsteigen, so steil baute sich die Erhebung über die Felder auf.

Hoher Palisadenwall, guter Blick über das Gelände, schwer anzugreifende Verteidigungsanlage. Piasus hob den Kopf und schaute auf ein offenstehendes Torgebäude. Gerüstete Männer warteten da auf sie.

Das ist kein friedliches Land, schloss er.

Sie erreichten das Torgebäude. Piasus lugte neugierig hinter die Palisaden. Ein weiter, offener Schirrhof und mehrere Gebäude aus Holz unterschiedlicher Größe. Ihm kam das Anwesen schmucklos vor, bis er Verzierungen der Fassade am Hauptgebäude entdeckte. Er glaubte, Vogelmotive zu sehen,

die zwischen herausgeschnitzten Blättern und Baumkronen auftauchten. Angedeutete Säulen um den Haupteingang trugen filigran gearbeitete Hirschgeweihe. Auf diese Arbeit schienen sich die Merowa zu verstehen.

»Abend«, sprach sie eine der Wachen wenig freundlich an.

Unter dem Spangenhelm leuchtete struppiges, rotes Haar. Die andere Wache führte gerade einen Trinkschlauch zum Mund.

»Was wollt ihr beiden am Hof des Fürsten?«

»Sagt dem Fürsten«, erwiderte seine Führerin, »dass Hedda mit ihm sprechen will. Oder seiner Frau. Sie werden wissen, um wen es sich handelt.«

Eine der Wachen horchte auf und winkte sie hinein. »Lass sie durch«, sprach der Mann. »Lass sie einfach durch. Der Fürst kennt sie.«

»Und der andere?«, vergewisserte sich der Rotschopf.

»Gehört zu mir«, antwortete Hedda.

Die beiden Wachen schauten sich an, dann musterten sie Piasus von oben bis unten.

»Ich bin nur ein Reisender«, meinte Piasus und breitete die Arme aus, »und komme aus einem fernen Land. Wenn der Fürst von Spatzensturz mich auch nur für eine Nacht aufnimmt, kann ich ihn mit allerhand Neuigkeiten unterhalten, aus Gegenden, die dem Fürsten bestimmt sagenhaft erscheinen!«

»Ist schon gut«, maulte der Rotschopf, »tretet ein.«

Nicht viel tat sich im Hof. Ein Mann führte Pferde in einen Stall, kräftige, große Tiere, wie er sie aus seiner Heimat nicht kannte. Im Stall entdeckte er noch etwas: die Schlachthirsche der Merowa, auf denen ihre Höchsten in den Kampf ritten. Sofort stiegen in ihm Bilder auf, wie diese Tiere in die Reihen der Hopliten stießen, unter denen er

sich befunden hatte.

Nur ein paar Reihen weiter vorne und eines dieser gewaltigen Geweihe hätte mich durchstoßen. Er erschauerte. Bei genauerem Hinsehen musste er aber feststellen, dass die Hirsche so friedlich im Stall eigentlich schön und anmutig anzusehen waren. Eines der Tiere schien ihn zu bemerken. Es hob seinen Kopf – der Stirnschmuck reichte bis zur Decke des Stalles – und blickte Piasus mit seinen dunklen Augen direkt an.

»Einen Hirsch von Merow schon mal gesehen?«, riss Hedda ihn aus seinen Gedanken.

»Ja, in der Tat. Aber nur kurz.«

»Ich hörte, im Süden bezahlen sie für die Hirsche ein Vermögen.« Sie stieß ihn an. »Komm, vorhin warst du noch ganz erpicht darauf, den Fürsten zu treffen.«

»Richtig. Lass uns das hinter uns bringen.«

Die Tür ins Hauptgebäude stand weit offen. Sie schritten durch einen überdachten Vorbau. Das Innere bestand aus mehreren Reihen langer Bänke und einer Feuerstelle. Balken hielten das hohe Dach, deren Kapitelle wie Baumkronen gefertigt waren. Piasus glaubte auch hier, einzelne Vögel zwischen den Blättern erkennen zu können.

»Ja, kann ich Ihnen helfen?«, hörte Piasus eine Stimme. Ein statthafter junger Mann erschien, wenn auch mit einem etwas einfältigen Ausdruck im Gesicht. Jedenfalls schien er sich sehr wichtig zu nehmen, fragte höflich, aber auch mit dem Versuch von Autorität. Er trug einen grünen Mantel und darunter ein einfaches, braunes Hemd. Der Mantel wurde mit einer goldenen Spange zusammengehalten, welche wie ein Vöglein geformt war.

»Ah, Rodried!«, freute sich Hedda.

Der junge Mann blickte verwirrt, was seiner Autorität noch weiter abträglich war.

»Stimmt, stimmt. Als wir uns das letzte Mal gesehen hatten, warst du noch so klein.« Hedda deutete auf ihre Oberschenkel. »Jetzt bist du aber ganz schön gewachsen! Sag, wie alt bist du?«

»Ähm ... Siebzehn«, antwortete Rodried.

»Siebzehn! Wie schön. Ist dein Vater zugegen? Sag ihm bitte, Hedda ist da und bringt einen Gast mit.«

Rodried drehte sich schon halb um und sprach dabei:

»Natürlich ...« Den Blick kaum von ihr abwendend, begab er sich in den hinteren Teil des Gebäudes.

»Siebzehn?«, fragte Piasus.

»Er war ein niedliches Kind«, erwiderte sie mit einem strahlenden Lächeln.

»Aha«, gab sich Piasus verwundert. *Das ist eine mütterliche Seite von ihr, die ich nicht erwartet hatte.*

Gebückt trat ein älterer Herr in die Halle. Er hüllte seinen Körper in dicke Felle, als sei ihm besonders kalt. Rodried folgte ihm mit ein paar Schritten Abstand. Als der alte Herr Hedda sah, verbesserte sich augenblicklich seine Haltung und er kam auf sie zugelaufen. Überrascht stellte Piasus fest, dass die beiden sich umarmten.

»Ach Hedda!«, rief der Alte aus. »Was für eine seltene Freude! Du musst unbedingt Arwinne aufsuchen, die ist gerade im Wald und pflückt Pilze. Sie wird ebenso glücklich sein, dich mal wiederzusehen. Hat der Junge dich auch anständig empfangen? Es obliegt ihm immer mehr, seinen alten Herrn zu vertreten. Er macht sich, oder?«

»Ja, keine Sorge, er hat seine Aufgabe gut erfüllt. Und Arwinne sucht Pilze? Gibt es vielleicht heute -«
Piasus räusperte sich. Er versuchte nicht zu klingen wie jemand, den ignoriert zu werden beleidigte. Vielleicht waren das die Gepflogenheiten der Merowa. Etwas Aufmerksamkeit wäre dennoch ganz nett gewesen.

»Oh ja«, meinte der Fürst von Spatzensturz. »Rodried hat mir nichts von deiner Begleitung erzählt. Ich bin Darlaug, Fürst und Beschützer dieser Lande.«

»Piasus«, antwortete er, reichte ihm die Hand und legte ein charmantes Lächeln auf. »Und eigentlich begleitete sie mich. Sehr erfreut. Ihr Sohn hat uns übrigens ausgezeichnet begrüßt, sehr fürstlich.« Piasus lächelte auch den Fürstensonnen an, dessen Irritation einen permanenten Aufenthalt in seiner Mimik einnahm. »Ich möchte ungern zur Eile drängen, jedoch muss ich anmerken, dass eine wichtige Mission mich hierher führt.«

»Aha. Und welche Mission wäre das?«

»Das sollte besser unter vier Augen und Ohren besprochen werden.«

Vorsichtig, so dass die anderen beiden es nicht sehen konnten, nahm Piasus ein Schriftstück aus seinem Mantel. Darlaug drehte sich von Rodried und Hedda weg und entrollte langsam das Schreiben. Noch während sein Blick durch die Zeilen fuhr, sprach er: »Rodried, führe Hedda bitte nach draußen. Geht zu Arwinne, helft ihr im Wald.«

Er zögerte einen Moment, dann schob Rodried Hedda langsam aus der Halle.

»Halt!«, rief sie auf einmal. »Ich muss wissen, was hier vor sich geht!«

»Später!«, rief der Fürst Hedda und Rodried hinterher, als sie die Halle verließen. Das Freundschaftliche war aus seiner Stimme verschwunden. Darlaug setzte sich auf eine der Bänke.

»Daedlus hat sich erinnert«, sprach er, ruhiger, nachdenklicher. »Was will er?«

»Ich brauche Eure Hilfe.« Piasus setzte sich gegenüber und kramte die Schriftrolle des Zwerges hervor. »Da gibt es einen Gefangenen in Tyon.«

»Einen Gefangenen?« Er nahm die Schriftrolle an sich und überflog sie. »Die Sprache der Zwerge? Ich kann das nicht lesen, kein Mensch kann das. Was will der Gefangene?«

»Nun, befreit werden. Er, der Zwerg, der das hier verfasst hatte, versprach mir, dass der Vertrag uns Unterstützung zusichert und eine Belohnung, wenn wir ihn aus Tyon befreien.«

Darlaug schaute stirnrunzelnd auf. »Und deshalb kommt Ihr zu mir?«

»Mein Herr Daedlus meinte, Ihr würdet an der Befreiung des Zwerges interessiert sein. Der Zwerg, Tiuz übrigens, behauptet nämlich, dass der König von Merow ihn in diese Lage gebracht habe. Mein Herr meinte auch, dass Ihr an allem interessiert sein würdet, was dem König Hartried schaden könnte.«

»Was meint Ihr damit?«

»Dieser Tiuz weiß von einem Gegenstand im Besitz des Königs, der ihn fast unbesiegbar, unverwundbar macht. Jedoch nur fast! Es gibt eine Schwachstelle. Tiuz hat diesen Gegenstand selbst gefertigt und weiß daher, dass er nicht perfekt ist. Der König strebte danach, diesen Zwerg umzubringen, damit

das Geheimnis mit ihm sterbe. Doch nun ist er geknechtet, im Süden. Und er verrät uns das Geheimnis, wenn wir es schaffen, ihn zu befreien.«

»Erst einmal«, sagte Darlaug mit finsterer Miene, »müsst Ihr zu den Zwergen.«

Kapitel 20, Piasus

»Die Zwerge ...«, wiederholte Piasus.

»Deswegen seid Ihr doch hier, habe ich nicht recht?«, fragte Darlaug. »Wenn es Euch nur darum ginge, den Zwerg zu befreien, dann hättet Ihr das auch ganz alleine unternehmen können. Oder? Wenn Ihr sichergehen wollt, dass der Vertrag auch gültig ist, dann müsst Ihr zu einem Zwerg. Sie hüten ihre Schriftsprache wie ein Geheimnis. Ich kenne da einen Zwerg, der Euch möglicherweise dabei behilflich sein kann, die Familie dieses Gefangenen zu identifizieren. Und vielleicht erfahrt Ihr dann, wo sie sich befinden könnten.« Piasus stand auf und klatschte in die Hände. »Ah, mein Herr hatte vollkommen recht. Akleion kann sich auf Euch verlassen! Ja, der Zwerg hat uns versprochen, dass dieser Vertrag uns die Unterstützung seiner Familie zusichern würde. Und natürlich könnten wir auch versuchen, ihn selber zu befreien. Würden wir jedoch dabei erwischt werden, könnte das zu einem Krieg mit Tyon führen. Und das wollten wir im Moment eher vermeiden. Wir hatten darauf gehofft, dass die Unterstützung der Zwerge uns dieses Unterfangen möglich macht, ohne dass es zu einem Kriegsausbruch kommt. Und er erzählte auch etwas von einer Belohnung ...«

»Wenn in dem Vertrag etwas von einer Belohnung steht, dann werdet Ihr sie bekommen.«

Nun erhob sich auch Darlaug, etwas schwerfällig jedoch. Er reichte Piasus die Hand. »Ihr könnt auf mich zählen. Ich halte mein Wort, als wäre es ein auf Zwergisch verfasster Vertrag. Jedoch muss ich in wenigen Tagen zum Königs-Thing aufbrechen. Dann treffen sich alle Fürsten und der König der Merowa. Von dort werde ich Euch nicht unterstützen können.

Jedoch ...«

Darlaug ließ los und wandte sich nachdenkend ab. »Ich kann Euch meinen Sohn mitgeben. Ihr habt ihn bereits getroffen. Er kennt die Zwerge und weiß, wie man mit ihnen redet.«

»Oh, das ...!« Piasus sollte sich wohl geehrt fühlen, doch dieser Rodried machte auf ihn nicht unbedingt den hellsten Eindruck. Wenn er allerdings mit diesen Zwergen umzugehen wusste, dann sollte er die Hilfe wohl annehmen. Ja, der Fürst meinte es mit Sicherheit gut und musste am Erfolg dieser Unternehmung genauso interessiert gewesen sein wie Piasus selbst.

Piasus lächelte. »Danke, das weiß ich sehr zu schätzen.«

»Da wäre vielleicht noch jemand. Oder zwei.« Darlaug entfernte sich von ihm und ging in der Halle mit hinter dem Rücken verschränkten Armen auf und ab. »Aber Ihr müsst mir versprechen, dass Ihr die Identität der beiden verschweigt.«
Wohin führt denn das jetzt?, fragte sich Piasus.

»Natürlich werde ich das!«, sagte er. Solange es seiner Mission nützte, wollte er deren Identität geheim halten, wer auch immer sie waren. »Aber worum handelt es sich? Wer sind sie und inwiefern sollen sie uns hierbei unterstützen?«

Darlaug setzte sich wieder hin. »Ihr habt Euch sicherlich schon gefragt, warum Hedda Euch unbedingt hierher begleiten wollte, nicht wahr?«

»Um ehrlich zu sein, ja. Das habe ich. Sie hängt mit diesen beiden Personen zusammen?«

Darlaug nickte. »Hedda ist, müsst Ihr wissen ...«

Der Fürst wartete die Antwort ab. Piasus leuchtete ein, warum er sich langsam an das Thema heranwage. »Eine Tochter des Cherus. Sie hatte es mir bereits erzählt.«

»Gut. Ihr werdet die Bekanntschaft mit zwei weiteren Sprösslingen des Gottes machen. Den beiden jüngsten Kindern aus seiner einzigen Ehe.«

Piasus überlegte für einen Moment. »Hedda hatte erzählt, Hartried und Gunlaug hätten diese Kinder umgebracht. Oh verdammt, jetzt ergibt es alles einen Sinn! Hedda hatte sie damals gerettet, nicht wahr? Und nun versteckt Ihr die beiden Kinder hier! Ah, natürlich, deshalb wollte sie mich unbedingt begleiten. Sie hat sich einfach Sorgen um die beiden gemacht.«

»Ihr versteht schnell. Darum wisst Ihr auch, weswegen die Identität der beiden geheim bleiben soll. Hedda brachte die Kinder damals zu mir und ich nahm mich ihrer an. Das Mädchen ist eine Seherin und half uns öfters mit ihren Vorhersagen, auch wenn die Götter zumeist über schwer zu deutende Visionen zu ihr sprechen.«

»Aha, eine Seherin, sehr interessant. Ja, das ist bestimmt sehr nützlich. Ich weiß gar nicht, wie ich mich für diese Hilfe erkenntlich zeigen soll.«

»So einfach ist es leider nicht. Das Augenlicht des Mädchens ist fast erloschen. Sie ist nicht blind, aber dennoch auf Unterstützung angewiesen. Dann wäre da noch ihr Bruder. Er ist das jüngste Kind des Cherus. Ich habe ihm die Ausbildung eines Grenzreiters angedeihen lassen. Er kennt sich bestens mit diesem Land aus und wird Euch führen. Jedoch wird er wahrscheinlich nicht mitkommen wollen. Rodried wird ihn überzeugen müssen.«

»Was ist das Problem?«, fragte Piasus. »Er müsste doch mehr als erfreut darüber sein, dass es eine Möglichkeit gibt, sich an Hartried zu rächen für das, was der König seiner

Familie angetan hat.«

Darlaug seufzte. »Leider nicht. Er hat es sich in unseren Wäldern, zusammen mit seiner Schwester, zu gemütlich gemacht und will mit diesem Konflikt nichts zu tun haben. Ich hoffe, wir können ihn mit diesem kleinen Abenteuer umstimmen.«

»Ich verstehe. Der Junge hat einfach Angst. Kann ich ihm nicht übelnehmen. Ich traf diesen Hartried selbst in der Schlacht.«

Darlaug hob überrascht den Kopf. »Ach wirklich? Ihr seid ihm im Kampf begegnet?«

»Na ja, ich stand ein paar Reihen weiter hinten, als der König sich mit seinem Hirsch eine Schneise durch unsere Männer schlug. Wir haben nicht die Waffen miteinander gekreuzt, falls Ihr das geglaubt habt, und ich werde gar nicht versuchen, das irgendwie zu meinen Gunsten auszuschnücken.«

Musstest du das wirklich erzählen?, fragte sich Piasus und ohrfeigte sich in Gedanken selbst.

»Aber von mir aus wollen wir gerne versuchen, diesen Jungen und seine hellseherische Schwester anzuheuern.«

»Ganz nach meinem Sinn«, erwiderte Darlaug. »Jetzt müssen wir aber warten, bis Rodried und Hedda wiederkommen. Bleibt noch über Nacht und genießt unsere bescheidene Küche. Ihr müsst erschöpft sein.«

Und wie er das war. Doch das Ende seiner Reise war noch lange nicht in Sicht.

Ein Pferd! Wie gut es sich anfühlte, nach all dem Wandern auf einem Pferd zu reiten. Piasus, Hedda und Rodried ritten gemeinsam durch Merows dichte Wälder und Haine, die sich

allmählich in ein herbstliches Braun zu verwandeln begannen. Nur hier, was er bei den Merowa am ehesten noch als Zivilisation bezeichnet hätte, waren die Wälder nicht so dunkel, wesentlich freundlicher. Dennoch musste er sich erst daran gewöhnen, ein Pferd durch das Gestrüpp zu lenken. Rodried und Hedda schienen damit kaum ein Problem zu haben. Piasus nutzte die Zeit, sich etwas mit Rodried zu unterhalten. Wie er ihn zuerst eingeschätzt hatte, war der junge Mann nicht gerade der Hellste. Jedoch glaubte Piasus, in ihm einen herzensguten Burschen zu erkennen. Als er am vorigen Tag hörte, dass Rodried mit den beiden zu den Cheruskindern reisen würde, war er Feuer und Flamme. Rodried nahm diesen Auftrag sehr ernst, was Piasus einerseits belustigte, ihm aber auch etwas Zuversicht gab.

»Ein Tempel?«, fragte Rodried. Bei solchen Fragen bekam sein Ausdruck immer etwas Dummes.

»Ihr habt hier wirklich keine Tempel?«, fragte Piasus

»Das habe ich dir schon einmal gesagt«, brachte sich Hedda ein.

»Wirklich? Ihr habt wirklich noch keinen Tempel gesehen? Das sind die Häuser, die wir den Göttern bauen. Große, prächtige Häuser! In einer Stadt der Mykerios ist der Tempel eines der wichtigsten Gebäude, meist im Zentrum oder oben auf dem Stadthügel errichtet. Es gibt auch kleinere Tempel, aber ...«

»Moment«, unterbrach ihn Rodried. »Eure Götter wohnen bei euch in Gebäuden? Das klingt merkwürdig. Treten sie auch aus dem Tempel heraus, um euch zu helfen? Geht ihr zum Beten immer in den Tempel, weil euch die Götter sonst nicht hören würden?«

»So viele Fragen! Und nein, die Götter wohnen nicht direkt

in den Tempeln, man muss nicht anklopfen und warten, dass sie einen hereinlassen. Es ist eher ... der Ort, wo die Priester wohnen, welche die wichtigen Rituale ausführen. Wenn ich es mir recht überlege ... Eigentlich wohnen sie doch in den Tempeln. Oder man erwartet, dass sie in die Tempel einkehren, wenn die Zeit für Feste und Rituale gekommen ist.«

»Aha«, gab Rodried von sich. »Wir sind gleich da. Ihr müsst mir später mehr davon erzählen.«

Innerhalb des Waldes tauchte eine Hütte auf. Wenige Öffnungen unterhalb des Satteldaches spendeten Licht, aus einer anderen stieg Rauch auf. Eine simple Überdachung mit Anbindebalken diente als Stall. Neben der Schmucklosigkeit dieser Behausung wirkte das kräftige Pferd wie fehl am Platz. Ein kleiner Garten befand sich direkt daneben, vom Rest des Waldes durch einen einfachen Zaun abgegrenzt. *Hier leben also zwei Kinder des Cherus,* dachte sich Piasus. *Nun ja, viel Aufmerksamkeit zieht das tatsächlich nicht auf sich.*

»Simund!«, rief Rodried, »Melinde! Ich bin es, Rodried. Mit zwei Gästen!« Dann wandte er sich an Piasus. »Ihr müsst verstehen, sie sind sehr vorsichtig.«

»Wäre ich in ihrer Situation auch.«

Die drei sprangen von ihren Pferden und banden sie an dem notdürftigen Stall fest.

Langsam öffnete sich eine Tür und ein Mädchen trat heraus. Piasus fielen sofort die glasigen Augen auf. Ihre Farblosigkeit gab ihnen einen melancholischen und traurigen Glanz. Es hatten sich bestimmt viele Burschen und Männer in diesen Augen verloren. Ein zartes Mädchen, wie er fand, fast

schon zerbrechlich wirkend, mit einem hellen, blonden Köpfchen. Sie schaute etwas schüchtern hinter der Tür hervor.

»Rodried?«, fragte sie. »Wer sind die anderen?«

»Ja, nur keine Angst. Und ich habe dir ...«

»Melinde!«, rief da Hedda und stürmte auf sie zu.

Das Mädchen machte einen Schritt zurück, schien ihre Halbschwester aber dann zu erkennen und warf sich ihr entgegen. Ein rührendes Bild, wie die beiden sich innig umarmten. Melinde flossen sogar ein paar Tränen über die Wange.

»Du drückst zu fest.«

»Oh, entschuldige!« Hedda ließ sie sofort frei.

Melinde wischte sich die Tränen von der Wange. »Ist schon gut. Ihr wollt bestimmt auch Simund sehen, oder? Er ist gerade im Wald und sieht nach den Fallen. Vielleicht kommt er ja gleich wieder. Aber Hedda, was machst du überhaupt hier? Kommst du nur zufällig vorbei?«

Hedda drehte sich zu Piasus um. »Nicht ganz. Der Mann da hinten, das ist Piasus von Akleion.«

Piasus trat näher. »Piasus reicht. Ich bin geehrt, deine Bekanntschaft zu machen. Und kann dir versichern, nur mit den besten Absichten in dieses Land gekommen zu sein.«

»Ach, es gibt keinen Grund, um meinetwegen so ein Aufhebens zu machen«, wiegelte das Mädchen ab. »Es sei denn ...«

Sie wich einen Schritt zurück und schaute verunsichert zu Hedda und Rodried.

»Rodried ...«

»Keine Sorge«, sprach Piasus und legte die Hand auf sein Herz. »Bei mir ist dein Geheimnis sicher aufgehoben. Und ich

bin auf deiner Seite! Denn wir haben einen gemeinsamen Feind: diesen hinterlistigen Hartried. Du musst wissen, Akleion führte vor einigen Jahren Krieg mit deinem König und wir glauben nicht daran, dass sein Fortleben dem Frieden unserer Städte am Goldsee zuträglich sein wird.«

»Ich bin auf Geheiß meines Vaters hier«, sagte Rodried. »Wir können ihm vertrauen. Er hat ihn aus gutem Grund eingeweiht.«

»Hartried ...«, wiederholte das Mädchen mit den Händen vor dem Gesicht. »Oh je, Simund wird das gar nicht gefallen.«

»Was nicht gefallen?«, fragte eine Stimme.

Und da trat der jüngste Cherus-Sohn aus dem Gebüsch. Ein paar kleine Vögel hingen an einer Leine in seiner Hand. Das Haar ging eher ins Hellbraune und er trug ein grünes Gewand, welches ihn fast mit dem waldigen Hintergrund verschwimmen ließ. Piasus sah ihm deutlich an, dass er auf der Schwelle vom Jungen zum Mann stand. In Simunds Zügen deutete sich möglicherweise ein kräftiger Kerl an, wobei das raue Waldleben hier draußen half.

»Melinde, wer ist das?«, fragte er barsch.

»Simund, hör mir zu«, sagte Rodried. »Ich bin auf Geheiß ...« Und da sauste Hedda an ihm vorbei und schloss den perplexen Simund in die Arme. Der Junge ließ vor Schreck die Vögel fallen. Mit zusammengebissenen Zähnen versuchte er, sich aus der Umarmung zu befreien.

»Hedda? Es freut mich auch ... bei den Göttern, lass mich bitte los!«

»Oh, es tut mir aufrichtig leid. Es kam einfach über mich. Aber wie du gewachsen bist! Ich hätte dich kaum wiedererkannt. Du scheinst dich ja gut zu machen, aus dir

wird noch ein richtiger Grenzreiter! Isst du hier draußen auch genug? Versorgt der Wald dich und deine Schwester mit allem, was ihr braucht? Habt ihr hier draußen Probleme mit wilden Tieren und den anderen Gefahren, die im Walde lauern?»

Diese plötzliche mütterliche Fürsorge von Hedda, wunderte sich Piasus.

»Uns geht es bestens. Aber sagt mir jetzt bitte, was hier los ist.«

Rodried räusperte sich. »Das hier ist Piasus von Akleion. Sein Herr und Darlaug schlossen vor einiger Zeit ein geheimes Bündnis gegen Hartried. Wir brauchen deine Unterstützung. Darlaug möchte, dass du uns begleitest, damit wir Hartried das Handwerk legen können.«

»Ich bin dagegen«, war die sofortige Antwort.

»Ich bin nicht überrascht«, erwiderte Rodried. »Es ist ein Befehl von Darlaug. Aber höre uns doch erst zu: Piasus weiß, wie wir ein Mittel gegen Hartrieds Unverwundbarkeit finden können! Das ist deine Chance, dich an ihm zu rächen, es ihm heimzuzahlen. Oder zumindest dabei zu helfen. Begleite uns wenigstens als Grenzreiter.«

»Ich möchte damit nichts zu tun haben. Darlaug kann das nicht von mir verlangen.«

Simund hob die Vögel vom Boden auf und trat an Hedda vorbei. Er versuchte sein Bestes, die anderen nicht anzuschauen, während sich ein unangenehmes Schweigen breitmachte.

»Nicht nur du«, sprach da Hedda. »Darlaug wollte auch, dass Melinde mitkommt.«

»Das kommt erst recht nicht infrage. Egal, wo ihr hinwollt.« Simund wollte an seiner Schwester vorbei in die Hütte. Da

hielt sie plötzlich seinen Arm fest.

»Gib mir ein Messer und einen der Vögel«, sprach sie. Auf Piasus schien sie plötzlich wie verwandelt. Vorher hätte er ihr die Bestimmtheit in der Stimme und im Ausdruck nicht zugetraut. Sie stand mit erhobenem Kinn vor ihrem Bruder. Nicht zu ihm hinaufschauend, sondern verlangend und keine Widerrede duldend. Von dem zuvor etwas ängstlichen Mädchen war keine Spur mehr.

»Du vertraust dich dem Schicksal an?«, fragte Simund.

»Ich suche mir das nicht aus. Ein Messer und einen Vogel.«
Einen Moment später durchstach sie den Leib des Vogels und verteilte seine Eingeweide im Gras. Mit der Messerspitze betastete sie die kleinen Lungenflügel, drehte die Leber um. Melinde stocherte im breiigen Inhalt des Magens, nachdem sie ihn sorgfältig seziert hatte.

Piasus beugte sich wie die anderen über die Vogeleingeweide und schaute ihr bei ihrem Tun zu.

»Zeigen wir Euch etwas Neues?«, fragte ihn Rodried. »Konnten wir den Piasus aus Akleion überraschen?«

»Nicht ganz«, antwortete er. »Wir benutzen für gewöhnlich Schafe.«

»Seid doch ruhig!«, zischte Hedda. »Sie muss sich konzentrieren!«

Ein paar Minuten zog sich das Ritual hin. Still beobachteten sie, wie Melinde aus dem Vogelinneren das Schicksal zu lesen versuchte. Sie gab keinen Laut von sich, ließ sich nichts anmerken. Nur das leise Rauschen des Windes in den Baumwipfeln und das Zwitschern der Vögel waren zu hören.

»Der Vogel hat mir alles verraten, was ich wissen muss«, sprach Melinde und stand auf. An ihren Händen klebten Blut

und Dreck. Sie trat an Simund heran und gab ihm die dunkelrot beschmierte Klinge. »Ich komme mit euch.«

Kapitel 21, Simund

Simund mochte den Fremden nicht. Während sie durch Merowas Wälder wanderten, grübelte er darüber nach, was ihm an Piasus nicht gefiel. Zuerst fiel ihm sein Äußeres ein: dunkler Teint, lockiges, schwarzes Haar und leicht gekrümmte Nase. Nicht das vertrauenswürdigste Gesicht. Dazu sein immerzu freundliches Grinsen. Da lag eine gewisse Falschheit in seinem Gebaren und in der Weise, wie er sprach. Simund konnte nicht glauben, dass dieser Piasus wirklich aufrichtig redete.

Doch nach einer Weile, nachdem sie ungestört durch den Wald gewandert waren, realisierte Simund, dass seine Abneigung einen anderen Grund haben könnte: Piasus brachte Veränderung.

Letztlich konnte Simund nicht anders und musste sich dem Geheiß von Darlaug beugen. Vor allem, da Melinde sich offen bereit erklärt hatte, diese Wanderung unternehmen zu wollen. *Melinde. Wie es ihn grämte. Hättest du das nicht zuvor mit mir bereden können? Und nun sind wir auf dem Weg zu diesen Zwergen, um diesem Hartried vielleicht irgendwie das Handwerk legen zu können.*

Simund dachte an Hartried und erschauderte. Dabei hatte er ihn seit so vielen Jahren nicht mehr gesehen. Nicht seit dem Tag, an dem Hartrieds Sippe seine Familie fast vollständig ausgelöscht hatte. Fast, denn Simund hatte noch immer seine Schwester.

Er drehte sich zu ihr. Sie unterhielt sich vergnügt mit Hedda. Wenigstens schien Melinde keine unheilvollen Visionen gehabt zu haben. Kein Wort darüber, was sie überhaupt gesehen hatte. An diesem Abend, wenn sie rasten würden,

würde er die Gelegenheit ergreifen und mit ihr darüber reden.

»Geht das auch in Ordnung?«, fragte Hedda. »Das ist im Grunde dein Jagdgebiet. Ich kann auch bei Melinde bleiben.«
»Geht nur. Hier sollte es recht sicher sein«, meinte Simund.
»Ich wollte mit Melinde noch etwas bereden.«

»Schade«, sagte Rodried. »Wir waren schon lange nicht mehr gemeinsam auf der Jagd.« Er übergab Piasus einen Speer.
»Was war es?«, fragte Hedda ihn. »Eine Schleuder?«
Piasus zuckte mit den Schultern. »In diesem dichten Wald ist ein Speer bestimmt besser. Hier kann man ja kaum irgendwo hinzielen, ohne einen Baum zu treffen.«

»Na dann«, sagte Hedda und schulterte ihren Speer. »Wünsche uns eine gute Jagd.«

Die drei stiegen ins Dickicht des Waldes und verschwanden kurz darauf im Abenddunkel.

Melinde saß auf einem umgefallenen Baumstamm und wärmte sich an der kleinen Feuerstelle.

»Was ist es?«, fragte sie, als er sich neben sie setzte.

»Worüber willst du mit mir reden?«

»Du musst mir verraten, was du gesehen hast. Noch heute Morgen, bevor wir aufbrachen. Was hast du in den Innereien des Vogels gesehen? Was haben dir die Götter verraten?«

Melinde schaute zu Boden. »Bitte sei mir nicht böse ...«

»Wie könnte ich.«

»Nun ...« Ihre Finger tasteten nach etwas Gras, sie zupften an den Halmen. »Ich sah nichts. Gar nichts.«

»Was?« Simund wäre fast aufgesprungen. »Wieso sind wir dann hier? Wieso wolltest du dann unbedingt auf diese Reise?«

»Wenn ich etwas sehe, dann ist es meistens ein Unheil. Wie der Schwarm, der das Land zu zerfressen droht. Oder damals, als sie uns angegriffen haben.«

Simund erinnerte sich. Ihre erste Vision. Er hatte damals kaum verstanden, was vor sich ging. Niemand glaubte ihr. Dann trafen Hartried und die anderen ein. Klingen wurden gezückt und färbten sich rot. Ihnen blieb nichts anderes, als sich im Hauptgebäude zu verschanzen. Und dann setzten sie es in Brand. Bis zum Dachstuhl reichten die Flammen. Sie fraßen sich ins Gebälk, bis das Dach auf sie hinunterstürzte und sie zu begraben drohte.

Ihr Geschlecht war danach fast zerstört, die Übriggebliebenen wurden im ganzen Land von Hartrieds Sippe gejagt. Und nun sollten sie, ein Junge und seine fast blinde Schwester, einen Zwerg befreien, der den König anklagen sollte.

»Doch bei dieser Unternehmung habe ich nichts gesehen«, fuhr Melinde fort und ergriff lächelnd Simunds Hand. »Diese Ungewissheit ist befreiend. Als ob wir es selbst in der Hand hätten. Es ist ein Schicksal, das uns offensteht! Wir können diesen Weg selbst bestreiten, ohne dass uns irgendwelche Kräfte etwas vorschreiben. Jedoch ...«, sie ließ seine Hände wieder los, »macht mir diese Ungewissheit auch etwas Angst. Zu wissen, was geschehen wird, sei es auch noch so furchtbar, gibt einem Halt. Man weiß, worauf man sich vorbereiten muss. So vermag man dem kommenden Unheil gefasst entgentreten. Als mich aber keine Vision traf, da wollte ich unbedingt bei dir sein. Für den Fall, dass sie doch noch über mich kommen und ich dich warnen kann. Verstehst du jetzt?«

»Du willst es Hartried heimzahlen, oder?«, fragte Simund.
»Du nicht?« Melindes Züge verhärteten sich. Die Flammen des Lagerfeuers verliehen ihrem Gesicht tiefe Schatten. »Was sie unserer Familie angetan haben, ist unverzeihlich. Hartried muss dafür bestraft werden! Wie immer wir das auch anrichten, und wenn es nur darum geht, ihm die Krone vom Kopf zu reißen, wegen der er unsere Sippe ausgelöscht hat. Hartried muss vor dem Thing angeklagt werden. Alles andere wäre eine Beleidigung für unsere Verwandten, welche sicherlich noch im Totenreich darauf warten, dass Hartried gerichtet wird.«

Simund wandte sich ab. »Denkst du so?« *Versteht sie überhaupt, wohin das alles führen könnte? Alle glauben, wir seien tot! Doch würde er erfahren, dass wir noch leben, würde er abermals auf uns Jagd machen. Verdammt, wir hatten die Chance, uns ein Heim aufzubauen hier im Fürstentum. Fernab vom Königs-Thing und Hartried.*

»Außerdem musste ich mal raus aus diesem Wald«, sagte sie, nun wieder freundlicher. »So schnell kriegen wir nicht wieder die Chance, Zwerge zu sehen.«

»Richtig«, meinte Simund, konnte sich jedoch nicht dazu bringen, ihr das zu glauben.

»Und du?«, fragte sie. »Wie sieht es bei dir aus?«

Er hörte etwas im Gebüsch, jemand näherte sich.

»Wir sind es nur!«, rief Rodried.

»Das ging ja schnell«, zeigte sich Melinde erstaunt.

Was mich anbelangt?, dachte sich Simund, denn Melindes Frage schwirrte ihm noch im Kopf herum.

Zuerst trat Hedda aus der Dunkelheit. Sie hatte ein Wildschwein geschultert, als wöge es nichts.

Ich glaube nicht, stark genug zu sein, um es mit Hartried aufzunehmen.

Piasus und Rodried traten nach ihr ins Licht.

»War ein Spaziergang«, sagte Piasus missmutig.

Rodried hingegen sah aus, als sei er einem Ungeheuer über den Weg gelaufen. Als er ins Licht des Feuers trat, bemerkte Simund, wie blass er war.

»Sie benutzte noch nicht mal einen Speer«, sagte Rodried und setzte sich neben Simund. Leiser sprach er zu ihm: »Mit den bloßen Händen! Wie nur?!«

Hedda ließ das Tier neben das Feuer fallen. Sie kramte aus ihren Sachen ein Messer hervor und machte sich sogleich daran, dem Wildschwein das Fell abzuziehen.

Piasus hatte indessen neben ihr Platz genommen. Mit der Hand am Kinn und wenig Enthusiasmus fragte er: »Kann ich helfen?«

»Was suchen wir genau?«, fragte Piasus.

Rodried schaute sich beständig um. Von einem Moment auf den anderen schien für ihn hinter jedem Gebüsch, jedem einzelnen Baum und unter jedem Stein das Versteck der Zwerge verborgen zu sein. Für Simund unterschied sich dieser Teil nicht vom Rest des Waldes, durch den sie die letzten zwei Tage gewandert waren.

»Wir müssten eigentlich in der Nähe sein«, meinte Rodried, während er einen Strauch zur Seite schob, dort nicht fündig wurde und sogleich eine andere Stelle absuchte.

»Können wir dir helfen?«, fragte Simund.

»Steinhaufen«, sagte Rodried nur. »Steinhaufen sind ein ziemlich sicheres Anzeichen. Wenn du irgendwo einen Haufen Steine siehst, sage es mir bitte.«

»Müssen die es einem so schwer machen?«, fragte Piasus.

»Können die nicht irgendwo ein Schild platzieren?«

Der Boden wurde steiniger, steiler. Sie erklimmen einen Hügel, über dem sich Fichten erhoben. Ein durchdringender Harzgeruch lag in der Luft. Die Nadeln breiteten sich auf dem höckerigen Boden aus.

»Zwerge wollen gerade nicht von denen gefunden werden, die nicht wissen, wo sie sich befinden«, erklärte Rodried. »Sie vertrauen meinem Vater. Er nahm mich einmal zu den Zwergen mit. Das war ... nun, eine Weile her. Wir finden sie trotzdem, keine Sorge!«

Sie folgten Rodried, der seinen Schritt verlangsamte und nach irgendwelchen Zeichen Ausschau hielt.

Da zeigte Hedda auf einen Steinhaufen, versteckt in einem Busch. »Ist das nicht, wonach du suchst?«

Rodried sprang sofort zu ihr und schob das Gebüsch beiseite.

»Ja, genau das ist es! Seht ihr diese Schrift?«

Sie traten näher und begutachteten die Zeichen der Zwergenschrift, wie sie auch die wenigen Schriftkundigen Merowa verwendeten: kerzengerade Linien und scharfe Kanten, wie geschaffen, um in Stein geritzt oder gemeißelt zu werden. Die Zeichen befanden sich auf dem obersten Stein des Haufens, der so nicht natürlich vorkommen konnte.

»Ich kann die Schrift nicht lesen«, monierte Piasus. »Was steht da?«

»27«, antwortete Simund. »Und das bedeutet?«

»Ach, wenn es nur so einfach wäre!« Rodried war offensichtlich sehr erfreut darüber, dieses Geheimnis für sich zu besitzen, und setzte seine Suche voller Elan fort.

»Es sind Zeichen, die nur Eingeweihte zu deuten wissen, wie

andere Zwerge oder Freunde wie der Fürst, unter dessen Fürstentum sie ihre Horte graben.«

»Sind das nun eigentlich Mitglieder des Fürstentums, Leibeigene oder welchen Status haben sie?«, fragte Piasus weiter.

»Weder noch!«, antwortete Rodried. »Unter der Erde gelten ihre Gesetze, auch für uns. Über der Erde schützt sie mein Vater, als wären sie sein Volk. Dafür unterstützen sie ihn, wenn sie können. Cherus verdanken wir diesen Pakt, der es möglich macht, dass Zwerge und Merowa zumeist friedlich nebeneinander existieren können.«

»Und trotzdem diese Vorsichtsmaßnahmen«, stellte Piasus fest. »Nun, mein Zwergenfreund in Tyon war ja auch eine begehrte Beute. Wer weiß, welche Schätze sich dort verstecken. Ich kann diese Vorsicht verstehen. Würde mich wahrscheinlich auch einbuddeln, säße ich auf einem Hort voll edlem Metall.«

»Diese Zwerge sind nicht alle reich«, berichtigte ihn Rodried, »aber in jedem Hort wird sich etwas von unschätzbarem Wert finden lassen. Aha! Vielleicht ein neues Zeichen!«

»Ist das nicht aufregend?«, fragte Hedda Melinde. Die nickte daraufhin eifrig. Auch Simund hatten nun die Erwartungen gepackt. Selbst wenn die Wände des Hortes nicht mit Gold verkleidet sein sollten, würde er bestimmt einige neue Erfahrungen machen.

Rodried folgte einem Zeichen nach dem anderen. Sie umrundeten den Hügel, während die Sonne sich langsam senkte. Sie ließen das Geröll hinter sich und traten vor eine

Gesteinswand. Es machte Sinn, dachte sich Simund, dass der Eingang sich hier befinden sollte, wo man Gänge durch den Stein schlagen konnte. Schließlich blieb Rodried vor einer ovalen Nische im Stein stehen. Hätte er nicht darauf gedeutet, wäre Simund nichts ahnend daran vorbeigegangen. Die Schmucklosigkeit und die wie von Natur geschaffene Form täuschten darüber hinweg, dass diese Eintiefung doch künstlich war.

Rodried tastete über den Stein.

»Was macht er da?«, fragte Piasus an Hedda gewandt. Die zuckte nur mit den Schultern.

Dann hielt Rodried inne. Vielleicht hatte er gefunden, wonach seine Fingerspitzen suchten. Er ballte eine Faust und hämmerte mehrmals auf die Stelle. Mit etwas schmerzverzerrtem Gesicht und sich die Hand reibend drehte er sich zu ihnen um.

»Nun warten wir«, sagte Rodried.

Kapitel 22, Simund

Und so warteten sie. Augenblicke vergingen, die sich wie eine Ewigkeit anfühlten. Sie bedachten Rodried mit fragenden Blicken. Der beachtete sie nicht oder tat so, als nehme er sie nicht wahr. Rodried stand mit verschränkten Armen direkt vor dem, was wohl der Eingang in das unterirdische Reich sein sollte.

»Was war das?«, fragte schließlich Piasus.

»Ich habe geklopft«, antwortete Rodried einfach.

»Befindet sich der Zwerg direkt hinter dieser Tür, oder wie sollte er das bemerken? Du hast gerade gegen festes Gestein gepocht. Das dringt doch niemals zur anderen Seite durch.«

»Keine Ahnung, ob die das hören. Darlaug hatte mir nur beigebracht, die richtige Stelle zu finden und dann zu klopfen. Irgendwie kriegen die das mit. Jedoch müssen wir uns gedulden, denn der Weg hierauf ist nicht gerade kurz und manchmal dauert es eine Weile, bis sie sich bemüßigt fühlen, zu antworten.«

Da öffnete sich ein kleiner Spalt im Fels, als könnte man den Stein mit einem Riegel zur Seite schieben. Hinter der Öffnung blieb alles dunkel, nur eine heisere Stimme erklang.

»Wer da?«

Rodried beugte sich zu der Öffnung herunter. Sie musste wirklich zu einem Zwerg gehören. »Rodried, Sohn des Darlaug. Wir haben einen zwergischen Vertrag, den wir von Ihnen prüfen lassen möchten.«

Die Antwort blieb erst einmal aus. Rodried wirkte plötzlich wesentlich sachlicher als sonst. Er nahm diesen Auftrag wohl sehr ernst. Es stand ihm, musste Simund zugeben.

»Rodried?«, wunderte sich die Stimme. »Du bist gewachsen.

Wer sind die anderen? Ich kenne sie nicht.«

»Meine Begleiter. Je nachdem, was Ihr uns sagt, werden wir gleich zusammen weiterreisen. Deswegen sind wir als Gruppe hier. Ihr könnt ihnen vertrauen.«

Stille trat hinter der Steinwand ein. Ein Moment verging, ein zweiter. Dann schloss sich die steinerne Öffnung wieder.

»Was?«, wunderte sich Piasus. »Haben wir was falsch gemacht?«

Rodried winkte ab. Gleich darauf schien der Stein zu ächzen. Simund hörte ein Knacken und Knarzen. Langsam und geräuschvoll schob sich der Stein zur Seite. Überrascht traten alle bis auf Rodried einen Schritt zurück. Die Sonne stand so, dass kaum Licht in die Öffnung fiel. Nur eine gebückte, kleine Gestalt konnte Simund ausmachen, die ihre Augen vor dem Licht abschirmte. Ein wirrer Bart wucherte über fast sein ganzes Gesicht, den Rest bedeckten wulstige Augenbrauen. Die Nase war lang und verdickte sich zur Spitze hin. Die Augen besaßen einen fahlen Schein, als wohnte ihnen ein graues Leuchten inne. In einem braunen Rock und Hosen gekleidet trat er ins Licht. Am Kragen war der Rock mit goldenen Runen bestickt, deren Sinn Simund nicht ausmachen konnte. Es musste sich um die geheime Sprache der Zwerge handeln.

»Meister Svorgir könnt Ihr mich nennen«, sagte der Zwerg schließlich. Da war ein beständiges Kratzen in seiner Stimme, als riebe sie sich an einer Felswand. »Lasst uns nicht zu lange hier draußen verweilen. Folgt mir, dann sehen wir uns das Schriftstück an.«

Er winkte sie hinein. Simund nahm Melinde bei der Hand und nacheinander betraten sie die Höhle.

Die Felswand hinter ihnen bewegte sich erneut. Geräuschvoll wälzte sich Stein über Stein und gleich darauf befanden sie sich in der Dunkelheit. Schwaches Licht schien an einzelnen Stellen aus der Decke und deutete einen abfallenden Gang an. »Wenn Ihr mir folgen würdet«, sprach der Zwerg und ging den Gang hinunter. Er wirkte höflicher, als Simund erwartet hatte.

Piasus betastete die Felswand, die sich eben noch geschlossen hatte. »Ungeheuerlich. Ein Mechanismus?«, fragte er und sprang neben Svorgir. »Oder eine Art von Magie, die ihr Berggeister wirkt?«

»Bitte«, mischte sich Rodried ein. »Belästige den Herrn Svorgir nicht zu sehr mit Fragen.«

»Ist schon gut«, meinte Svorgir. »Ich weiß selbst sehr wohl, wie viel ich preisgeben kann, ohne mein geliebtes Heim zu gefährden. Ihr kommt nicht von hier, oder?«

»Nein, weiter südlich, vom Goldsee«, antwortete Piasus.

»Dort haben wir keinen regelmäßigen Umgang mit Zwergen.«

»Ah«, gab Svorgir wenig erstaunt von sich. »Von weit her kommen Schüler zu mir, um die Geheimnisse unseres Volkes zu lernen. Die Sprache der alten Götter, die Geheimnisse der Runen – und auch die Kunst der Felsen. Wollt Ihr Metalle schmieden, Kleinode und Rüstzeug mit besonderen Eigenschaften? Dafür gibt es andere Meister. Hier lernt der junge Zwerg die Schrift, die richtige Sprache«, das Wort betonte er besonders, das *Ch* klang kratzend und rau, »und die Kunst von Stein und Fels.«

»Nur der Zwerg?«, fragte Piasus. »Kann ich das nicht auch lernen?«

»Die Schrift und Sprache? Die Schrift ja, die Menschen an

der Oberfläche verwenden sie ja auch, nur haben ihre Zeichen keine Kraft, keine Geheimnisse. Die Sprache? Ihr seht mir klug aus, vielleicht könntet Ihr sie erlernen, auch wenn die Aussprache zu wünschen lassen würde. Nur würde das kein Zwerg erlauben. Nehmt es mir nicht übel.«

Piasus schüttelte den Kopf. »Ein Volk sollte seine Geheimnisse hüten. Ich habe schon viel davon gehört, wie heilig Euch Zwergen die alte Sprache ist. Und was ist mit dem Felsen? Was muss ich lernen, damit er meinem Willen gehorcht?«

»Ein Zwerg zu sein«, gab Svorgir von sich. Er trat unter einen Lichtkegel. Simund glaubte, ein breites Grinsen unter seinem wirren Bart versteckt zu sehen.

Je tiefer sie in das Erdreich eindringen, desto glatter wurden die Wände. Der abschüssige Weg wich langsam einer behauenen Treppe. Aus dem Höhlengang wurde ein richtiger Tunnel. Sie traten vor eine weitere Tür aus Stein, jedoch diesmal nicht versteckt, sondern eindeutig mit einem hervorstehenden Rahmen versehen. Svorgir stellte sich davor und gleich darauf schob sich der Stein zur Seite. Dahinter kam ein schummriger, weiter Raum zum Vorschein. In der Mitte des Raumes brannte eine Feuerstelle und gleich darüber war ein Kamin angebracht, dessen Außenwände mit viereckigen Einbuchtungen übersät waren. Einige Möbel, Sitzbänke, Tische und Regale, die allesamt aus Stein bestanden, wurden vom Tageslicht aus der Decke schwach beleuchtet.

Svorgir trat ein und winkte jemanden zu sich. Sogleich kam ein Zwerg herangehuscht, der Simund jünger vorkam; der Bart reichte ihm nur bis zum Adamsapfel, das Gesicht war fleischig und voll.

»Wasser«, sprach Svorgir nur und der Zwerg verschwand. Svorgir deutete auf eine der Bänke. »Nehmt Platz. Dieser Hort ist nicht darauf ausgelegt, viele Besucher unterzubringen, seien es Menschen oder Zwerge. Ich verbringe meine Tage lieber in Stille, mit wenigen Seelen um mich herum.«

Sie setzten sich. Simund fiel auf, wie stickig es hier unten war. Die Luft stand, kein Wind war zu spüren und es roch nach verbrannter Kohle.

Svorgir setzte sich auf einen Hocker, eine viereckige Erhebung, die direkt aus dem Boden gehauen war. Mit den Händen auf den Oberschenkeln und mit leicht nach vorne gebeugtem Oberkörper machte er den Eindruck, als erwarte er, dass sie etwas taten. Simund blickte zu Rodried. Er musste es schließlich wissen.

»So«, sprach dann Svorgir. »Wie geht es denn Darlaug? Ich hoffe gut.«

»Er wird langsam ...«, begann Rodried, »das Alter macht sich bemerkbar, sonst ist er wohlauf. Im Moment befindet er sich auf dem Weg zum Königs-Thing.«

»Das ist gut, das ist gut.«

Der Zwerg kam wieder und hievte einen Eimer Wasser heran, stellte ihn zwischen die Bank und Svorgirs Sitzplatz und verschwand sogleich in einem der anderen Räume. Simund glaubte, die Augen weiterer Zwerge aus ihnen heraus starren zu sehen. Danach erschien der Zwerg mit mehreren Krügen und einer Kelle, befüllte die Krüge und reichte jedem von ihnen einen. Natürlich bestand der Krug aus Stein. Der Henkel war wie eine Schlange oder ein Lindwurm geformt.

Rodried nahm einen Schluck und bedankte sich. Der Rest

folgte zögernd seinem Beispiel. Es war lediglich kaltes, frisches Wasser. Woher die Zwerge es wohl nahmen? Vielleicht war es so frisch, weil sie es aus den Tiefen der Unterwelt schöpften.

»Meister Svorgir«, sprach Rodried. »Wir würden uns freuen, wenn Ihr Euch den Vertrag anschauen würdet.«

»Nun gebt schon her«, erwiderte Svorgir. Auf Simund wirkte er, als verstimmte ihn, dass sie sogleich zur Sache kamen. Piasus holte das Schriftstück hervor und reichte es dem Zwerg.

»Papyrus, aha ... Dann wollen wir mal sehen.« Svorgir begab sich zum Feuer. »Hmm«, meinte er. »Gut geschrieben, aber die Sprachkunst dieses Zwerges interessiert Euch wohl weniger, oder?«

»Uns interessiert eher«, sagte nun Piasus, »was der tatsächliche Inhalt dieses Vertrages ist. Was uns versprochen und was uns zugesichert wird. Ob ich die Reise umsonst gemacht habe.«

»Ich sehe nichts Verstecktes«, urteilte Svorgir, »keine Hintertürchen, wie ihr Menschen sagen würdet. Tiuz, Sohn der Ithulde, schlägt seinen Eltern ein Geschäft vor.«

»Ein Geschäft?«, fragte Piasus. »Ich dachte, dieser Vertrag vergewissert uns die Unterstützung seiner Familie, ihn zu befreien?«

»Gewiss. Wenn seine Familie dem Vertrag zustimmt. Und wie die Unterstützung aussieht, hängt ganz von der Familie ab. Er verspricht seiner Familie, für alle Aufwendungen, die zu seiner Befreiung notwendig sind, selbst aufzukommen und gibt sich selbst als Ertrag obendrauf.«

»Das ist ja ...« Und da stoppte er. Es hatte ihm die Sprache

verschlagen.

»Hat er dich angelogen?«, fragte Melinde.

»Ich denke nicht. Ich habe ja keinen Vertrag mit ihm geschlossen. Gut, Meister Svorgir, seine Familie wird uns aber unterstützen, richtig?«

»Ihr müsst wissen«, sprach Svorgir. Etwas in Svorgirs Tonfall ließ Simund hellhörig werden. »Wenn seine Familie Euch nur eine Münze gibt, hat sie ihren Teil des Vertrages erfüllt. Tiuz war so schlau, ihnen diesen Freiraum zu lassen. Ja, seht mich nicht so an. Es herrscht schlechtes Blut zwischen Tiuz und seiner Familie. Das ist doch Tiuz, der Ringschmied, oder?«

»Er ist Schmied«, antwortete Piasus. »Wie viele Tiuze gibt es denn?«

»Soweit ich sagen kann, nur einen Tiuz, der Ringschmied, Sohn der Ithulde. Auf jeden Fall war es sehr klug von ihm, seiner Familie Spielraum zu lassen. So bekommt Ihr wenigstens etwas. Da wäre aber eine Sache, die Tiuz bestimmt nicht mit einberechnet hat.«

»Was denn noch?«, seufzte Piasus.

Ja, was denn noch?, fragte sich Simund. Er fühlte sich fast schon gerechtfertigt, lieber im Walde, bei der Hütte geblieben zu sein. Das wurde immer komplizierter, immer anstrengender.

»Wie gedenkt Ihr überhaupt, zu seiner Familie zu gelangen? Sie haben sich vor Jahren abgeschottet. Man hört nichts mehr von ihnen.«

Kapitel 23, Simund

»Was soll das bedeuten?«, fragte Piasus, von der Bank aufgesprungen. »Man hört nichts mehr von dieser Familie? Verschwunden? Verschollen?«

»Nun«, begann Svorgir, »sie haben sich abgeschottet, haben alle Zugänge zu ihrem Hort versiegelt und sich gänzlich von der Außenwelt isoliert. Warum, wollt Ihr mich jetzt bestimmt fragen. Man weiß es nicht. Ob sie noch leben? Bestimmt. Sie sind zäh und nicht dumm. Aber wenn Ihr zu ihnen wollt, müsst Ihr Euch anstrengen. Leider kann ich Euch dabei nicht helfen, nur den Weg weisen, wo Ihr ihren Hort finden könntet.«

Nun stand auch Rodried auf. »Damit wäret Ihr uns eine große Hilfe, Meister Svorgir.«

Der Zwerg wiegelte ab. »Das kostet ja nichts, solange Ihr Euch selbst versorgen könnt.«

»Wir haben uns auf eine lange Reise eingestellt.«

Währenddessen hatte Piasus angefangen, im Raum auf und ab zu gehen. Simund hörte, wie er mit dem Fuß gegen etwas stieß und die Dunkelheit verfluchte.

»Wie geht es jetzt weiter?«, wollte Hedda mit verschränkten Armen wissen. »In welche Richtung müssen wir?«

»Musst du nicht bald zurück zum Schiff?«, fragte Melinde.

»Nicht, dass ich mich nicht freuen würde, dich bei uns zu haben.«

Genau, dachte sich Simund. Wie weit werden wir sie noch in diese Sache mit hineinziehen? Sie mag freiwillig hier sein, doch sollte sie sich auch Gedanken darüber machen, wie es ihrem Schiff und ihrer Mannschaft ergeht.

»Jetzt bin ich hier«, erwiderte Hedda, »also machen wir das

Beste daraus. Wie können wir nun zu diesem Hort gelangen?«
»Lohnt sich das eigentlich noch?«, bemerkte Piasus hinter ihnen. »Wer weiß, ob sie uns überhaupt unterstützen werden. Das könnte Zeitverschwendung sein.«

»Und eine Gefahr für Euer Leben«, warf Svorgir ein. »Ihr werdet nicht einfach bei ihnen anklopfen können. Nicht nur werden sie versuchen, sich so gut wie möglich zu verstecken, sie werden die wenigen Wege, die nur sie kennen dürften, verstellen und mit Fallen sichern. Seid gewarnt: Was wie ein ordentlich gearbeiteter Gang aussieht, kann sich als eine perfide Todesfalle herausstellen und die eigentlichen Wege, auf denen der Hort Nahrung, Wasser und Luft bekommt, könnten sich an Orten befinden, die Ihr nicht für möglich halten werdet. Es ist nicht so, dass ich an Eurer Intelligenz und an Euren Fähigkeiten zweifle. Doch im Vergleich zu dem, was ich über die Ithulde-Familie gehört habe, war zu mir zu gelangen wie durch eine offene Tür zu treten.«

Piasus' Hand erschien neben Simund und deutete auf den Zwerg. »Das meine ich! Ich habe auf dem Weg hierhin schon davon gehört, was das Sicherheitsbedürfnis der Zwerge für seltsame Blüten treiben kann. Nehmt es mir nicht übel. Aber ein paar von Euch scheinen wirklich nicht auf Besucher aus zu sein.«

»Da seht Ihr schon richtig«, stimmte ihm Svorgir zu. »Sie könnten sich auch auf ähnliche Weise sichern wie ich meinen Hort. Also mit Stein, der sich nur dem Willen der Zwerge beugt. In diesem Fall hättet Ihr keine Chance, in ihr Heim einzudringen.«

»Wieso«, meldete sich Simund zu Wort, »kommt Ihr nicht mit uns?«

Die Erkenntnis, was das für eine dumme Frage war, hinkte seiner lockeren Zunge hinterher. Sogleich fühlte er sich peinlich berührt, während Svorgir ihn nur stumm ansah. Er hätte ihm diese Frage nicht aufnötigen dürfen. Das war nicht Svorgirs Angelegenheit.

»Verzeiht. Das war ein törichter Gedanke.« Er spürte die Blicke der anderen auf sich, besonders den von Rodried, der ihn mit offenem Mund anstarrte.

»Barutz!«, rief Svorgir plötzlich. »Komm her. Du hast eh gelauscht, richtig?«

Der Zwerg, der ihnen vorhin das Wasser gebracht hatte, erschien plötzlich aus der Dunkelheit neben Svorgir. Mit leicht gesenktem Blick sprach er: »Ja, das habe ich, Meister.«

»Dann weißt du auch, wohin die Menschen hier reisen möchten, oder?«

»Ja, Meister.« Barutz nickte eifrig.

»Kennst du den Weg?«

»Nicht direkt, aber ich habe schon davon gehört, wo sich der Hort der Ithulde-Familie befinden soll. Es sollte mir möglich sein, den Weg dorthin durch die Unterwelt zu finden.«

»An deinen Worten erkenne ich, dass du schon erraten hast, worauf ich hinauswill.« Dann wandte sich Svorgir an die Menschen. »Barutz hier kennt sich mit den Höhlen und unterirdischen Seen aus. Er kann Euch auf dem schnellsten Wege dorthin führen und vor den Gefahren der Unterwelt schützen.«

»Auf dem schnellsten Weg?«, fragte Piaus. »Das hört sich gut an, aber wieso durch die Unterwelt? Ich habe keine Ahnung,

wie man durch die Höhlen der Zwerge reist. Können wir nicht auf der Oberfläche weiterreisen?«

»Barutz war der Name?«, fragte Simund. Der Zwerg nickte. »In welcher Himmelsrichtung liegt der Hort?«

Barutz überlegte, schaute durch den Raum. Dann zeigte er mit dem Finger: »Südosten, da bin ich mir sehr sicher.«

Simund drehte sich zu Piasus um. »Im Südosten müssten wir nicht nur durch ein Gebirge, sondern auch durch tiefe Wälder, in die kein Mensch sich hineintraut. Jedenfalls kein Mensch, der noch klar bei Verstand ist. Glaube mir, als Grenzreiter lernte ich, dieses Gebiet zu meiden. Man spricht nicht nur von wilden Tieren, sondern auch von verfluchten Wäldern, die von böartigen Geistern heimgesucht werden.«

»Also«, sagte Piasus, »ist die Unterwelt wirklich der schnellste und sicherste Weg zu diesem Hort?«

»Mir scheint es so.« Verdammt, stimmte Simund da gerade diesem Wahnsinnsplan zu? Er hatte keine Ahnung, zu welchen Gefahren eine Reise durch die Unterwelt führen könnte! Mit Wäldern, Feldern und Gebirgen kannte er sich aus, aber in den Regionen unterhalb der Erde war er verloren.

Noch bevor Simund auch nur einen Einwand vorbringen oder gar vorschlagen konnte, doch lieber die Heimreise anzutreten, stieß Piasus aus: »Verdammt, na gut! Ich weiß ja nicht, was ihr noch alle geplant habt, aber ich lasse mich von diesem Zwerg durch die Höhlen leiten. Wenn wir uns vom Meister seinen ... Diener? Schüler? ausleihen dürfen.«

»Ich verfüge nicht über ihn«, erwiderte Svorgir und blickte Barutz an.

»Ich packe!«, verkündete Barutz und verschwand in einem der Gänge.

Sie befanden sich außerhalb des Hortes, doch nicht an der Oberfläche, sondern in einem Gang, der noch tiefer in die Unterwelt führte. Vor ihnen erschien ein Tunnel, dessen Ende irgendwo in der Dunkelheit versank. Svorgir stand hinter ihnen, auf der Schwelle zu seinem Hort, und wartete mit hinter dem Rücken verschränkten Armen.

Barutz hielt einen der Kristalle hoch und ein sanftes Licht erfüllte den Tunnel. Es ging nur einige Schritte weit, doch wenigstens würden sie nicht durch die tiefste Schwärze tapfen müssen.

»Ich dachte«, sagte Piasus, »ihr Zwerge seht alle wunderbar in der Dunkelheit? Dennoch benötigt ihr dieses Licht?«

»Eine Lichtquelle benötigen wir noch immer«, antwortete Barutz. Die Pupillen in seinen grauen Augen verschwanden fast, während sie den Kristall fixierten. »Aber das Licht der Kristalle reicht für uns aus, um relativ sicher durch die Unterwelt zu reisen. Und ihr Menschen stolpert nicht über jeden zweiten Stein, als hätte der Fels es auf euch abgesehen.« Barutz grinste, als wüsste er etwas über die böse Absicht des Steins.

»Darf ich?«, fragte Simund und streckte die Hand aus. Der Kristall fühlte sich gar nicht warm an, wie er gedacht hatte. Eher kühl. Bläulich-weiß schimmerte es aus der glatten Oberfläche. Hedda und Melinde kamen näher, sahen sich das Licht von Nahem an und berührten ebenfalls den Kristall.

»Ich wünsche eine sichere Reise«, sagte Svorgir.

Rodried ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand. »Habt vielen Dank. Auch dafür, dass wir uns Euren Schüler

ausleihen dürfen. Wenn wir wieder am Hofe Spatzensturz angelangt sind, werde ich alle wissen lassen, welche Hilfe Ihr uns wart.«

»Warte!« Simund drehte sich zu den beiden um, den Kristall drückte er in Heddas Hand. »Du kommst noch mit? Wer wird sich um das Fürstentum kümmern, wenn du die ganze Zeit fortbleibst? Dein Vater ist noch immer auf dem Weg zum Thing und so schnell kehrt er nicht zurück.«

Rodried winkte ab und klopfte Simund auf die Schulter.

»Deine Sorgen um das Fürstentum ehren dich, aber meine Mutter ist noch da und hat genügend Männer, um Schutz und Recht walten zu lassen. Ich und der Fürst haben bereits entschieden, dass ich den ganzen Weg mit euch gehen werde. Er sagte, es sei auch wichtig für mich, was auch immer er damit meinte ...« Seine Augen schauten zur unbehauenen Decke, als würde er ernsthaft über die Worte seines Vaters nachdenken. »Also kein Einwand!«

»Simund, habe dich nicht so!«, sprach Melinde. »Das ist doch toll, dass er mit uns kommt!«

Diese Worte zauberten ein breites Lächeln auf Rodrieds Gesicht, das Licht des Kristalls erhellte seine strahlenden Zähne.

»Melinde, verstehe ...« Jedoch dachte sich Simund den Rest: *Wir ziehen nur immer mehr Leute in diese Sache hinein. Wenn dieser Piasus nicht aufgetaucht wäre, säßen wir jetzt friedlich in der Hütte, nicht auf der Suche nach einem Zwergenhort, der nicht gefunden werden will.* Simund blickte zu Piasus, dem Übeltäter, der das alles ins Rollen gebracht hatte.

»Und du?«, fragte Piasus und tippte Hedda auf die Schulter.

Die blinzelte ihn ausdruckslos an. »Wartet da nicht ein Schiff auf dich?«

Hedda zog Melinde zu sich heran. »Sicherlich. Aber im Moment werde ich hier mehr gebraucht.«

Kapitel 24, Gunlaug

Gunlaug hörte, dass die Menschen im Süden den Göttern riesige Häuser aus Stein und Lehm bauten, in ihnen Statuen aufstellten und diesen Opfer darbrachten. Sie würden sich anstellen und eine riesige Menschentraube bilden, nur um kurz vor den Statuen zu knien und ihnen Gold, Schmuck oder Nahrung vor die Füße zu legen. Was würde dann mit den Opfergaben passieren? Wann würden sie die Opfergaben ins Feuer werfen, damit das Feuer die Geschenke zu den Göttern senden könnte?

Den Merowa reichte ein karges Feld. Vor ihnen erstreckte sich die Ebene der Tausend Gebrochenen Lanzen. Jeder Fremde würde an diesem Feld vorbeilaufen, nicht ahnend, welche Bedeutung dieser Ort für die Merowa innehatte. Vielleicht würden zukünftige Generationen es auch nicht wissen, war es doch nichts mehr als ein einfaches Feld. Die Lanzen, Speere, Schilde und Klingen, die im Boden steckten und herausragten, würden irgendwann von der Erde verschlungen, so dass sie nicht mehr davon künden könnten, was hier einst geschehen war.

Die vergangenen Tage waren sie gen Süden gereist, vom Nordostrand des Reiches in Richtung eines der südöstlichsten Fürstentümer von Merow: dem Fürstentum Bärensturz. Wobei sie entschieden hatten, den ganzen Hofstaat mitzunehmen, einschließlich des Gefolges und der Königsfamilie.

»Vielleicht sollten wir hier etwas errichten«, schlug Gunlaug vor, während sie über das Feld blickten.

Hartried, seine Frau Hedwinna und ihr Sohn Gartmund schauten ihn alle an, als spräche er eine fremde Zunge.

»Wir könnten einen Stein errichten lassen«, spann Gunlaug

seinen Gedanken weiter, »und mit Schrift darauf verkünden, was hier geschehen ist. Damit es alle anderen lesen können. Ich meine, unser Gartmund hier hat es nicht gesehen.«

»Ich auch nicht«, warf Hedwinna ein.

»Aber du hast das Schlachtfeld danach besucht, oder? Du warst ja in der Nähe. Hartried, es geht mir darum, dass zukünftige Generationen noch immer diesen Ort zu schätzen wissen. Auch dann noch, wenn jeder schon zu den Göttern gegangen ist, der selbst an der Schlacht teilgenommen hatte.«

Hartried strich sich über den Bart. Gartmund blickte zu ihm hinauf, als gäbe es nichts Wichtigeres als die Worte des Vaters und Königs.

»Ich verstehe, was du meinst«, antwortete Hartried schließlich. »Wir könnten das beim Königs-Thing besprechen. Es ist keine schlechte Idee.«

»Können wir dann?«, fragte Hedwinna. »Es wird bald dunkel.« Hartried nickte und zeigte auf einen fernen Hügel. »Siehst du das, Sohn? Dort entstand das Reich der Merowa. Es ist wichtig, dass du das verstehst.«

Mit großen Augen folgte Gartmund Hartrieds Finger. Er schien von Ernst erfasst. Auch wenn er nicht gesehen hatte, was Hartried und Gunlaug gesehen hatten und was Gunlaug noch heute in seinen Alpträumen heimsuchte, so schien er doch wenigstens erahnen zu können, dass dieser Ort überaus wichtig war. Hartried machte den ersten Schritt in Richtung Hügel, der Rest seiner Familie folgte. Hinter ihnen baute der Hofstaat die Zelte und das Lager auf. Nur für diese Nacht, sie hatten noch einen weiten Weg vor sich.

Gartmund hing lange mit leuchtenden Augen an den Klingen und gebrochenen Speeren, als wollte er jedes Detail aufsaugen. Die Überreste der Waffen wurden so in den Boden gesteckt, dass die Spitzen nach oben zeigten. Sie zeugten von dem Kampf der größten Armee, welche die Merowa bislang aufgestellt hatten. Niemand anderes als Cherus selbst hatte diese Armee versammelt. Still überquerten sie die Ebene. Gunlaug glaubte, einen gewissen Stolz in Hartrieds Haltung zu erkennen: das Kinn leicht erhoben, die Brust vorgestreckt. Unter dem Bart konnte sich ein leichtes Lächeln verstecken, das hätte gepasst.

Gunlaug jedoch fühlte eine Schwäche in den Beinen. Der Boden unter ihm schien zu beben, als galoppierten wieder die Tausenden Reiter über das Feld, eiserne Spitzen auf den Feind gerichtet. Er und Hartried mittendrin, mitgerissen von dieser Welle aus Kampfesentschlossenheit. Allen voran Cherus auf seinem mächtigen Ross; sie folgten ihm wie ihrem Leitstern.

Auch Gunlaugs Lanze brach, sie traf eine dieser unzähligen Moorleichen, die von den Nekromanten belebt wurden und den Menschen von Merow nach dem Leben trachteten. Er sah ihre eingefallenen Gesichter und die leeren Augenhöhlen. Nur ein dumpfes Stöhnen war zu hören, als seine Lanze sie durchbohrte und sie von den Hufen seines Pferdes zerschmettert wurden. Die Bilder kamen ihm lebendiger vor als sonst, die Laute der Pferde, das Hufgetrampel und das Seufzen der Moorleichen drangen deutlicher an sein Ohr als in seinen Träumen. Als wäre dieser Ort verflucht und könnte nicht von den Ereignissen dieses Tages loslassen.

»Vater?«, fragte Gartmund kleinlaut, als glaubte er, schon

die Stimme an diesem Ort zu erheben, wäre ein schwerer Frevel.

»Frag nur«, sprach Hartried.

»Ähm ... wie viele waren es?«

»Wer?«

»Die wandelnden Leichen.«

Hartried blieb stehen. Auch Gunlaug musste überlegen. Bei dieser Masse war zählen zwecklos gewesen.

Hartried zeigte von einem Ende des Feldes zum anderen.

»Soweit das Auge blicken konnte. Eine schier endlose Horde von Abscheulichkeiten.« Er drehte sich um und beschrieb mit der Hand eine gegenüberliegende Linie. »Und dort breitete sich das Heer der Merowa aus. Tausende Reiter, tausende starke Pferde und ihre mutigen Recken. Sie ritten von dort bis nach dort ganzen hinten und als Cherus sah, dass noch immer Untote über das Land krochen, ließ er sie umdrehen und zog mit ihnen nochmals über das Feld. Und alle Merowa zogen mit, denn Erschöpfung, der Schmerz der Wunden und die Furcht vertrieb Cherus mit seinen Rufen. Dann auf dem Hügel, da verteidigte sich der klägliche Rest Untoter und ihr Meister, der Nekromant. Ich war nicht weit, als Cherus die letzte Linie durchbrach und dem Nekromanten selber sein unheiliges Leben nahm.«

Mit großen Augen sah Gartmund auf den Hügel. In seiner Fantasie klang diese Erzählung bestimmt glanzvoller, als Gunlaug es in Erinnerung hatte. Jedoch bei einem brauchte Hartried nichts auszuschnücken: Cherus war ein Sturm in Menschengestalt; entweder wurde man von ihm mitgerissen oder von ihm zerschmettert.

Auf dem Hügel hatten sie einen wunderbaren Blick auf die Leere der Ebene. Gunlaug wusste nicht, wonach er hier Ausschau halten sollte. Es war für ihn kein schöner Ort. »Hier war es schließlich«, sprach Hartried dann zu Gartmund, »wo Cherus Doderried zum neuen König der Merowa wählen ließ. Er schlug ihn den versammelten Fürsten vor und einhellig bestimmten sie ihn zu ihrem Oberhaupt. Später wurde diese Wahl beim Königs-Thing bekräftigt. Das Haldever-Geschlecht, nicht das Geschlecht des Schoßes, aus dem Cherus einst entsprang, sollte nach seinem Willen vorerst über die Merowa herrschen.«

»Und wo warst du?«, fragte Gartmund. »Wieso ernannte Cherus dich nicht zum neuen König?«

Der Junge stellte diese Frage ganz unschuldig und war überrascht, als Hedwinna ihn plötzlich zu sich heranzog. »Ich war noch zu jung und kannte deine Mutter noch nicht. Irgendwo dort ...« Hartried deutete vor den Hügel. »Dort musste ich gestanden haben, als die Fürsten auf Doderried schworen. Welchen Plan Cherus auch immer gehabt hatte, nun ist ein Abkömmling des Gottes Herr des Landes Merow.«

Hartried ging vor Gartmund auf die Knie. »Deswegen war es mir wichtig, dass du hierher mitkommst. Du warst zwar nicht da, aber du sollst wenigstens den Ort sehen, an dem etwas Großes begann: das Reich Merow und sein Königtum. Irgendwann sollst du dieses Reich erben und dann möchte ich, dass du an diesen Ort denkst und daran, was dieses Feld für unser Volk bedeutet. Du bist mein einziger und erster Sohn, und mit dir soll eine Dynastie entstehen, die den Namen von Cherus noch Jahrtausende rühmen wird.«

»Aber, müssen mich die Fürsten nicht erst wählen, wenn es

soweit ist?»

Hartried fasste seinen Sohn an die Schulter. Eine seltene Geste, musste Gunlaug feststellen.

»So ist es. Mache dir da keine Sorgen, das wird schon klappen. Bis dahin ist noch viel Zeit, du musst noch viel erwachsener werden und ich um einiges älter.« Er stand auf.

»Hedwinna, ich möchte kurz mit Gunlaug alleine sein.«

Die Königin nahm Gartmund bei der Hand. »Komm, das Gefolge müsste die Zelte aufgebaut haben.« Gemeinsam gingen sie den Hügel hinab.

Hartried und Gunlaug schauten ihnen noch eine Weile hinterher. Dann sprach Hartried mit verschränkten Armen: »Du magst diesen Ort nicht besonders, oder?«

»Wenn wir einen Stein ganz am Anfang des Feldes hinstellen«, überlegte Gunlaug laut, »dann braucht man nicht den ganzen Weg hierher zu latschen. Nein, ich habe kein Problem mit diesem Ort. Jedoch, auch wenn wir hier einen glorreichen Sieg erfochten haben, so erinnert er mich doch an dunkle Zeiten. Das Land litt unter den Nekromanten, bis Cherus die Stämme und ihre Fürsten vereinen konnte. So glorreich unser Sieg hier auch war, ich verbinde mit dieser Zeit keine schönen Erinnerungen.«

Hartried nickte. »Es war eine schwierige Zeit.«

Eine Weile des Schweigens verging, die Gunlaug damit verbrachte, der Sonne dabei zuzusehen, wie sie die Ebene mit einem immer dunkleren Rot überzog.

»Für den Fall«, begann Hartried langsam, »dass mir etwas geschehen sollte ... Dann wirst du doch Gartmund unterstützen, der König von Merow zu werden?«

Gunlaug tat so, als müsste er darüber angestrengt

nachdenken. »Also ... das würde bedeuten, meine eigenen Ambitionen in den Wind zu schlagen. Hmm, ich weiß nicht.«

»Welche Ambitionen?«

»Weiß nicht. Mir ein Boot kaufen, wie man es von einem richtigen Brega erwartet, und mir im Westmeer die Wellen ins Gesicht schlagen lassen. Du weißt, ich habe keine besonderen Ambitionen.«

»Auch nicht auf ...«

»Auf den Thron? Vielleicht, um ihn für Gartmund warmzuhalten. Aber selbst das überließe ich lieber jemand anderem und würde mich anderweitig um den Jungen kümmern. Hedwinna ist bestimmt besser als Amtsverweser geeignet. Ich will kein Herrscher sein. Da bin ich wohl ganz Brega: Macht und Titel interessieren mich nicht, denn die Pflicht steht der Freiheit im Wege. Und nichts verpflichtet mehr als das Herrschen. Oh nein, da brauchst du dir keine Gedanken zu machen, niemanden wünsche ich den Thron mehr als deinem Sohne.«

Hartried schaute ihn lange an. »Wir verbrachten nun ein Großteil unseres Lebens Seite an Seite. Und dafür bin ich dir sehr dankbar. Wenn du jemals wieder Zeit für dich haben willst, selber die Welt bereisen möchtest und mal etwas anderes sehen willst als nur diese endlosen Wälder, dann musst du nur Bescheid sagen. Du hast mein volles Verständnis.«

Gunlaug wandte sich ab. »Weißt du noch, nach dieser Schlacht? Ich sagte dir, dass ich die Schnauze voll habe von diesem Land. Und hier stehe ich wieder.«

Hartried lachte. »Ja, das hätte ich fast vergessen.«

Gunlaug stimmte mit ein. Aber tief im Inneren spürte er,

Heilige Bastarde, Alexander Naumann 197

dass sein Verlangen, andere Länder zu bereisen, nur stärker wurde. Sein Blick wanderte gen Osten und verding sich in den Gebirgszügen des Drachenwirbels.

Kapitel 25, Gunlaug

»Dort«, sprach der Grenzreiter und zeigte von seinem Pferd aus auf ein großes Zelt. Er trug Gün, wie die meisten Grenzreiter, und auf seinem Mantel war der Bär vom Fürstentum Bärenschlucht genäht. »Der Fürstensonnh wartet bereits im Zelt auf Euch. Ich soll Euch ausrichten, dass der Fürst von Bärenschlucht Euch heute nicht in seinem Haus empfangen kann. Hermann selbst wird alles erklären.«

»Gut«, sagte Hartried. »Und was ist mit ...?«

»Seine Gattin ist ebenfalls im Zelt.«

Hartried und Hedwinna, er auf seinem Schlachthirsch und sie auf dem Pferd, sahen sich an. Ein sanftes Lächeln huschte über das Gesicht der Königin. Der junge Gartmund, der zusammen mit seiner Mutter ritt, schaute zum Zelt hinüber. Dahinter, mehrere hundert Schritte entfernt, erhob sich das Fürstenanwesen von Bärenschlucht auf einem hohen, steilen Felsen. Gunlaug sah viele Feuer auf dem Hügel brennen und schloss daraus, dass sie dort ein Fest feierten.

»Bitte sei so freundlich«, sprach nun die Königin den Grenzreiter an, »und reite voraus, um ihnen Bescheid zu geben.«

»Natürlich, Königin von Merow.« Der Mann drehte sein Pferd und ritt zum Zelt. Hartried gab ein Zeichen und der gesamte Treck setzte sich in Bewegung. Sie waren wegen einer wichtigen Angelegenheit hier: der Orks.

Bewaffnete Freie des Fürsten standen um das Zelt aufgereiht. Hier weiter im Süden trugen die Krieger eiserne Masken an den Helmen, deren Kinn und Hals ein bartähnliches, metallenes Kettengeflecht schützte. Die Kämpfer des Fürsten

blickten sie aus den kleinen Sehschlitzen an. Dazu pflegten die Freien hier kurze Schwerter am Gurt zu tragen. In den Händen jedoch hielten sie Äxte an langen Stielen oder Speere.

Hermann, der Fürstenson, trug ebenfalls das Kurzschwert im Gürtel, war abgesehen davon aber unbewaffnet und ohne Rüstung. Mit den Armen hinter dem Rücken verschränkt wartete er am Eingang des breiten Zelt.

Wie lange ist das her?, fragte sich Gunlaug. *Zwei Jahre vielleicht?* Damals hätte er Hermann noch als Burschen bezeichnet. Mittlerweile war aus ihm jemand geworden, den er getrost Mann nennen konnte. Die langen, welligen, schwarzen Haare machten sich bei ihm gut, der Bart war noch im Wachsen begriffen.

»Grüße, Herr von Merow, Erster unter den Ersten und Vorsteher des Königs-Things.«

»Sei auch du begrüßt«, antwortete Hartried, »Sohn des Fürsten von Bärenschlucht.« Hartried stieg ab, Gunlaug, Hedwinna, Gartmund und der reisende Hofstaat taten es ihm gleich.

Der König und Hermann sahen sich an, dann schlossen sie sich kurz in die Arme.

»Schön, dich zu sehen«, sprach Hartried.

»Es ist mir eine Ehre, Euch zu empfangen, König.«

»Ich hoffe, im Zelt können wir diese Förmlichkeiten hinter uns lassen. Wieso das Ganze überhaupt?«

Hermann trat zur Seite und deutete auf den Eingang des Zelt. »Bitte, drinnen. Ihr auch, werte Mutter Königin, und Gartmund. Und natürlich auch Ihr, Gunlaug.«

Gunlaug musste schmunzeln: Hermann übertrieb es wirklich mit

den Höflichkeiten.

Nacheinander traten Hartried, Hedwinna und Gartmund ein.

»Du machst dich gut«, sagte Gunlaug, als er neben Hermann getreten war. »Aber du könntest auch etwas weniger dick auftragen.« Er klopfte ihm auf die Schulter und folgte dem Königspaar.

Ein kurzes, nach Luft schnappendes Aufheulen und schon waren Hedwinna und ihre Tochter ineinander verschlungen. Die Königin drückte Fryda ganz eng an sich. Eine Träne kullerte die elfenbeinweiße Wange des Mädchens hinunter. Dann blickte sie mit feuchten Augen zu ihrem Vater. Hedwinna ließ von Fryda los, wischte sich über das Gesicht und nahm Haltung an.

Gunlaug stand neben Hermann und beobachtete mit ihm diese rührende Szene. Seit Jahren hatten Fryda und ihre Eltern, der König und die Königin, sich nicht mehr gesehen.

Fryda suchte nach irgendwelchen Worten, die sich zur Begrüßung eines Königs der Merowa ziemen würden. Hartried jedoch unterbrach sie und nahm sie herzlichst in den Arm. Nachdem er ihr einen Kuss auf die Stirn gegeben hatte, fragte er: »Geht es dir auch gut, Fryda? Fehlt es dir hier an nichts?«

»Hermann könnte mir kein besserer Gemahl sein«, antwortete sie. »Und der Fürst ist ein guter Schwiegervater. Mache dir keine Sorgen.«

Schließlich trat auch der kleine Gartmund mit einem lauten »Fryda!« heran. Sie beugte sich zu ihm herunter und knuddelte den Jungen ordentlich.

»Wie geht es dem Vater?«, fragte Gunlaug Hermann.

»Das Alter macht sich bemerkbar, aber er hat das Fürstentum

noch immer fest im Griff. Im Moment ist er mit dem Vorerntefest beschäftigt.«

»Das Vorerntefest?«, wunderte sich Gunlaug. »Wäre das bei uns nicht schon längst vorbei?«

»Wir feiern immer zum Vollmond.«

»Wir feiern zum Halbmond«, sagte Hartried. Er hatte seine Frau und seine Kinder allein gelassen, damit die sich unter Tränen über das Wiedersehen freuen konnten.

Hermann zuckte mit den Schultern. »Da werden wir uns wohl nie einigen können. Und was macht es schon für einen Unterschied?«

Hartried verschränkte die Arme. »Es zeigt nur, wie zerstritten wir Merowa noch immer sind. Wir feiern unsere Feste nicht am selben Tag, denn wir haben keine einheitlichen Kulte, keinen einheitlichen Kalender. Im Grunde keine eigene Identität. Nur eine Ansammlung von Stämmen, durch Cherus vereint.«

»Ich bin mir sicher, der Glaube an Cherus wird die einigende Kraft sein, die dieses Reich braucht.«

»Bist du dir das?« Hartried trat näher an Hermann heran.

»Ihr huldigt noch immer den Feueraltären wie einst, oder?«

»Aber ...« Hermann stockte, die Worte kamen nur langsam. »Aber natürlich ... Ist daran irgendetwas falsch? Wir opfern dem heiligen Feuer seit Hunderten von Jahren. Trotzdem glauben die Menschen hier auch an die Göttlichkeit von Cherus, ohne Frage. Schließt das eine denn das andere aus?«

Hartried wiegelte ab. »Nein, natürlich nicht. Cherus hat sich nie schlecht über das heilige Feuer von Bärenschlucht oder sonst einen anderen Stamm geäußert.« Hermann schien sich zu beruhigen. »Nur gehört dieses heilige Feuer euch«,

sprach Hartried weiter, »aber Cherus gehört zu uns allen. Vergiss das nicht.«

Hermann nickte eifrig. »Der Grund, warum wir Euch hier empfangen.«

»Richtig«, sagte Hartried und nahm wieder etwas Abstand von seinem Schwiegersohn. »Ist es wegen des Vorerntefestes?«

»Mein Vater meinte, das Fest gebühre seinem Volk. Er kann seine Schutzbefohlenen und einen König samt Hofstaat nicht gleichzeitig empfangen, ohne dass dabei die einen oder der andere zu kurz kommen würde. Deshalb sollte ich Euch hier draußen treffen und bitten, vorerst die Nacht hier zu verbringen. Morgen steht er Euch zur vollen Verfügung. Ich hoffe, das versteht Ihr.«

»Ja, das verstehen wir durchaus. Dein Vater hat weise gehandelt. Das Volk soll feiern und meine Anwesenheit soll dem nicht im Wege stehen.«

Hedwinna und Gartmund befanden sich noch immer im Zelt von Hermann und Fryda. Seitdem sie sich wiedergesehen hatten, gab es für die beiden Frauen kein Halten mehr; ständig tauschten sie sich darüber aus, was es so zu berichten gab. Hartried hingegen schaute zum von unzähligen Lichtern erhellten Fürstenanwesen hoch. Von weitem drang der Lärm der Musik und des feiernden Volkes zu ihnen.

»Der Fürst von Bärenschlucht hat gute Gründe«, sprach der Altknecht, »Euch erst morgen zu empfangen, König. Er hat richtig gehandelt.«

»Ich glaube, er hätte auch ohne das Fest nach einem Vorwand gesucht, mich warten zu lassen. Pattmar konnte mich noch nie leiden.«

»Wir sind nicht hier«, mischte sich Gunlaug ins Gespräch, »um mit ihm diesen Streit erneut anzufangen. Wir wollen ihn vor den Orks warnen und unser Vorgehen besprechen.«

»Du brauchst mich daran nicht zu erinnern. Wir kommen morgen gleich zum Punkt. Ich bringe das lieber so schnell wie möglich hinter uns und verbringe mehr Zeit mit Hermann und Fryda. Trotzdem ...«

»Seid ihm nicht nachtragend«, bat der Altknecht. »Das wird uns und dem Reich Merow nicht nützen. Wir müssen uns auf die Gefahr konzentrieren und alte Streitigkeiten fürs Erste beilegen.«

»Streitigkeiten?!«, entfuhr es Hartried. »Er hat mich hintergangen!«

»Nicht das schon wieder ...«, seufzte Gunlaug.

»Im Krieg gegen die Mykerios hätten seine Truppen genau den Unterschied machen können. Aber er verhielt sich neutral, wie er behauptete. Neutral!« Hartried spuckte auf den Boden.

»Wenn sich ein Merowa im Kampf gegen einen Feind neutral verhält, dann ist das Verrat.«

Der Altknecht versuchte zu beruhigen: »Wir sind hier nahe den Kolonien des Goldsees. Er tat es bestimmt, um sein Volk zu schützen und nicht den Zorn der Mykerios auf sich zu ziehen.«

»Ja, das behauptet er! Und dann versucht er, sich zwischen die Heirat von Fryda und Hermann zu stellen.«

»Es hat doch geklappt«, sagte Gunlaug, der dieses Themas bereits überdrüssig war. Wie lange war dieser Krieg nun her? Fünf Jahre? Es gab Anschuldigungen, die vor dem Königs-Thing ausgetragen wurden, heftige Debatten, man drohte sich gegenseitig mit Blutvergießen. Es war Gunlaug, der oftmals

mäßigend einschritt. Und letztlich die Heirat zwischen Fryda und Hermann vorschlug, wofür sich Hermann dankbarer zeigte als sein Vater. Aber es war gelungen. Die beiden waren glücklich und nun ist der Nachfolger des Fürstentums von Bärenschlucht dem König mehr als gewogen. Darum wollte Gunlaug nicht mit ansehen, wie die Gefühle wieder hochkochten. Schließlich brauchten sie nur zu warten. Pattmar war alt und wenn er von ihnen ginge ... Gunlaug wünschte ihm nicht den Tod, doch es würde ihnen helfen, wenn Herrmann über das Fürstentum herrschte.

»Lass es gut sein. Wir haben die Zeit auf unserer Seite. Solange Hermann nichts geschieht, wird der Süden bald uns gehören.«

Hartried strich sich über das Gesicht und schaute zum Fürstenanwesen hoch. »Da hast du nicht unrecht.«

»Natürlich nicht. Denke am besten nicht weiter darüber nach und freue dich lieber, deine Tochter wiederzusehen.«

»Das werde ich.« Dann wandte er sich direkt an die beiden.

»Wir könnten ihm etwas vorschlagen. Sicherlich muss er sich auch bald zum Königs-Thing aufmachen. Wieso reisen wir nicht gemeinsam?«

Kapitel 26, Gunlaug

Die Fratze eines Bären hing über der Feuerstelle, ein weit aufgerissenes Maul und beängstigende Augen wurden in das Holz gearbeitet; das Wappentier des Fürsten war in die Säulen der Kapitelle geritzt, Bärenfelle hingen an den Wänden. Neben dem Kamin saß Pattmar, der alte Fürst von Bärensturz und Vater von Hermann. Er trug ein grau-weißes Fell, saß aufrecht und mit verschränkten Armen auf der Bank. Neben ihm hatte ein großer, brauner Hund mit breiter Schnauze Platz genommen und saß brav zu seinen Füßen. Hartried, Gunlaug, Hermann und der Altknecht wurden höflich und anständig empfangen und bekamen dann selbst einfache Hocker als Sitzgelegenheit. Bisher waren nur freundliche Worte ausgetauscht worden, der Fürst hatte sich über die Reise erkundigt und der König über das Fest. Eine gewisse Anspannung hatte Gunlaug trotzdem auf beiden Seiten wahrnehmen können.

Danach hatte Gunlaug dem Fürsten von Bärenschlucht von den Orks berichtet, wie auch von ihrer ersten Begegnung mit ihnen. Sarturs Erscheinen, eines weiteren Sohnes des Cherus, verschwieg er. Sie hatten sich zuvor darüber geeinigt, dass es nicht nötig oder gar ihrer Sache abträglich war, von ihm zu erzählen. Nachdem Gunlaug geendet hatte, schwieg der Fürst eine Weile.

»Und wir wissen nicht«, begann Pattmar schließlich, »aus welcher Richtung die Orks angreifen werden? Ob sie den Drachenwirbel nördlich umgehen werden oder direkt einen Pass durch das Gebirge suchen wollen?«

»Richtig«, antwortete Gunlaug. »Das können wir nicht genau sagen. Der Fürst von Eulenwacht hat bereits zugesichert, das

Reich im Nordosten zu schützen. Wir haben diese Reise unternommen, um uns mit den anderen Fürsten im Osten zusammenzusetzen, sie zu warnen und eine Strategie zu besprechen.«

»Verstehe. Das ist Eure Pflicht als König und unsere Pflicht als Fürsten. Uns aufzutragen, was wir zu tun haben. Damit die Fürsten ihren Kopf für den König hinhalten.«

Hartried saß steif da, die Hände auf den Oberschenkeln, und blickte Pattmar starr an. Mit einem kurzen Seitenblick bemerkte Gunlaug, wie sich die Finger seines Bruders in dessen Beine gruben.

»Die Truppen des Königs«, sprach Gunlaug weiter, »werden so schnell wie möglich hier sein, sollten die Orks über den Drachenwirbel schwärmen. Das Allermindeste, was Ihr für die Merowa tun könnt, ist, uns frühzeitig zu warnen. Sollten sie hier zuerst angreifen, können wir das nicht verhindern. Und egal wie viele Truppen Ihr habt, Fürst, Ihr wahrscheinlich auch nicht. Aber wir können das Nötigste unternehmen, um den Anmarsch der Orks so bald wie möglich zu stoppen. Das ist unsere Pflicht gegenüber den Merowa und unserem Land.«

Und da war Gunlaug wieder. Pattmar blickte ihn scharf an, wie damals, als Gunlaug die ersten Verhandlungen zwischen dem Fürsten und Hartried begleitet hatte, die zu der Heirat von beider Familien Kindern geführt hatten. Damals war es nicht das erste Mal, dass Gunlaug als Vermittler, Fürsprecher und Unterhändler für Hartried diente, wenn dieser sich beherrschen musste, der anderen Partei nicht wutentbrannt an die Kehle zu gehen. In diesem Falle musste Gunlaug seinem Bruder zugestehen, dass Pattmar es ihm nicht leicht machte. Aber das hatten sie erwartet.

»Es ist auch meine Pflicht gegenüber meinem Volk. Meine Grenzen sind bereits geschützt. Seitdem ich Fürst von Bärenschlucht bin, behalte ich das Gebirge im Auge. Ist es nicht so, Hermann?«

Der Angesprochene saß neben seinem Vater, aber auf Gunlaug wirkte er, als fühlte er sich fehl am Platze. »Ich bin selber mit dir durch das Gebirge geritten, aber die andere Seite habe ich nie gesehen. Der König schon, vom Turm aus konnte er mit dem Diadem bis weit in die Länder dahinter blicken.«

»Das stimmt, ich habe leider nicht das Diadem des Königs.« Plötzlich stand Hartried auf. Hermann fuhr zusammen und Pattmar erhob sich halb, als erwartete er, sich gegen einen Angriff verteidigen zu müssen. Gunlaug wollte ihn schon auffordern, ruhig zu bleiben. Jedoch wandte sich Hartried einfach ab.

Pattmar holte Luft und atmete dann tief aus. »Es ehrt uns alle, dass Ihr meinen Hof besucht. Und ich weiß es zu schätzen, dass Ihr uns vor dieser Gefahr warnen wollt. Dafür hättet Ihr aber nicht herreisen müssen. Ein Bote hätte gereicht. Ihr müsst mir nicht sagen, wie ich mein Land zu schützen habe. Und das Verteidigungsbündnis der Stämme gilt nach wie vor.«

»Muss ich Euch daran erinnern«, sprach plötzlich Hartried, noch immer abgewandt, »dass ich Euer gewählter König bin? Wenn ich mich schon hierher bemühe, dann solltet Ihr das auch gefälligst ernst nehmen.«

Nun stand auch Pattmar auf. »Ich habe es Euch schon früher gesagt und habe keine Skrupel, diese Worte nochmals in den Mund zu nehmen: Ich habe Euch nicht gewählt.«

Hartried drehte sich um, die Zähne gefletscht. »Aber Ihr habt einen Eid geschworen, mir die Treue geschworen. Wie Ihr zuvor Doderried den Eid geschworen habt. Ihr solltet es nicht so weit treiben, dass ich Grund habe, Euch als Eidbrecher vor dem Königs-Thing anzuklagen. Das hätte ich schon damals tun sollen, als Ihr mir den Beistand im Kampf gegen die Mykerios ...!«

»Meine Herren!« Hermann sprang auf. Gunlaug war froh darüber, dass es zur Abwechslung mal nicht er war. »Bitte beruhigt Euch! König Hartried, ich kann Euch versichern, dass mein Vater sein Möglichstes tut, um die Grenzen seines Landes zu sichern. Und somit auch an der Sicherung von ganz Merow seinen Anteil hat.«

Hartried wandte sich erneut ab, ohne ein Wort zu sagen. Auch Pattmar blieb still. Schließlich setzten sie sich wieder. Man konnte ihm deutlich anhören, dass der König eine gehörige Menge Wut herunterschlucken musste: »Beinahe würde ich dafür beten, dass Eure Treue zu mir bald auf die Probe gestellt wird, damit ich Gewissheit habe. Jedoch weiß ich, was das für die Menschen hier bedeuten würde.«

»Ah«, antwortete der Fürst von Bärenschlucht. »Also denkt Ihr doch an das Leid anderer Stämme.«

»Meine Sorge gilt den Merowa.« Und damit trat Stille ein. Eine Stille, die Gunlaug für sich nutzen wollte. »Fürst? Wir wollten Euch noch etwas vorschlagen. Sicherlich reist Ihr bald zum Königs-Thing, nicht wahr?«

Pattmar verschränkte wieder die Arme und blickte zwischen Gunlaug und Hartried hin und her. »Ich weiß schon, worauf Ihr hinauswollt. Wir sollten gemeinsam reisen, richtig? Geplant war, dass wir uns in drei Tagen aufmachen.« Pattmar

schaute zur Decke, wiegte den Kopf hin und her. »Wenn Ihr noch so lange warten könnt, ließe sich das einrichten.«
Das war leichter, als erwartet, wunderte sich Gunlaug im Stillen.

»Nur würden wir Euch bitten, eher einladen ...«, sprach Pattmar.

Oh je, jetzt kommt doch noch etwas ...

Pattmar lächelte. Es sollte freundlich wirken, aber Gunlaugs Instinkte sagten ihm, dass da etwas dahintersteckte.

»... An unserem Feueropfer morgen Abend teilzunehmen. Wir haben mehr als genug Opfertiere auch für Euch.«

Sie zogen Ziegen und Schafe an Leinen den Berg hoch und die Hühner trugen sie in Körben. Es war ein uraltes Ritual, vermutlich älter als die Merowa selbst. Der Himmel verlangte Blut und das Feuer sollte es ihnen bringen.

Die ganze Familie wurde eingeladen. Gunlaug lief etwas abseits von Hartried und Hedda, welche Pattmar und seiner Frau folgten. Hinter ihm gingen der kleine Gartmund an Frydas Hand zusammen mit ihrem Gemahl Hermann. Dahinter weitere Familien und Verwandte des Fürstenhauses. Bis zum Fuße des Berges durften sie noch zu Pferde reisen, nicht weit vom Fürstentum entfernt. Dann galt es, abzustiegen. Während sich der Tag verdunkelte, bestritten sie einen alten Weg.

Gartmund wirkte verschüchtert, Fryda und Hermann ließen sich nichts anmerken. Der Junge war bereits an Feueropfern beteiligt, seine Familie kannte diese Tradition sehr wohl. Jedoch so weit zu reiten, an einen Ort in der Wildnis, fernab von jedweden Gehöften, das war ihm neu.

Gunlaug kannte die Feueropfer, diese alte Tradition, die sich Pattmars Familie bewahrt hatte und eifrig pflegte. Er und sein Bruder durften sie bereits miterleben. Nicht nur hier, auch in anderen Teilen von Merow war den Menschen das heilige Feuer, der Lichtbringer, der Bote der Götter, noch immer das höchste.

Ein schummriges Leuchten erwartete sie auf der Spitze des Berges. Die Sonne hatte sich fast gesenkt, das Abendlicht tauchte den Weg in ein sanftes Rot. Bald würde auch dieses Licht verlöschen und alles, was bliebe, wären die brennenden Altäre der Feuerpriester.

Dort auf der Spitze standen sie, als warteten sie schon den ganzen Tag. Die Feuerpriester hatten sich den Kopf kahl geschoren. Die Augenbrauen soll das Feuer der Altäre verbrannt haben, so hatte Gunlaug gehört. Merkwürdiger war jedoch die Asche, mit der sich die Feuerpriester beschmierten. Die Asche bedeckte sie gänzlich und ließ sie fast in der anbrechenden Dunkelheit verschwinden. Nur das Weiß der Augen stach hervor. Bis auf einen Lendenschurz trugen sie nichts, angeblich auch im tiefsten Winter. So wie Gunlaug gehört hatte, reichten ihnen der Glaube und die Hingabe an das heilige Feuer aus, um sich warmzuhalten. Einer der Feuerpriester trat hervor: »Dieses Jahr zum Vorerntefest ist die Zahl der hohen Herren unter euch größer als sonst. Pattmar, Fürst von Bärensturz, du hast uns Besucher mitgebracht.«

»Der König der Merowa selbst«, antwortete der Fürst, »Hartried, Sohn des Cherus, ist heute bei uns, um am Opfer teilzuhaben.«

»Ah! Er soll herzlich willkommen sein und an unserem

heiligen Dienst teilhaben. Nur soll er bedenken, dass wir hier dem Feuer huldigen. Seine Götterhälfte findet bei uns keine Anbetung.«

Hartried stellte sich neben Pattmar. »Das habe ich auch nicht erwartet.« Er neigte den Kopf. »Seid begrüßt, Priester des Feuers. Und nein, ich habe nicht vor und auch niemals verlangt, dass man mich wegen meiner Abstammung anbetet. Ich bin allein auf Einladung Pattmars hier.«

Der Feuerpriester lächelte. »So lasst es beginnen!«

Kapitel 27, Gunlaug

Noch bevor das Ritual begann, flößten sich die Opferpriester ein Gebräu ein. Angeblich gewannen sie die Substanz aus den umliegenden Pilzen. Aus kleinen, hölzernen Schalen berauschten sie sich an dem Saft und nachdem sie fertig waren, stimmten die Feuerpriester einen Singsang an: eine monotone Melodie, ein Gesang ohne Worte. Das Brummen und Summen der Priester mischte sich unter das Knistern der Feuer.

Die Zuschauer standen etwas abseits. Pattmar mit geschwellter Brust, seine Frau schmiegte sich an seinen Arm und starrte gebannt auf die vielen Feuer. Hartried versuchte merklich, eine würdevolle Haltung einzunehmen. Auf Gunlaug wirkte er etwas gezwungen, aber vielleicht präsentierte er sich für die anderen wesentlich besser. Hedwinna hatte sich zu ihrem Sohn hinuntergebeugt, der mit offenem Mund auf die Feuer starrte.

Der Singsang wurde lauter. Die Priester holten kurze, bronzene Messer hinter den Altären hervor. Das Metall leuchtete rotbraun im Schein der Flammen auf. Eine Unruhe schien die Tiere zu ergreifen, als verstünden sie, wozu sie hierherauf gebracht wurden.

Dann hob einer der Feuerpriester an: »Bote! Gesandter der Götter, mögest du auch heute Nacht zwischen den Altären und dem Himmel hin und her reisen und den Göttern unsere Gaben überbringen!«

Das erste Opfer war eine Ziege. Sie zerrten das meckernde und zappelnde Tier an den Hörnern und hoben es über einen der Altäre. Ein Priester setzte die Klinge am Halse der Ziege an. Zuerst blökte das Tier noch, dann füllte sich der

Hals mit Blut und es floss in den Altar. Die Feuerpriester wrangen den letzten Rest Blut aus dem Körper, rissen die Kehle auseinander und schüttelten die Ziege, bis die nächste an der Reihe war.

»Kraft des Lebens!«, rief der Feuerpriester erneut. »Dies Blut soll euch Nahrung sein, oh Lichtgestalten, ihr Himmlischen, ihr Obersten.«

Und andere Priester stimmten mit ein: »Götterbote, verehere das Blut, das Feuer des Lebens!«

Manche der Priester lachten auf, während andere ihren monotonen Gesang lauter summten. Ein Schaf konnte noch so sehr blöken, wie es wollte, die Priester zogen es am Strick zu einem der Altäre und setzten das Messer an. Dann folgten weitere Ziegen, Schafe und die Hühner. Die Feuerpriester gingen mit immer mehr Eifer und auch Freude – anders konnte Gunlaug das Schauspiel nicht beschreiben – an ihr Ritual heran. Es brannten genug Altäre, um dutzende Tiere auf einmal die Kehlen und Adern aufzuschlitzen und das Blut in sie hineinfließen zu lassen. Gunlaug erschauerte. Die Priester verkamen zu Grimassen tragenden Schatten mit blutigen Klingen. Das Rot lief ihnen die Arme herab und besprenkelte ihre rußschwarzen Gesichter. Manche von ihnen vergaßen die Opfer. Stattdessen warfen sie sich vor die Altäre und beteten sie mit bebenden Lippen und flehenden Händen an.

»Licht und Wachstum!«, wünschte einer der Priester, »und gute Ernte auch dieses Jahr! Dafür sende, oh Götterbote, den Göttern die Kraft, die durch diese Tiere fließt. Gutes Wetter und volle Ähren wünschen sich die Merowa. Sende den Göttern ausreichend, oh feuriger Bote, damit sie die Kraft

haben, die Gebete zu erhören!«

Einer der Priester trat an Pattmar heran, im Arm eine kleine Ziege. »Auch Euch gebührt die Ehre«, sprach er.

Pattmar nahm das Tier ehrfürchtig an und führte es zu einem der Altäre. Dort überreichte ihm ein Priester ein Messer und half ihm dabei, das Tier richtig über das Feuer zu halten.

Das Messer schnitt durch die Kehle, das Blut floss.

Nun trat einer der Priester auch an Hartried, diesmal war es ein Schaf. Gartmund schaute seinen Vater mit großen Augen von unten an, als ob er mit Spannung erwartete, wie er sich verhalten würde. Ohne zu zögern vollführte Hartried das Ritual, ging mit dem Schaf zu einem der Altäre und zerschnitt mit der Klinge die weiche Haut des Tieres.

»Ah, das erfreut uns und die Götter!«, sprach einer der Priester. »Lasst mich euch raten, werter König, die alten Bräuche und Himmlischen stets zu ehren, ganz gleich, welche neuen Götter auf der Erde wandeln sollten. Oder wie viele Sterbliche auch plötzlich von sich behaupten, von himmlischer Abstammung zu sein.«

Hartried hatte sich indessen wieder neben seine Frau gestellt und schaute den Priester stirnrunzelnd an. »Was meint Ihr damit? Ich respektiere die Traditionen der Merowa sehr wohl.«

Gunlaug blickte zu Pattmar. Der ließ sich nichts anmerken. Dabei war sich Gunlaug sicher, dass hier ein falsches Spiel lief. Die hatten doch etwas geplant, oder wieso sonst sollte der Priester darauf zu sprechen kommen?

Gunlaug wollte schon näher an seinen Bruder heranrücken, um ihn zu warnen, doch Hartried schien seine Befürchtungen erraten zu haben und machte eine kurze Handbewegung, die

Gunlaug innehalten ließ.

»Sprecht, Priester. Ich achte Eure Bräuche und die der Stämme von Bärenschlucht. Nie habe ich einen Merowa davon abgehalten, zu beten, wie er beten wollte, oder habe ihm vorgeschrieben, wie er seinen Göttern opfern sollte. Also, was meint Ihr?«

Das schwarze Gesicht des Priesters öffnete sich zu einem Lächeln. Hedwinna griff ihren Mann am Arm und sah ihn flehend an. Hartried jedoch löste sich aus ihrem Griff. Da war Wut in seinen Augen, welche jedoch nicht seiner Frau galt.

»Wie ist Euer Name, Priester?«, fragte Hartried.

»Augnar.«

»Dann sprecht endlich, was Ihr meint, Augnar.«

Der Priester zeigte auf einen der brennenden Altäre. »Das ist göttlich. Das Feuer, welches die Gaben an den Himmel sendet, das ist ein Gott, welcher der Anbetung würdig ist. Das Materielle, das Fleischliche ist Teil dieser Welt.

Dieser unfertigen, versündeten, unreinen Welt. Doch da oben, in den Gefilden, die uns Sterblichen verschlossen bleiben, da gibt es nichts Fleischliches, nur Licht und Geist.«

Scheiße, dachte sich Gunlaug. Er will darauf hinaus, dass Cherus kein Gott war, weil er aus Fleisch bestand! Das wird Hartried gar nicht gefallen, ganz und gar nicht. Ich sollte beten, dass es nur bei einer spirituellen Debatte bleibt.

»Worauf wollt Ihr hinaus?«, fragte Hartried. Der König hatte es gewiss schon erkannt, doch wollte er den Priester herausfordern.

Der Priester grinste breit und sprach: »Wie kann Cherus von sich behaupten, ein Gott zu sein, wenn er aus Fleisch

bestand? Wie kann er geboren worden sein aus dem Samen seines sterblichen Vaters und dem Schoß seiner sterblichen Mutter? Wie kann ein Gott so verfangen sein in dieser unreinen Welt und trotzdem sich seine Göttlichkeit erhalten?«

Hartried senkte das Kinn und fixierte Augnar. »Ihr sprecht Cherus seine Göttlichkeit ab? Ist es das? Heute, an diesem Ort und zum Zeitpunkt dieses Rituals sprecht Ihr meinem Vater, dem Vereiniger der Stämme und Helden unseres Volkes, die Göttlichkeit ab?«

Augnar hob einen Finger. »Seines Fleisches. Wenn dort oben ein Cherus gerade von diesen Opferungen gestärkt wird, dann hat das seine Richtigkeit. Aber was seine materielle, weltliche Form angeht ... da sind sich so einige nicht sicher.«

Hartried hatte die Augen geschlossen und schwieg einen Moment. Gunlaug wusste, dass es darunter brodelte. Er sprang fast schon neben ihn.

»Bruder, das ist eine Falle. Tue bitte nichts Unüberlegtes.«

»Ich weiß ...«, antwortete Hartried mit gepresster Stimme.

»Ich weiß genau, was die vorhaben.«

Hartried drückte seinen Bruder beiseite und rief aus:

»Cherus wandelte auf Erden, ein Gott in Menschengestalt. Das ist eine unumstößliche Wahrheit. Seine Heldentaten sind Wahrheit und sein Aufstieg in den Himmel ist eine Wahrheit. Jeder, der dabei war, als er auf der Ebene der Tausend Gebrochenen Lanzen den Nekromanten besiegte, kann das bezeugen. Ich war da. Mein Bruder Gunlaug war da. Und Pattmar auch. Wollt Ihr, Fürst von Bärenschlucht, Cherus seine Göttlichkeit absprechen? Seid Ihr gewillt, darauf zu

schwören, dass er nicht zu diesen Himmlischen, die Ihr gerade noch angebetet habt, gehören soll?»

»Nein«, antwortete Pattmar und hob seine Hände unschuldsbeteuernd. »Ich habe es gesehen und weiß, dass Cherus ein Gott war. Doch vielleicht hat dieser Priester hier recht und an seinem Fleisch war nichts Göttliches.«

»Ich weiß, was ihr vorhabt.« Hartried starrte wieder den Priester an. »Ich bin kein Halbgott, das ist es doch, was Ihr sagen wollt, oder? Nicht ich und auch nicht Gunlaug und keines der anderen Kinder des Cherus. Denn selbst wenn Cherus ein Gott war, so war sein Fleisch nur ein Mensch.«

Augnar klatschte in die Hände. »Das Reich der Merowa ist gesegnet, einen so klugen Kopf als Herrscher zu haben! Wenn alles Fleisch fehlerhaft, sündhaft und vergänglich ist, wie kann es dann zu einem unfehlbaren, heiligen und ewigen Gott gehören? Hat nicht einfach nur ein Mensch einen Menschen gezeugt?«

Hartried zeigte auf den nächsten Altar: »Das Feuer ist heilig, das sagtet Ihr doch, oder?«

»Ja, natürlich«, antwortete Augnar.

»Was, wenn ein Gott dort hineinsteigen würde?«

Der Priester stockte. »Wie ... wie meint Ihr?«

Hartried ging nahe an den Altar und hielt die Hand über die Flammen. »Dieses Feuer. Würde es einen Gott verbrennen? Was denkt Ihr? Ihr alle, ihr Priester? Was würde mit mir geschehen, stiege ich dort hinein?«

Da waren die Priester sprachlos. Gunlaug wagte einen verstohlenen Blick zu Pattmar hinüber. Der Fürst von Bärenschlucht hielt sich die Hand vor das Gesicht, schaffte es dennoch nicht, seine Überraschung zu verbergen. Gunlaug

konnte sich nicht entsinnen, jemals diesen Gesichtsausdruck beim Fürsten von Bärenschlucht gesehen zu haben.

Plötzlich fragte Gartmund: »Was wird Vater tun?«

Hedwinna legte den Zeigefinger auf die Lippen des Kindes.

Hartried trat hinter den Altar und zog seinen Mantel aus.

»Hm, Priester? Was wird mit meinem Fleisch geschehen, das doch so sterblich ist?« Es folgte das Hemd. »Wird es meine weltlichen Haare fressen, meine materielle Haut verzehren?

Bis auf die Knochen?« Danach die Hose. »Es ist sicherlich heiß hier, ich spüre das Feuer deutlich. Aber was wird es mit meinem Körper machen, dieses heilige Feuer?« Hartried hatte sich bis auf das letzte Stück entkleidet - und sprang in das Feuer. Die Priester, die Freien, Pattmar, Hermann und Fryda machten einen Satz nach vorne und stießen einen kurzen Schrei aus.

»Ja, es ist heiß«, sprach Hartried. Ohne eine Spur von Schmerzen stand er direkt im Feuer und breitete die Arme aus. »Ein sehr heißes Feuer. Mein Körper jedoch - unversehrt, wie ihr sicherlich alle sehen könnt. Was ist? Ist das Feuer schon satt? Hat es keine Lust mehr, mich zu verspeisen?«

Hartried schien die Szene sehr zu genießen: Er stemmte die Hände in die Hüften und drehte sich zu allen um, damit sie auch ja sehen konnten, dass die Flammen ihm nichts anhaben konnten. Gunlaug hielt sich die Hand vor den Mund, damit niemand mitbekam, wie er in sich hineinlachte. Doch dann bemerkte er den Ring an Hartrieds Finger, den er als einziges anbehielt. Und sein Lachen verschwand langsam.

Kapitel 28, Gunlaug

»Der Ring«, sprach Augnar. »Ihr tragt noch immer den Ring am Finger. Wieso nehmt Ihr ihn nicht ab? Vielleicht verformt sich ja das Metall im Feuer? Ihr könntet den wertvollen Ring beschädigen.«

»Was geht Euch der Ring an?«, fragte Hartried mit Groll in der Stimme. Er nahm die Arme herunter und legte die triumphierende Körperhaltung ab. »Ich werde ihn anbehalten, wenn es mir beliebt. Es soll nicht Eure Sorge sein.«

»Tragt Ihr ihn denn nur, weil es Euch gefällt? Wieso löst Ihr ihn denn nicht vom Finger?«, fragte Augnar mit einem Lächeln. »Ich bin gespannt, ob dann nicht etwas passiert. Vielleicht bewirkt der Ring ja mehr, als Ihr zugeben wollt. Die Zwerge sollen ja Ringe schmieden können, welche über einige wunderbare Kräfte verfügen sollen, nicht wahr? Ich will einfach nur sehen, was geschieht, wenn Ihr den Ring vom Finger streift.«

Eine unheimliche Stille legte sich über den Platz. Augnar und die anderen Priester grinnten frech den König an, wie er da unbeschadet im Altar stand. Hartried starrte mit zornentflammten Augen zurück.

Verdammte Scheiße, dachte sich Gunlaug. Wissen die etwa von dem Ring? Oder ist das nur eine Vermutung?

Gunlaug erhaschte einen vorsichtigen Blick auf Pattmar. Er ließ sich nichts anmerken, sollte er das alles geplant haben. Hartried jedenfalls steckte in der Zwickmühle: Sollte er sich weigern, den Ring abzunehmen, dürfte sich jeglicher Verdacht erhärten. Sollte er es jedoch auf sich nehmen, mitten im Feuer den Ring abzunehmen ... Hartried war kein Weichling, das wusste Gunlaug. Aber das würde der König

nicht durchhalten. Und die Verbrennungen erst. Er drehte sich zu Hedwinna um. Sie schien ihn still anzuflehen, doch endlich etwas zu unternehmen.

Gunlaug kniff die Augen zusammen und fasste sich an die Stirn. Der König konnte nicht ewig dastehen. Er überlegte angestrengt. Und trat dann mit bemüht lässigen Schritten zwischen den Priestern und dem König.

»Ich weiß nicht mehr, wann der König das letzte Mal diesen Ring abgenommen hat. Kann ihn mir ohne ihn gar nicht mehr vorstellen, so verwachsen sind die beiden. Es dürfte ziemlich schwierig werden, ihn vom Finger zu nehmen. Lasst Euch sagen, die Hand des Königs wurde mit der Zeit nicht schlanker ... Ihr müsst schon mit ordentlicher Kraft an dem Ring zerren, um ihn über den Knöchel zu ziehen. Oder hat jemand ein Stück Fett hier oben? Wenn nicht, müsst Ihr dem König schon den Finger von der Hand abhacken, was eine ganze Menge anderer Probleme mit sich bringt.«

Gunlaug gab sich Mühe, so überzeugend wie nur möglich zu klingen. Aber er selber glaubte seinen eigenen Worten nicht, das unbeschwert gedachte Lächeln hing schief und er konnte in den Gesichtern der Priester ablesen, dass sie sein Täuschungsmanöver ohne Probleme durchschauten.

»Lass es bleiben«, hörte er den König sagen. Etwas Gutes hatte Gunlaugs Überredungsversuch doch bewirkt: Der König war vom Feuer heruntergestiegen und hatte sich schnell die Hosen samt Schwertgürtel angezogen. Wenigstens eine Ablenkung war Gunlaug geglückt. Mit unversehrter Haut stellte er sich neben Gunlaug. Leiser sprach er zu seinem Bruder: »Sammele meine Kleider ein. Wir verschwinden.«

»Verstanden.«

Gunlaug machte sich sofort daran, hinter dem Altar Hartrieds Hemd und Mantel zusammenzupacken. Auch die silberne schimmernde Krone lag auf dem Stapel Kleider. Als Gunlaug hinter dem Altar hervortrat, war der König von den Priestern umringt. Sie befassten seinen Körper, begutachteten ihn von oben bis unten. Äußerst anstandslos stellten sie sicher, dass das Feuer ihm keinen Schaden zugefügt hatte.

»Lasst endlich von mir ab!« Hartried versuchte schon nicht mehr, seine Wut zu unterdrücken. Er stieß sie von sich.

»Schamloses Priesterpack, zeigt wenigstens etwas Respekt vor dem König der Merowa!«

Die Priester ließen sich davon nicht beirren. Sie griffen nach seinen Armen, wollten sich den König packen.

Das wurde Hartried zu viel, er schlug einem der Priester mitten ins Gesicht. Ein Aufschrei ging durch die Menge.

»Ah!«, rief der Priester aus, dem Hartried gerade noch eine verpasst hatte. »Ein sehr menschlicher Schmerz durch eine gar zu menschliche Faust.«

Unterdessen ließen die Priester nicht von ihm ab. Gunlaug musste zu ihm und ihm beistehen. Sollte die Situation eskalieren, könnte das schlimme Folgen haben.

Da zog Hartried schon sein Schwert. Mit gefletschten Zähnen trieb er die Priester ein paar Schritte zurück.

»Zieh das an. Wir müssen weg.«

»Gib mir die Krone«, erwiderte Hartried.

Gunlaug reichte ihm das Schmuckstück. Hartried setzte es sich etwas schief auf, ohne die Priester aus dem Auge zu lassen.

Der kurze Schrecken war aus ihren aschegrauen Gesichtern verschwunden. Ihre dunklen Körper verschwammen mit der Nacht

und ließen sie wie die Geister des Berges wirken. Ohne einzugreifen warteten die Priester, bis Hartried sich vollständig angezogen hatte. Dabei gab der König das Schwert nur kurzzeitig seinem Bruder, damit er sich mit Hemd und Mantel ankleiden konnte.

»Es ist genug«, sprach Hartried, zupfte sich den Mantel zurecht und ließ sich sein Schwert von Gunlaug reichen.

»Lass uns gehen. Hedwinna! Gartmund! Kommt!«

Die beiden Halbbrüder schickten sich an, den Berg zu verlassen. Da bildeten die Priester vor ihnen einen Wall.

»Der Ring interessiert uns noch immer«, sagte Augnar und trat hervor. »Warum entledigt Ihr Euch nicht dieses schnöden Metalls und haltet den Arm ins Feuer? Ihr könntet alle Zweifel beiseite wischen, indem Ihr nur den Ring auszieht.«

»Ich muss gar nichts tun«, zürnte Hartried. »Ihr solltet ...« Hartried erstarrte. Sein Blick war fest auf Augnar gerichtet, während er einen Schritt nach vorne tat.

»Woher ...?«

»Hartried, was ist?«, fragte Gunlaug.

»Ah! Die Krone, habe ich nicht recht?« Augnar verschränkte die Arme und grinste. »Die von Zwergenhand geschmiedete Krone, welche nicht nur den Blick in die Ferne gewährt, sondern auch den Träger tief in das Innere eines Menschen schauen lässt. Tut Euch keinen Zwang an, ich habe nichts zu verbergen. Alles, was Ihr in mir vorfinden werdet, ist meine Hingabe an das heilige Feuer. Und vielleicht auch, warum -« Hartried stieß ihm das Schwert in den Leib. Mit einem Ruck löste sich die Klinge aus Augnars Bauch. Seine Hände färbten sich dunkelrot, während er seine Wunde hielt.

Scheiße, Hartried! Innerlich schrie er auf. *Du hast einen*

heiligen Mann abgestochen! Nun hat es keinen Zweck mehr, uns hier irgendwie herauszureden.

»Was für ein Frevel«, sagte Augnar immer wieder. »Ein Frevel, ein Frevel, Frevel ...«

Ungeachtet der klaffenden Wunde stand Augnar auf und präsentierte den Priestern seine tiefend roten Hände. »Ein Frevel!«

»Ein Frevel! Ein Frevel!« wiederholten die Priester. Sie wurden immer lauter und kamen den beiden Brüdern gefährlich nahe.

Augnar drehte sich zu Hartried. Triumph lag in seinen Augen, ungeachtet der Verletzung, die der König ihm zugefügt hatte. Dann streckte ihn Hartried vollends nieder. Ein Schlag von oben, die Klinge blieb im Schädel stecken, die Worte verklangen.

Tumult brach aus. Schreie des Entsetzens, Gunlaug glaubte, Pattmar Befehle bellen zu hören. Die Priester griffen erneut nach Hartried, nun auch nach Gunlaug. Er sah sich gezwungen, ebenfalls sein Schwert zu ziehen und um sich zu schlagen. Die Priester griffen mit ihren rußschwarzen und blutigen Händen nach ihnen, aber er sah auch die Opferdolche zwischen ihnen aufblitzen. Die Situation wurde unübersichtlich, Gunlaugs Schwert schnellte einfach nur nach vorne und traf auf ungeschütztes Fleisch. Langsam drängten die Halbbrüder die Priester zurück.

Ein Schrei einer ihm bekannten Frauenstimme durchbrach die Nacht. Dann der Schrei eines Jungen.

»Hedwinna!«, entfuhr es Hartried. »Gartmund!«

Der König hieb wie ein Wahnsinniger auf die Priester ein. Einer nach dem anderen fiel getroffen und gellend zu Boden.

Sorge um Hedwinna und Gartmund beflügelten auch Gunlaugs Schwertarm. Er hatte jetzt kaum noch Reue, auf die ungeschützten Leiber der Priester einzuschlagen. Die Klinge sauste und fällte einen heiligen Mann nach dem anderen. Mit den Schultern rempelten die Brüder sich durch die Priesterschar und drangen schließlich durch.

Pattmar und ein paar Männer seines Gefolges hatten Hartrieds Frau und seinen Sohn gefasst. Als sie den ergrimten König sahen, erschrakten sie und ließen augenblicklich von ihm ab. »Pattmar! Du elendiger!«, donnerte Hartried. »Was geht hier vor sich?!«

Der Fürst von Bärenschlucht hob abwehrend die Hände. »Ich wollte sie nur schützen! Beinahe wären Eure Gattin und Euer Sohn zu Euch geeilt und hätten sich vielleicht im Handgemenge verletzt! Ihr, ihr ... Priesterpack! Hört sofort auf! Wir regeln das wie vernünftige Menschen!«

Gunlaug drehte sich um. Viele von ihnen bluteten aus unzähligen Wunden, hier und da fehlte eine Hand. Dennoch standen sie seelenruhig da, als wäre der ganze Wahn wie weggeblasen. Noch nicht einmal eine einzige Schmerzensklage war zu hören.

»Nichts gibt es hier zu regeln!«, rief Hartried aus. »Ihr verlasst allesamt den Berg, auf der Stelle! Ich will sehen, wie einer nach dem anderen von hier verschwindet!«

Weder Pattmar, noch sein Hof oder sein Gefolge rührten sich. Sein Sohn Hermann und dessen Frau Fryda blickten unschlüssig zwischen dem Fürsten und dem König hin und her.

»Als euer aller König, befehle ich es!«

»Kommt«, sprach Pattmar. »Das Ritual ist abgeschlossen. Es wird Zeit, den Berg zu verlassen.« Nacheinander, mit

gesenkten Häuptern, jedoch ohne Widerworte traten sie den Abstieg an.

Unter Tränen liefen Hedwinna und Gartmund zu Hartried. Die Familie nahm sich in den Arm.

»Ist schon gut«, sagte Hartried. »Ist euch nichts geschehen? Haben sie euch etwas getan?«

»Nein, nein«, erwiderte seine Frau. »Uns geht es gut. Und dir? Was ist mit dir?«

»Ihr wisst doch, dass man mir nichts anhaben kann.«

»Und was ist mit ihnen?«, fragte Gunlaug mit der Schwertspitze auf die Priester zeigend. Er merkte gerade erst, wie ihm der Atem schwer ging. Er musste sich öfter im Schwertkampf üben, seine Ausdauer ließ langsam nach.

»Ach«, sprach einer der Priester. »Um uns braucht Ihr Euch keine Gedanken zu machen.« Sie begannen, einige der Toten vom Boden aufzuheben und trugen sie zu den Altären. »Euer Geheimnis ist bei uns gut aufgehoben. Wenn der König möchte, dass wir uns aus dieser Sache heraushalten, dann werden wir kein Wort darüber verlieren. Wenn das bedeutet, dass wir nicht in die Streitereien von Fürsten und Stämmen verwickelt werden, dann schweigen wir.«

»Wie kann ich euch vertrauen?«, fragte Hartried.

Plötzlich drehten sich alle Priester zu ihnen und schlugen mit der Hand auf ihr Herz. »Beim heiligen Feuer, wir schwören es!« Dann setzten sie ihre Arbeit fort, sammelten die Toten ein und bereiteten sie darauf vor, verbrannt zu werden.

Kapitel 29, Simund

Zügig schritt Barutz durch die Höhlenwelt. In den kleinen, zu kurz geratenen Gliedern schien eine Menge Energie zu stecken; sie mussten sich beeilen, um mit dem Zwerg mithalten zu können. Er rief nur: »Mir nach!« und damit war für ihn alles besprochen. Mit dem leuchtenden Kristall in der Hand führte er sie durch die Dunkelheit.

Abgesehen von dem Namen des Zwerges wussten sie nichts von ihm. Simund fragte sich, ob es üblich bei den Zwergen war, nicht viel von sich zu erzählen. Oder ob ihm die Zustimmung des Meisters vollkommen ausreichte, die Reise anzutreten, und er die Meinungen der Menschen nicht benötigte.

Schließlich war es Piasus, der sich an Barutz wandte: »Herr Zwerg, Barutz, wir haben uns noch nicht richtig vorgestellt.«

Barutz drehte sich beim Gehen um: »Barutz, ja, das ist mein Name. Sohn der Thurundre. Was noch?«

»Nun, dann vertrauen wir unsere Sicherheit und den Verlauf der Reise dem Sohn der Thurundre an, gut zu wissen.« Piasus blickte die anderen an und zuckte mit den Schultern. »Ich bin Piasus, aus dem Stadtstaat Akleion und im Auftrag meines Herrn hier.«

»Aha«, gab der Zwerg von sich.

»Ja ... wollt Ihr denn gar nicht wissen, wieso wir unterwegs sind?«

»Ich habe bereits gelauscht.«

»Gut, offen und ehrlich ist Barutz, Sohn der Thurundre, jedenfalls. Dann habt Ihr bestimmt kein Problem damit, uns zu erzählen, warum Ihr so erpicht darauf seid, uns zur Familie von Tiuz zu bringen.«

»Es heißt«, begann Barutz sogleich, »sie hätten sich komplett abgeschottet und ihr Hort sei geradezu undurchdringlich. Nachdem sie davon erfahren hatten, dass einer ihrer Söhne erschlagen worden war, der andere verschollen war und jemand den Hort der beiden geplündert hatte, sperrten sie die Außenwelt aus und zogen sich komplett zurück. Niemand soll je wieder etwas von ihnen gehört haben. Dort hineinzukommen, das wäre ein Meisterstück!«

»Also seid Ihr ein Einbrecher oder so etwas in der Art?«

»Das Handwerk, in dem ich mich übe, besitzt eine lange Tradition bei uns Zwergen und es ist kein Verbrechen, solange man es richtig macht. Mögt ihr Menschen Geschichten?«

»Ja, bitte!«, rief Melinde, die sich bei Hedda untergehakt hatte. »Was auch immer dabei hilft, durch diese Dunkelheit zu kommen.«

»Ah, wie wunderbar! Denn bald werden wir Tiefen erreichen, in denen ich euch alle auffordern werde, leise zu sein. Denn dort unten kann man nie wissen, was auf einen lauert, und da man nicht viel sehen kann, muss man sich auf sein Gehör verlassen. Jedenfalls war da mal der Zwerg Garmuth. Schon mal von dem gehört? Nein? Nicht schlimm. Dieser hatte einen enormen Schatz angesammelt. Er war nämlich Gemmschneider und auch wenn er viele seiner Werke handelte und gegen die Arbeiten anderer Zwerge eintauschte, so war er doch sehr bemüht darum, seine kostbarsten Arbeiten für sich zu behalten. Daher ließ er Schleifer und Schürfer, Graber und Baumeister kommen, seine Behausung auszuweiten und zu sichern und mit geheimen Gängen auszustatten. Garmuth

bezahlte die Arbeiter mit seinen Gemmen und ließ sie schwören, niemandem von den Gängen zu erzählen. Und dort wollte er alleine hausen und seinen Schatz sichern bis zum Ende seiner Tage.«

Melinde schüttelte den Kopf. »Auf was für Ideen ihr Zwerge kommt.«

»Thordstum, Sohn der Drodstinni, erfuhr von Garmuth und seinem Reichtum. Schon mal von Thordstum gehört? Nein? Auch wenn die Arbeiter kein Sterbenswort von sich gaben, so waren doch die Gemmen und die Handwerkskunst von Garmuth wohlbekannt. Jedenfalls machte sich Thordstum auf zum Hort von Garmuth und hier wird die Geschichte sehr lang und ausschweifend. Sie erzählt von Dingen, die euch wahrscheinlich unverständlich sein dürften, denn er musste sein ganzes Wissen über den Stein, die unterirdischen Wege und Fallen aufbringen. Schließlich fand Thordstum einen der geheimen Eingänge.«

»Dieser Garmuth war bestimmt nicht erfreut«, warf Piasus ein.

»Oh, es entwickelte sich alles zum Besten! Thordstum stahl nicht, vergriff sich nicht an Garmuths Gemmen und Schätzen oder tat ihm irgendein Leid an. Er setzte sich in die Mitte der Halle und wartete dort, bis der Herr des Hortes zufällig vorbeikam. Als Garmuth den Eindringling sah und aus Grimm schon die Klagen zückte, da hob Thordstum die Hände ...«
Barutz blieb stehen, drehte sich zu ihnen um und zeigte ihnen seine offenen Handflächen. »... und er sprach: ›Edler Garmuth, du kannst mich umbringen und hättest auch jedes Recht dazu. Nur wisse, ich fand Wege in deinen Hort, die auch jemand, der böse Absichten hegt, finden könnte. Und

wenn du mich umbringst, dann wirst du nie erfahren, wie ich Eingang fand, und diese Tür wird allen Schurken offenstehen.« Das waren die Worte von Thordstum. Und daraufhin ließ sich Garmuth zeigen, wo Thordstum hineinfand und nachdem er ihm den Schwur abnahm, niemandem von diesen Wegen zu erzählen, entlohnte der Gemmenschneider Thordstum. Und so entstand die Profession des Abklopfers.«

Piasus lachte laut auf, es hallte durch den Höhlengang. »Das heißt, Ihr brecht in die Behausungen anderer ein und erwartet dann, von ihnen bezahlt zu werden. Ha! Ich mag dieses Volk. Es steckt voller Überraschungen.«

Barutz schmolle beleidigt. »Es ist ein ehrenwertes Handwerk! Die meisten Abklopfer werden direkt von den Besitzern des Hortes angeworben und bekommen den Auftrag, jede Schwachstelle zu finden. Jemand muss diese Aufgabe übernehmen!«

»Aber ist es nicht gefährlich?«, fragte Melinde. »Ihr spracht von Fallen.«

»Lassen wir dieses Gehabe«, erwiderte Barutz brüsk. »Ich bin kein Herr, habe weder meinen eigenen Hort, noch eine Frau oder sonst etwas, das es verlangen würde, mit ›Ihr‹ angesprochen zu werden. Und ja, es ist gefährlich. Darum ist die Zahl der tatsächlich erfolgreichen Abklopfer nicht besonders groß.« Barutz lächelte. »Das bedeutet: weniger Konkurrenz.«

»Und was hast du dann beim Meister Svorgir getan? Er scheint mir eher wie ein Gelehrter.«

»Das ist er auch. Er kennt sich bestens mit dem Stein und den Elementen unterhalb der Erde aus. Für mein Handwerk braucht man ein helles Köpfchen und da sind Lehrstunden beim

Meister Svorgir genau das Richtige. Außerdem muss jeder Zwerg wissen, wie man einen Vertrag richtig abschließt. Auch damit kennt sich der Meister bestens aus. Aber ...« Barutz breitete die Arme aus. »... Es tut gut, mal wieder durch die Höhlenwelt zu reisen und sich die Beine zu vertreten!«
»Das ist bestimmt nicht der einzige Grund«, meinte Simund.
»Du willst unbedingt in diesen Hort einbre... eindringen, oder?«

»Es könnte mich berühmt machen!«, antwortete Barutz. »Oder für den Fall, dass die gesamte Familie bereits tot ist, kann ich mir greifen, so viel ich tragen kann und es den Verwandten verkaufen, sollten sie noch welche haben. Und wenn es die auch nicht gibt, dann gehört alles mir!«
Melinde schnappte nach Luft. »Das ist grausam! Wir sollten doch hoffen, dass sie alle noch am Leben und wohlauf sind!«
»Oh, du zartes Menschlein«, sagte Barutz. »Das hier unten ist nicht deine Welt.«

Ihr Weg führte sie tiefer ins Erdinnere. Es wurde merklich wärmer, aber auch stickiger. Das leichte Schimmern der Kristalle half, mit den Füßen nicht im Dunkeln zu tappen. Sie gingen einen schmalen Weg entlang, zu einer Seite eine Felswand, zur anderen ein unterirdischer See. Simund hatte Melinde an der Hand genommen, denn der Weg konnte jederzeit steil abfallen und sie geradewegs in den See fallen lassen. In einem Moment dachte Simund daran, was für eine dumme Idee es gewesen war, seine Schwester mitzunehmen. Es bereitete ihm Schwierigkeiten, einen Fuß vor den anderen zu setzen und nicht abzurutschen. Dann musste er feststellen, wie sicher sie sich fortbewegte. Es hätte ihn nicht überraschen sollen;

seine Schwester war es gewöhnt, sich unter schlechten Sichtverhältnissen zurechtzufinden.

»Davon werden wir uns eine Weile ernähren können«, sprach Barutz leise, da das Wasser die Stimmen weit tragen konnte.

»In dem See sind Fische und andere essbare Tiere. Bei Gelegenheit werden wir auch unsere Wasservorräte auffüllen.«

»Wie groß ist dieser See?«, fragte Rodried, der sich fast schon an die Wand drückte. »Und wie tief ist er?«

»Ich bin kein Taucher«, antwortete Barutz, »aber bin schon mit dem Boot über manchen unterirdischen See gefahren.

Welche Ausmaße dieser misst, kann ich nicht sagen. Es könnte sich um ein ganzes Meer handeln. Ich höre keine Wände auf der anderen Seite, die das Echo meiner Stimme zurückwerfen. Aber schwimmen oder Boot fahren müssen wir wahrscheinlich nicht.«

»Ist das Nebel?«, fragte Hedda. »Steigt dahinten etwa Nebel auf?«

Sie alle standen still und starrten auf den See hinaus, soweit das Licht der Kristalle es ihnen erlaubte.

Tatsächlich waberten einzelne Nebelschwaden an das Ufer.

Simund spürte, wie es kälter wurde.

»Still«, sprach Barutz. »Geht leise weiter.«

»Was ist das?«, fragte Hedda.

»Leise!«

Es klang wie Trommeln. Ein rhythmisches Schlagen irgendwo auf dem Wasser. Der Nebel wurde dichter und verschluckte die Trommelgeräusche, so dass es schwieriger wurde, die Entfernung genau einzuschätzen.

»Jetzt mal wirklich«, sagte Piasus mit gedämpfter Stimme.

»Was soll das sein? Ist das normal? Womit haben wir es hier

zu tun?«

»Geht einfach still weiter!«, antwortete Barutz barsch.

»Wenn sie uns nicht hören, wird uns auch nichts passieren!«

Und da geschah es. Rodried rutschte am Stein ab, sein Fuß tauchte ins Wasser und er stieß einen kurzen, erschrockenen Schrei aus. Sofort war Hedda bei ihm und hielt ihn fest. Mit ihrer Bärenkraft zog sie den schweren Rodried heraus.

Ein Licht erschien auf dem See, das Trommeln wurde schneller und Simund konnte hören, wie sich etwas im Wasser bewegte.

»Lauft!«, rief Barutz.

Simund packte Melinde. Sie japste und hielt sich sogleich den Mund mit den Händen zu. Er folgte Barutz' und Piasus' Lichtern. Hinter ihm hörte er Rodried fluchen. Dann stolperte er über einen Stein, wäre selber beinahe hingefallen und mit Melinde in den See gestürzt.

Plötzlich waren die Lichter vor ihm verschwunden. Ein kurzer Blick nach hinten: Hedda und Rodried waren ihm dicht auf den Fersen. Er wusste nicht, was mit Barutz und Piasus war. Doch es war keine gute Idee, mit dem Laufen aufzuhören. Gerade als er glaubte, das Trommeln würde beängstigend nahekomen, wurde er am Arm gezogen und hinunter gedrückt.

»Verdecke das Licht!« Es war Piasus, der neben einem flachen Stein hockte. Hedda und Rodried folgten sogleich. Barutz bedeutete ihnen, sich ebenfalls in Deckung zu begeben.

Sie alle hielten den Atem an. Wegen der Beschaffenheit der Höhle und des den Klang verschlingenden Nebels erschien das Trommeln mal fern, mal nahe.

Ein Lichtstrahl leuchtete vom Wasser aus auf die gegenüberliegende Felswand. Er suchte nach ihnen, schien ihnen vor die Füße und um die Felsen herum, hinter denen sie

sich verkrochen hatten. Fest an ihn gedrückt, spürte Simund den Herzschlag seiner Schwester. Als das Licht kurz verschwand, konnte er seine Neugierde nicht zügeln. Er wagte es, hinter dem Fels hervorzuspähen.

Er sah ein Boot und eine Mannschaft aus Knochen. Es war, als hätten die Toten selbst das Schiff gebaut und befahren nun die unterirdischen Gewässer. Die Skelette bedienten die Ruder, am hinteren Ende des Bootes schlug ein anderes die Trommeln. Als das Skelett vorne auf dem Boot mit der Lampe in seine Richtung leuchtete, zog sich Simund schnell wieder zurück.

Nach Minuten, die endlos schienen, verschwand der Nebel, das Trommeln wurde leiser.

»Ist es vorbei?«, fragte Rodried und lugte vorsichtig um den Felsen. »Es tut mir leid. Ich hätte besser aufpassen sollen.«

»Das hätte jedem passieren können«, sagte Melinde.

»Besser, es wäre nie passiert!«, schimpfte Barutz. Er stand auf und schaute auf den See. »Dankt euren Göttern, dass es vorbei ist. Sie sind weitergezogen.«

»Dürfen wir jetzt endlich erfahren«, sprach Piasus, »wovor wir da gerade panisch weggelaufen sind?«

»Die Toten«, sprach Simund. »Die Toten befahren diesen See.«

»Was? Junge, mache mir bitte nicht unnötig Angst.«

»Er hat recht«, sagte Barutz. »Wir sind hier dem Reich der Toten so nahe, wie ein Sterblicher ihm je nahekommen könnte. Es heißt, diese Seen seien direkt mit dem Totenreich verbunden. Was sie hier wollen, das kann ich nicht sagen.« Barutz strich sich über den Bart und blickte ernst auf den See hinaus. Dann leuchteten seine Augen auf und mit einem

Heilige Bastarde, Alexander Naumann 234

Grinsen sprach er: »Willkommen in meiner Welt!«

Kapitel 30, Simund

Piasus hockte vor dem dunklen Wasser, eine Angel in den Händen. Ein paar Schritte entfernt stand Simund, unschlüssig, wie er den Mann, der ihm noch immer ein Fremder war, ansprechen sollte.

»Hier auf dem Steinboden hört man jeden Schritt«, sprach plötzlich Piasus. »Barutz sagt uns immer: Vorsichtig treten, leise gehen! Es dürfte nicht leicht sein, sich hier unten an jemanden anzuschleichen. Was gibt es?«

»Äh«, brachte Simund hervor. »Hedda meinte, wir sollten nicht alleine bleiben. Kann ich mich dazusetzen?«

»Natürlich. Alles ruhig hier, kein Fisch hat bisher angebissen. Ich zweifle sogar, ob in diesen Seen überhaupt etwas herumschwimmt. Abgesehen von Knochenschiffen.«

Simund setzte sich neben ihn, während Piasus müde auf das Wasser blickte und gähnte.

»Ich weiß nicht«, fuhr Piasus fort, »wie die Zwerge das mit dem Schlafen hinbekommen. Es gibt hier keine Sonne, die einem sagt, wann es Zeit ist, die Augen zuzumachen.

Stattdessen ewige Nacht. Wie wissen die überhaupt, wann sie aufstehen sollen?«

»Sie sind keine Menschen«, gab Simund zur Antwort.

»Sicherlich, sicherlich.«

Und damit trat Schweigen zwischen die beiden. Kurz zuckte Piasus zusammen, zog an der Angel. Dann schüttelte er den Kopf und hielt sie weiter lustlos fest.

Jetzt oder nie, dachte sich Simund.

»Ich wollte dich etwas fragen.«

»Klar, worum geht es?«

»Warum bist du hier?«

Piasus sah ihn mit hochgezogener Augenbraue an. »Das haben wir doch schon auf dem Weg hierher besprochen. Ich ließ den Vertrag prüfen, nun bitten wir die Verwandten von Tiuz um Unterstützung. Dann, wobei ich nicht weiß, ob ihr noch mitmachen wollt an unserem tollen Abenteuer, befreien wir den Zwerg aus den Fängen des Tyrannen von Tyon und erfahren, was die Schwachstelle von Hartried ist. Was für ein vertrackter Plan.«

»Das ist mir klar. Aber was sind deine Beweggründe?«

»Du willst wissen, was ich für ein Mensch bin, oder? Willst mich richtig einschätzen können, richtig? Kann ich dir nicht übelnehmen. Man muss ja wissen, mit wem man es zu tun hat. Also, wo fange ich an ...«

»Ist das denn eine so lange Geschichte?«, fragte Simund. *Das wäre eigentlich nicht anders zu erwarten bei diesem Schwätzer.*

»Ich habe ein paar Tage in Tyon verbracht, verkleidet als ein berühmter Philosoph. Dazu musste ich diesem Philosophen, genannt Thodius, nur ein paar Tage lang folgen und ihm zuhören. Nachdem ich die grundlegenden Lehren verinnerlicht hatte - fiel mir nicht schwer, war nichts Kompliziertes -, machte ich den guten Thodius betrunken und brachte ihn auf das falsche Schiff. Mittlerweile dürfte er in Tyon schon lange angekommen sein und erfreut sein zu hören, dass ich ihn gut vertreten habe.«

»Was für ein gemeiner Plan«, fand Simund, doch musste er Piasus zugestehen, dass er schlau vorgegangen war.

»Ah, das habe ich schon bei euch Merowa festgestellt: Ihr versucht immern so ehrlich zu sein und euch ehrenhaft zu geben. Dabei kann so ein ›gemeines‹ Vorgehen die beste

Lösung sein und auch die wenigsten Opfer kosten. Ich wette, du würdest eher den Tyrannen im Zweikampf bekämpfen wollen, um Tyon zu befreien. So macht ihr das doch, oder? Aber ihr habt auch eure Geheimnisse, eure Ränkespiele. Nur könnt ihr sie schlechter verstecken. Ich sehe es doch.« Piasus zeigte mit dem Finger auf Simund. »Du verheimlichst auch etwas. Das sehe ich ganz genau!«

Simund wusste nicht, ob er empört aufstehen und gehen sollte.

Piasus nahm den Finger aus seinem Gesicht und wandte sich wieder dem See zu. »Jedenfalls verbrachte ich ein paar Tage in der Stadt. In der Öffentlichkeit versuchten die meisten Bürger, sich nichts anmerken zu lassen. Wenn sie aber allein waren, wenn die Weinfässer erst einmal rollten, dann erfuhr man von Ängsten und Sorgen. Der König ist ein Tyrann und unterdrückt sein Volk, wo er nur kann. Seine Herrschaft besteht aus immer neuen Feldzügen und drastischen Strafen, selbst bei den kleinsten Vergehen. Und als das Volk begann, aufzubegehren, beschnitt er ihre Redefreiheit. Doch leider ist er auch ein hervorragender Heerführer. Oh, jetzt habe ich bestimmt schon wieder zu weit ausgeholt.«

»Das macht nichts«, meinte Simund. Dieses Mal machte es wirklich nichts, er konnte mit dem Volk von Tyon mitfühlen. Sich vorzustellen, dass Hartried ebenfalls jede Kritik an ihm verböte und grausame Strafen einführte ...

»Und dann traf ich dort diesen Zwerg. Das hatten wir schon. Er war ein Sklave dieses Tyrannen. Und ja ... ich hatte Mitleid. Du musst wissen, ich war ebenfalls mal Sklave. Mein Herr hatte mich gekauft.«

»Ich hatte keine Ahnung. Das, äh, das tut mir leid.«

Vielleicht hatte er Piasus falsch eingeschätzt. Als was eigentlich? Er hielt ihn für zu schlau, vielleicht hinterhältig und für einen Schwätzer. Eigentlich traf das alles noch immer zu. Aber die Beweggründe hinter den Taten dieses Mannes und seine Geschichte zu hören, ließen ihn in einem neuen Licht erscheinen. Er sollte in Zukunft vorsichtiger mit seinem Urteil sein.

»Hier in Merow sind mir keine Sklaven aufgefallen. Nennt ihr sie anders? Sie haben Tiuz als Sklaven verkauft, also ist das Konzept hier nicht unbekannt.«

»Cherus verbot die Sklaverei«, antwortete Simund. »Freie Menschen sollten das anderen nicht antun, meinte er.«

Piasus nickte. »Nichts für ungut, aber das ist eine der ersten weisen Taten, die ich von diesem Gott höre.

Jedenfalls bin ich auch im Auftrag meines Herrn hier, der früher mein Käufer war. Das war mein Glück. Ein anderer Käufer hätte mich in einem Steinbruch zu Tode schuften lassen oder ich wäre in einer Arena umgekommen. Nicht, dass ich die Sklaverei schönreden will, aber von ihm wurde ich wenigstens anständig behandelt, musste nur einen Teil meines Gehaltes abgeben. Und als ich mich freigekauft hatte, entschloss ich, ihm weiter zu dienen. Tiuz hat in der Hinsicht auch etwas Glück. Solange er seine Arbeit macht, wird der Tyrann ihm kein Leid antun. Hoffe ich. Aber ich kann seine Sorgen nachvollziehen. Zwar bin ich nicht in der Lage, jeden Sklaven der Welt zu befreien, aber vielleicht gelingt es uns ja bei diesem einen. Und wir haben auch noch was davon.«

Als Piasus vorhin noch von der Treue zu seinem Herrn sprach, gefiel ihm das sehr. Jedem Merowa hätte das gefallen. Dass

die Mykerios, dieses Volk aus dem Süden, möglicherweise auch viel auf die Treue gaben, das hatte Simund nicht erwartet. Vielleicht hatten beide Völker doch mehr gemein, als er zuvor vermutete. Eigentlich wusste er nichts über Piasus und die Menschen aus seiner Heimat, nichts über ihre Tugenden und was ihnen wichtig war. Er sollte sich schämen, unwissend ein Urteil zu fällen.

»Nun bin ich an der Reihe«, riss Piasus ihn aus den Gedanken. »Ich will auch mal was fragen.«

»Äh, natürlich.«

Piasus drehte den Kopf zu ihm. »Wenn es nicht zu viel verlangt ist. Wie ist das abgelaufen, damals mit deiner Sippe und Hartried? Deine Familie wurde ja ausgelöscht, bis auf Melinde.«

Simund legte sich auf den harten Stein und schloss die Augen. Im Geiste sah er wieder das brennende Fürstenhaus, das ihn und Melinde zu begraben drohte. Er hörte die Schreie seiner Verwandten, allen voran seiner Mutter, draußen auf dem Hof. Bis sie verstummten.

»Ein bisschen kompliziert«, bemerkte Simund.

»Wir haben Zeit.« Piasus wippte mit der Angel. »Das dauert noch, schätze ich.«

»Nachdem Cherus das Land von den Untoten befreit hatte, ließ er die versammelten Fürsten seinen Nachfolger wählen. Es sollte Doderried sein, vom Stamme der Haldever. Sein treuester Freund. Dann verschwand er.«

»Einfach so?«, unterbrach ihn Piasus. »Hat er sich auch richtig verabschiedet?«

»Nicht wirklich. Aber er soll den Anwesenden seine göttliche Gestalt offenbart haben.«

»Warst du dabei?«

»... Nein«

»Wie ist das abgelaufen?«

»Ich weiß es nicht. Doch alle waren davon überzeugt, dass Cherus ein Gott war. Sie haben etwas ... gesehen. Etwas, das sie nicht beschreiben konnten. Doch alle erzählten von einem gleißenden Licht, welches es ihnen schwer machte, den Gott auch nur anzuschauen. Und das Gefühl, etwas Großem gegenüberzustehen, bei dem man sich nur klein und ... sterblich fühlen konnte.«

Piasus nickte bedeutungsvoll. »Trotzdem, schwer zu glauben. Und was geschah danach?«

»Doderried herrschte ein paar Jahre lang. Dann wurde er krank und verstarb. Und wieder ging es darum, einen neuen König zu wählen. Die Haldever stellten einen der ihren zur Wahl. Meine Sippe wollte mich vorschlagen, weil ich der einzige Sohn von Cherus war, der aus der Ehe mit einer Fürstentochter stammte. Jedoch war ich gerade mal fünf. Dann kam Hartrieds Sippe. Man kannte Hartried, neu war aber, dass er auch eine Fürstentochter geheiratet hatte. Manche glaubten, das sei nicht rechtens gewesen.«

»Ha! Er hat sich einfach in eine feine Gesellschaft eingeheiratet!«

Simund ignorierte diese Bemerkung. »Es kam zu keiner Wahl. Stattdessen begann das Morden. Die Fürsten waren sich uneins, Dispute wurden mit blutiger Klinge beigelegt. Zuerst waren die Haldever dran. Dann unser Geschlecht. Wir beide sind die einzigen, die übrig geblieben sind. Der Fürst von Spatensturz war ein Verbündeter unseres Geschlechts und versteckte uns. Hedda hatte uns zu ihm gebracht, konnte aber

den Untergang unserer Sippe nicht verhindern.«

»Und nun ist die Zeit reif.«

Simund richtete sich auf und sah Piasus fragend an. »Was?«

»Darum bist du doch jetzt hier, oder? Du bist alt genug, um selber König zu werden. Oder worum geht es dir? Um Rache?

Ist es das?«

»Ich ... ich weiß es selber nicht.«

»Nun, du hast mich nach meinen Beweggründen gefragt, also darf ich jetzt wohl erfahren, wie es um deine bestellt ist.«

»Ich weiß es wirklich nicht.«

»Hast du Angst, gegen Hartried zu kämpfen?«

Ja, das hatte er. Simund nahm den Blick von Piasus und starrte lieber auf das Wasser hinaus. Er wollte es nicht aussprechen, aber er fürchtete sich tatsächlich davor, Hartried direkt gegenüberzustehen.

»Das kann ich verstehen. Ich habe ihn auf dem Schlachtfeld erlebt, als ein Bund von Stadtstaaten vom Goldsee gegen die Stämme der Merowa Krieg führte. Hartried brach mit seinem Hirsch in unsere Reihen. Sein Hirsch spießte Männer auf, deren Namen ich kannte, während er seinen Speer warf, der Schilde und Rüstungen durchbrach und wie durch Zauberhand wieder zu ihm zurückfand. Unsere Klängen prallten an ihm ab, als wäre sein Körper aus Eisen. Ich war nicht weit entfernt, habe es mit meinen eigenen Augen gesehen.« Piasus schüttelte den Kopf. »Das klingt vielleicht wie eine schwache Ausrede. Aber als alle anderen die Beine in die Hand nahmen, musste ich einfach auch fliehen. Was hätte ich alleine ausrichten können?«, sprach er mit einem müden Lächeln.

Piasus erschrak, denn die Angel zuckte.

»Ich glaube es nicht, da beißt ja wirklich einer an!«

»Ist es ein Großer?«

Piasus stand auf und stemmte sich gegen die Angel. »Fühlt sich kräftig an, der gibt sich ja richtig Mühe!«

Simund packte mit an und gemeinsam zogen sie einen Fisch aus dem dunklen Wasser, von einer Größe, die Simund nicht erwartet hätte.

Kapitel 31, Simund

Barutz hatte sogar Kohle eingepackt. Er sagte, dass sie nicht jeden Abend in der Lage sein würden, sich ein Feuer zu machen und eine warme Mahlzeit zu genießen. Da Piasus aber einen dicken Fisch gefangen hatte, nutzten sie die Gelegenheit, ihren Vorrat an Pökelfleisch aufzusparen.

»Eines wollte ich dich noch fragen«, sprach Simund Piasus an.

Piasus war gerade dabei, den Fisch über das Feuer zu halten.

»Was ist?«

Die anderen blickten etwas verwirrt Simund und Piasus an. Der freundliche Umgang der beiden miteinander überraschte sie wohl.

»Als was hast du eigentlich für deinen Herrn gearbeitet? Du hast gesagt, dass du Geld für dich behalten konntest. Und irgendwann hattest du dich freigekauft. Also, was war es?« Piasus holte tief Luft. »Ich glaube, das muss ich erst erklären.«

»Worüber redet ihr?«, fragte Rodried.

»Das will ich jetzt auch wissen«, mischte sich auch Hedda ein. »Du hast bisher immer gesagt, du arbeitest für deinen Herrn. Nun sollst du aber früher als etwas anderes gearbeitet haben?«

»Gut, gut. Rodried, übernimm du bitte den Fisch. Ich brauche möglicherweise freie Hände. Und zwar ... das sagt euch vielleicht nichts. Ich war Masseur.«

Piasus blickte in die Runde, wartete die Reaktion ab. Der Begriff war Simund tatsächlich unbekannt.

»Ein was?«, fragte er.

»Wusste ich es doch! Ein Masseur! Ihr kennt das, wenn ihr

eine Stelle habt am Arm oder an der Schulter. Oder ein Muskel schmerzt, dann reibt ihr ihn, damit es sich besser anfühlt, richtig?« Er machte es an einer seiner Schultern vor.

Sie nickten.

»Und daraus kann man einen ganzen Beruf machen. Ich war recht gut darin.«

»Damit lässt sich Geld verdienen?«, fragte Rodried.

Barutz saß die ganze Zeit mit verschränkten Armen da, als weigere er sich, an diesem Gespräch teilzuhaben.

»Oh ja, ich war sehr gefragt. Hedda, meine Liebe, du trägst doch schon die ganze Zeit all dieses Gepäck mit dir herum. Dein Rücken ist doch bestimmt sehr verspannt, oder?«

»Worauf willst du hinaus?«, fragte die Angesprochene.

Piasus stand auf. »Ich biete dir eine kostenlose Behandlung an. Mach die Schultern bitte frei.«

Hedda zuckte mit besagten Körperteilen und tat wie geheißen, woraufhin Piasus hinter ihr Platz nahm und begann, Heddas Schultern mit seinen Fingern zu bearbeiten.

»Normalerweise nehme ich dazu ein paar Öle«, erklärte Piasus. »Was ich noch nicht erzählt habe: Ich arbeitete nicht nur als Masseur, sondern nutzte meine Nähe zu den Kunden auch zum Vorteil meines Herrn aus. Nichts Schlimmes. Ich tat ihnen kein Leid an. Nur plauderte ich mit ihnen, führte ein Gespräch, wann immer es möglich war. Ihr glaubt nicht, wie viele bei dieser Behandlung einschlafen. Wie gesagt, ich führte auch leichte Unterhaltung, sogar bei Feinden meines Herrn. Politik, nichts weiter. Ich war sozusagen sein Ohr.«

Die Gruppe war nun still geworden und schaute Piasus

interessiert bei der Arbeit zu. Hedda hatte die Augen geschlossen, den Kopf leicht zur Seite geneigt. *Es zeigt wohl seine Wirkung*, dachte sich Simund. Piasus drückte mit seinen Daumen zu oder ließ seine Handballen zwischen Heddas Schulterblättern kreisen. Dann griff er ihre Schultern, fasste ihren Nacken, während sie alles still über sich ergehen ließ.

Piasus hatte seinen Blick gemerkt, der wahrscheinlich etwas zu voyeuristisch wurde, und zwinkerte ihn wissend an. Simund fühlte sich ertappt.

Plötzlich sprang Rodried auf. »Herr Piasus«, sagte Rodried, »Ihr müsst mich unbedingt in euer Handwerk einweisen.

Melinde ... würdest du bitte ...«

»Setz dich wieder«, befahl Simund und rückte ein Stück näher an seine Schwester heran.

Melinde hielt die Hand vor dem Mund, er hörte sie aber deutlich kichern. Auch Piasus stimmte in ihr Lachen mit ein.

»Das reicht«, sagte Hedda und stieß Piasus von sich. »Wir haben es verstanden. Das war also dein Beruf, bevor du Sklavenbefreier und Königsstürzer wurdest. Was hätte mich das gekostet?«

»Dich?«, fragte Piasus mit einem Lächeln und nahm vor dem Feuer Platz. »Oh, ich habe dir so viel zu verdanken, für dich gäbe es die Behandlung umsonst. Übrigens, wollen wir uns jetzt um den Fischfang kümmern, den ich so behände der See entrissen habe?«

Rodried beugte sich über die Feuerstelle und pustete. »Gebt mir noch etwas Zeit.«

Melinde erhob sich. »Darf ich den Fisch mal sehen?«

Alle schauten sie verwundert an.

»... Wieso nicht?« Rodried reichte ihr den Fisch hinüber. Melinde legte den Fang auf den Boden und riss ihn auseinander. Die bloßen Finger gruben sich in das dampfende Innere, Fischfleisch verteilte sich über den Steinboden.

»Bei den Göttern!«, entfuhr es Piasus. »Was machst du mit unserem Essen!«

Er sprang auf und wollte sie aufhalten. Simund jedoch ging dazwischen und hielt ihn fest.

»Die Götter wollen ihr etwas mitteilen. Lass sie nur machen.«

Er blinzelte ihn an. »Du meinst ... sie wird aus dem Fisch etwas lesen?«

Simund nickte. Jedenfalls glaubte er das. Bisher waren es immer Vögel.

»Aber«, protestierte Piasus, »den habe ich gefangen. Das wollten wir essen.«

»Ja, das verstehe ich.« Simund drehte sich zu Melinde um, die noch immer damit beschäftigt war, den Fisch auseinanderzunehmen. »Ich bin auch schon mit hungrigem Magen ins Bett gegangen, aber dafür um eine Weissagung weiser. Es könnte wichtig sein.«

Unbemerkt hatte sich Barutz neben ihn gestellt. »Ist ja schön, dass ihr alle wisst, was das Mädchen da befallen hat. Aber mich Zwerg müsst ihr dann doch einweisen.«

»Melinde sieht in den Eingeweiden von Tieren die Zukunft«, erklärte Simund. »Oder eher einen Teil davon. Eine ungefähre Ahnung.«

»Meistens schlechte Dinge«, ergänzte Rodried.

»Ah!«, gab sich Barutz erstaunt. »Ich hörte davon. Die seherischen Fähigkeiten der Menschen. Sehr faszinierend. Ich

scheine auf dieser Reise etwas Neues lernen zu dürfen. Und, wie lange will sie noch in unserem Essen pulen?«

»Ich bin fertig«, erwiderte Melinde. Sie klang außer Atem, als hätte die Eingeweideschau sie körperlich angestrengt.

Mit einem Seufzer richtete sie sich auf, wandte sich an Simund, fasste ihn an den Schultern und sah ihn

durchdringend mit ihren blassen Augen an. »Nachdem du ertrunken bist, musst du ins Licht gehen.«

Verdutztes Schweigen. Simund war entsetzt. Was konnte es nur bedeuten, ins Licht zu gehen, nachdem er ertrunken war?

Moment. Ich werde ertrinken?!

»Das ist etwas Schlechtes?«, fragte Barutz. »Oder?«

Die ganze Nacht über schwirrten diese Worte Simund im Kopf umher und hinderten ihn am Einschlafen. Stattdessen starrte er ins Leere, bis Barutz' innere Uhr den Zwerg erwachen ließ und er sie aufforderte, weiterzumarschieren.

Müde trottete er durch den Gang. Eine schmale Höhle, das fahle Licht der Kristalle erhellte die Wände. Sie erlaubten es sich, etwas unvorsichtig zu sein und in loser Formation zu reisen. Melinde befand sich vorne bei Hedda. Ihre Plauderei drang bis zu ihm. Barutz wollte die Reisegruppe anführen und marschierte vorneweg.

»Mein Beileid«, begann Piasus. Er und Rodried bildeten das hinterste Grüppchen. »Du weißt, die Vision von Melinde.«

»Mache dir keine Gedanken«, erwiderte Simund. »Ich bin zuversichtlich, dass es gut ausgehen wird.« *Wirklich?*, dachte sich Simund. *Daran hörte sich gar nichts gut an.*

»Ich wollte dich noch etwas fragen. Dir ist bestimmt schon Heddas ungewöhnliche Stärke aufgefallen.«

»Ja«, antwortete Simund.

»Ist das normal bei den Brega?«

»Natürlich nicht.«

»Und woher kommt das dann? Weil sie von Cherus abstammt?«

»Man sagt«, sprang Rodried für Simund ein, »dass alle Kinder von Cherus Kräfte besitzen, die seinen ähnlich sind. Hedda erhielt seine Stärke. Melinde soll seine Voraussicht bekommen haben. Cherus wurde, so sagen sie, in Menschengestalt geboren, weil er voraussah, dass die Scharen der Untoten und ihre Meister unser Land heimsuchen werden. Als er Kinder bekam, ging ein Teil von ihm auf sie über.«

»Aha«, gab Piasus von sich. »Was ist mit den anderen?«

»Hartried soll unverwundbar sein. Bisläng galt das als sicheres Zeichen seiner Herkunft. Wenn der Zwerg aber recht hat ...« Er zuckte mit den Schultern. »Dann gibt es da noch diesen Sartur. Manche halten ihn für einen böartigen Zauberer, der sich mit dunklen Kräften aus den Tiefen des Waldes eingelassen hat. Er besitzt die Macht der Stimme, sagen sie. Er kann jemandem seinen Willen aufzwingen, indem er mit ihm spricht. Zwielfichtige Gestalt. Dann wäre da noch Gunlaug, der Bruder von Hedda. Man ist sich nicht sicher, welche Kraft er erhalten haben soll. Gunlaug hat noch nichts Aufsehenerregendes getan. Manche vermuten, er verfüge über Cherus' diplomatische Fähigkeiten. Cherus war dafür berühmt, die Stämme der Merowa zu vereinen und dabei kaum Blut zu vergießen.«

»Und da fehlt noch einer«, bemerkte Piasus und schaute auf Simund.

»Ja, unser Gottessohn hier. Simund ...«

»Wir wissen es nicht«, sprach Simund schneller, als ihm lieb

war. Gerne hätte er das Thema damit beendet.

»Nun«, begann Rodried. »Simund ist noch jung und hatte kaum die Gelegenheit, sich zu beweisen.«

»Mal sehen ...« Piasus fasste sich mit der Faust ans Kinn.

»Cherus hatte viele Frauen. Vielleicht hat Simund ja ein Händchen für die Damenwelt.«

Simund musste sofort an die Tochter des Fürsten denken, Arwinne. Ihr braunes, dichtes Haar kam ihm in den Sinn und ihre schlanke Gestalt.

»Ich dränge ihn schon eine Weile darauf«, sprach Rodried über seinen Kopf hinweg, »sich endlich mit meiner Schwester zu verloben.«

»Ach was.« Piasus grinste anzüglich. »Ich wusste es doch! Aber Simund, vielleicht solltest du noch etwas warten und deine ›Kraft‹ so lange nutzen, wie du kannst, und dich nicht gleich vermählen.«

»Wie meinst du das?«, fragte Rodried.

»Solange er noch jung ist, sollte er sich austoben. Du weißt schon. Sich nicht gleich binden, sondern noch etwas die eigene Freiheit genießen. Mit mehr als einem Mädchen.«

»Nein«, widersprach Rodried. »Er sollte Arwinne wirklich heiraten.«

»Ist meine Meinung überhaupt gefragt?«, erboste sich Simund, was die beiden nur zum Lachen brachte.

Dann stießen sie auf Hedda und auf Melinde. Hedda schaute in einen Tunnel hinein, der sich vor ihnen abzweigte.

»Was ist?«, fragte Piasus.

»Barutz hat etwas gesehen«, antwortete Hedda.

Der Zwerg stand ein paar Schritte entfernt. Langsam, Schritt für Schritt bewegte er sich immer weiter in den Tunnel

hinein. Den Kristall musste er versteckt haben, denn kein Licht erhellte den Weg vor ihm. Seine Umrisse verschwanden in der Dunkelheit.

Dann leuchtete sein Kristall wieder auf und er kehrte eilig zurück.

»Japp, da ist etwas. Meine Augen mussten sich erst an die Dunkelheit gewöhnen, aber da hinten ist auf jeden Fall ein Eingang. Nicht natürlich und definitiv von kundiger Hand geschlagen. Was sich dahinter verbirgt, das weiß ich nicht.« Er rieb die Hände aneinander und grinste. »Und? Neugierig?« »Sind wir schon da?«, fragte Piasus. »Oder was soll das sein?«

»Nein, nein. Wir sind noch lange nicht da. Ich habe keine Idee, was das sein könnte. Aber es sieht interessant aus.« »Ist es gefährlich?«

»Weiß nicht. Könnte gefährlich oder mit Schätzen befüllt sein oder beides. Also, was ist?«

Die Menschen schauten sich gegenseitig an.

»Etwas interessiert es mich schon«, sprach Rodried. »Nicht unbedingt der Schätze wegen.«

»Ja, mich auch«, stimmte Hedda zu.

»Melinde?«, fragte Simund. »Hatte deine Vision etwas ... damit zu tun? Mit diesem Eingang?«

»Ich weiß nicht.« Sie schaute ihn nicht an, während sie antwortete. »Ich wünschte, ich könnte mehr sagen.«

»Wir können ja bis zum Eingang gehen«, meinte Piasus. »Und uns dann entscheiden. Kein Grund, es zu überstürzen.«

Sie stimmten zu und Barutz grinste sie freudig an.

Nach etwa zwanzig Schritten erschienen die Umrisse des offenen Einganges. In den Kröpfungen links und rechts vom

Eingang waren die Gebeine von Toten eingelassen. Auf dem Gesims reihte sich Schädel neben Schädel. Ein Ort der Toten, wie ihn Simund bisher nie gesehen hatte.

»Was sagt man dazu?«, bemerkte Barutz. »Wir Zwerge bauen so etwas nicht. Unsere Toten bestatten wir auf andere Weise.«

»Das ist auch nicht die Art, wie wir mit unseren Toten umgehen«, sagte Rodried. »Was ist das für ein Ort?«

»Simund.« Melinde packte ihn am Arm. »Was siehst du?«

»Der Eingang ... da sind überall Knochen und Schädel. Dahinter nur Finsternis.«

»Du weißt, was das ist«, sagte Melinde.

Alle drehten sich zu ihr um.

»Ein Tempel der Shaura, der Königin der Unterwelt.«

Kapitel 32, Simund

»Shaura, Shaura ...«, überlegte Piasus und tippte sich ans Kinn. »War das nicht die Frau des Totengottes?«

»Die Frau von wem?«, fragte Rodried. »Ist das einer eurer verrückten Südländergötter? Welcher Totengott?«

»Man sagt, sie sei neidisch auf die Lebenden«, erklärte Piasus, »weil sie auf der schönen grünen Erde wandeln dürfen. Und sie stiehlt die Toten aus dem Totenreich, über das ihr Gatte wacht, damit diese die Welt der Lebenden terrorisieren können. Sie war nie glücklich darüber, den Gott der Toten geheiratet zu haben, es ist ihr dort unten einfach zu dunkel und bekümmern. Das Ehepaar soll oft darüber streiten.«

Die Merowa schauten sich gegenseitig an.

»Also wir kennen nur Shaura«, sagte Rodried. »Ich weiß nicht, welche Geschichten ihr euch dort unten erzählt. Auch nicht, wen sie mal geheiratet haben soll.«

Piasus zuckte mit den Schultern. »Wir jedenfalls beten Shaura kaum an, sie hat keinen guten Ruf. Ihr müsst mir erklären, warum die Merowa ihr einen Tempel errichten würden.«

»Wir errichten ihr keine Tempel«, sagte Simund. »Jedenfalls keine Merowa, welche die Toten achten. Die Diener der Shaura waren die Nekromanten, gegen die Cherus gekämpft hatte. Das könnte einer ihrer versteckten Tempel sein. Versteckt deshalb, weil jeder ehrfürchtige Merowa eine solche Stätte umgehend zerstören würde.«

»Das ist alles toll«, sagte Barutz ungeduldig. »Also, wollen wir jetzt hinein? Oder gibt es da noch irgendetwas zu wissen?«

»Was glaubst du, dort drinnen zu finden?«, fragte Simund.

»In dem Tempel wird es nur Knochen geben.«

»Na, die werden uns wohl kaum aufhalten können, uns mal genauer umzuschauen, oder? Und ich wette, es gibt dort drinnen noch mehr zu finden als nur schnöde Gebeine. Also, was hält uns auf? Die Zeit haben wir, unsere kleine Reisegruppe ist gut vorangekommen.«

»Simund«, sprach ihn Hedda an. »Vielleicht sollten wir nachschauen, ob auch alles in Ordnung ist. Und ob von den Shaura-Priestern wirklich keine Gefahr mehr ausgeht.«

»Genau«, sagte Piasus und stieß Simund an. »Gerade du als einzig anwesender Sohn des Cherus solltest ein reges Interesse daran haben, dass die Feinde deines Vorfahren auch wirklich erledigt wurden.«

»Was hat das mit mir zu tun?«, fragte Simund, während er durch den Eingang geschoben wurde.

»Möchtest du nicht in die Fußstapfen deines göttlichen Vaters treten? Gewiss, es sind große Fußstapfen, vielleicht zu große. Aber möglicherweise hast du ja eine Disposition dafür, dich um die Untoten zu kümmern. Ja, es könnte Schicksal sein, dass wir gerade hier vorbeigekommen sind. Nicht wahr, Melinde?«

»Ist ja schon gut.« Simund schüttelte Piasus ab.

Sie traten hindurch. Vor ihnen lag ein langer, schmaler Gang. Unzählige Knochen lagen in den Wandnischen. Der Schein ihrer Kristalle erhellte die bleichen Gebeine: Schädel, Brustkörbe, Becken, Arme und Beine.

»Schon etwas unheimlich«, murmelte Rodried und hielt einen Kristall nahe an einen der Schädel. »Was passiert nur mit den Verstorbenen, wenn sie nicht ordnungsgemäß verbrannt

werden?«

»Wurde diese Tradition nicht deshalb eingeführt«, erwiderte Hedda, »damit die Überreste der Verstorbenen nicht von Nekromanten missbraucht werden können?«

»Das kann es nicht sein«, bemerkte Piasus. »Wir Mykerios verbrennen unsere Toten ebenfalls und wir hatten nie Probleme mit Nekromanten.«

»Es ist eine alte Tradition«, erklärte Barutz. »Es gibt sie schon länger, als es Merowa in diesen Wäldern gibt. Jedoch war es eine dumme Idee von eurem Volk, Menschen in Mooren zu bestatten. Ja, ich habe davon gehört, was auf der Oberfläche so los war.«

Sie traten aus dem Gang heraus. Fahles Licht fiel auf die Wände eines weiten, runden Raumes. Auch hier derselbe Anblick: überall Gebeine. In der Mitte des Raumes befand sich ein viereckiger Altar, geschmückt mit zahlreichen Schädeln. Abgesehen davon war dieser Raum leer. Nur ein weiterer Durchgang führte noch tiefer in den Tempel.

»Und?«, fragte Simund an den Zwerg gewandt. »Zufrieden? Gefunden, wonach du suchst?«

»Wir sind noch nicht durch!«, sprach der Zwerg und machte sich auf, den Raum weiter zu durchsuchen.

Simund schüttelte den Kopf.

»Scheint alles in Ordnung hier drinnen zu sein«, sprach Hedda und trat neben Simund. »Ich denke nicht, dass in diesem Tempel vor kurzem irgendwelche Shaura-Priester waren.«

»Ja«, stimmte Simund zu. »Wir sollten dennoch auf der Hut sein.«

»Ha!«, hörten sie den Zwerg laut ausstoßen. »Seht euch das

mal an!«

Sie folgten Barutz' Stimme durch einen schmucklosen Gang. Nach wenigen Schritten standen sie auf einer von Wasser umgebenen Plattform.

Augenblicklich fiel Simund die Vision von Melinde ein. *Nachdem du ertrunken bist, musst du ins Licht gehen.* Simund verspürte den Drang, so schnell wie möglich diesen Raum zu verlassen. Die Blicke der anderen ruhten auf ihm, sie mussten wohl dasselbe denken.

»Melinde«, sagte er. »Kommt dir dieser Raum bekannt vor?«
»Wieso?«, fragte sie unschuldig. »Ach so. Du meinst meine Vision.«

»Da ist Wasser um uns herum. Bitte sage mir, dass es nicht dieser Raum ist.«

»Ich weiß nicht. Es tut mir leid, aber ich habe überhaupt keinen Raum gesehen. Nur, wie du in die Tiefe gezogen wirst. Aber du musst dir keine Sorgen machen, solange du ins Licht gehst.«

»Ja, das ...« Das beruhigte Simund überhaupt nicht. Ein flaues Gefühl machte sich in seiner Magengegend breit. »Trotzdem. Ich würde diesen Raum lieber verlassen.«

»Ich komme mit«, sagte Melinde. »Mir ist dieser Ort auch nicht geheuer.«

»In Ordnung«, sagte Hedda. »Wir schauen uns noch etwas um, vielleicht gibt es hier noch ein paar Hinweise auf den Verbleib der Nekromanten.«

»Komm.« Simund reichte Melinde seinen Arm und sie hakte sich unter.

Beide traten durch den breiten Raum mit dem Altar in der Mitte. »Dieser Ort ...«, begann sie, »ich mag seine Atmosphäre

nicht. Es ist, als könnte ich die Toten flüstern hören. Sie klagen. Wo auch immer sie sich jetzt befinden, es scheint kein schöner Ort zu sein. Hörst du es auch? Fern, doch nahe. Leise, doch deutlich zu hören. Sie sind tot, dennoch ruhelos.«

»Bitte höre auf«, sagte Simund. »Zumindest bis wir hier raus sind.«

»Entschuldige.«

Simund wusste nicht, ob er es sich nur einbildete oder tatsächlich hörte. Aber da war tatsächlich ein Schwirren in der Luft, als säuselte ein Wind. Er blickte sich um, versuchte, die Herkunft der Geräusche auszumachen. Das Licht seines Kristalls zeigte ihm blanken Stein und ruhende Knochen. Nichts, da war nichts. Er entschloss sich, einfach nicht darauf zu hören.

Er blieb stehen. Das Licht fiel auf Füße, auf einen schäbigen, zerschissenen Mantel und einen Stab. Eine Gestalt stand im Gang und versperrte ihnen den Weg.

»Was ist?«, fragte Melinde.

»Da ist jemand.«

Simund hob seinen Kristall und versuchte, einen besseren Blick auf die Gestalt zu bekommen.

»Wer ist da?«, fragte er.

Dürre Finger klammerten sich um einen knorrigen Stab. Das Licht des Kristalls schien von der Kapuze verschluckt zu werden. Die Ärmel des Mantels bewegten sich und gaben den Blick auf durchlässige, bleiche Haut frei.

Eine eiskalte Stimme sprach: »Wesen aus Fleisch und Blut, das ist kein Ort für euch. Wenn ihr euch an eurem Fleisch erfreut, an der Wärme eures Atems und dem Schlag eures

Pulses, dann werdet ihr hier nicht das finden, was ihr sucht. Oder möchtet ihr in ihren Dienst treten?«

Simund schluckte einen Kloß im Halse herunter. »In wessen Dienst? Meinst du ... Shaura?«

Die Gestalt gluckste. »Die Herrin, ja. Sagt mir, wollen zwei so frische, junge Dinger sich wirklich der Herrin der Toten hingeben?«

Melinde versteckte sich hinter seinem Rücken. »Lass uns zurückgehen«, flüsterte sie.

»Was, wenn dem so wäre?«, fragte Simund. Natürlich war er überhaupt nicht daran interessiert. Es fiel ihm nur nichts anderes ein. Die Gestalt blockierte den Weg nach draußen. Auch wenn sie alt und gebrechlich wirkte, so fürchtete Simund sich dennoch davor, sie einfach zur Seite zu stoßen. Seine Hand glitt unweigerlich zum Griff seines Schwertes am Gürtel. Die einzige Waffe, die er bei sich trug.

Gleichzeitig schob er Melinde von sich.

»Dann«, sprach die Gestalt weiter, »solltest du, mein Junge, lieber aufrichtig sprechen. Ich kann die Angst in deiner Stimme hören. Und es ist nicht die Angst, die aus Ehrfurcht erwächst, wie ein Gläubiger einer so mächtigen Göttin wie Shaura sie verspüren würde. Es ist die Angst eines Lügners, der nicht ertappt werden will. Möget ihr beide vor Angst sterben, es wäre ein milder Tod.«

Er schlug mit dem Stab gegen die Wand. Die Knochen in den Wänden erzitterten. Gebeine lösten sich aus dem Stein und fielen um das Geschwisterpaar zu Boden und ließen Melinde einen kurzen Schrei ausstoßen.

Die Gestalt stand noch immer still vor ihnen, während sich mehr und mehr Knochen aus den Wänden lösten.

Scheiße, dachte sich Simund. *Was soll ich tun? Zurück zu den anderen? Oder die Flucht nach vorne? Nein, mein Schwert ...*

»Melinde, Vorsicht!«

Er drückte sie eine Armlänge von sich und zog die Klinge hervor.

»Simund, was ...«

Da machte er schon einen Satz nach vorne. Mit beiden Händen am Griff rammte er die Klinge in den Leib des Anhängers der Shaura.

Der antwortete mit einem eisigen Lachen.

Simund fühlte, dass die Klinge in etwas drang, das festes Fleisch gewesen sein musste. Er stieß das Schwert tiefer. Noch immer keine Reaktion, außer diesem unheilvollen Lachen. Dafür war Simund nahe genug. Das Licht des Kristalls schien in die Kapuze. Glasige Augen blickten Simund an, aus einem halb zerfressenen, bleichen Gesicht, in dem der blanke Knochen hervorstach.

»Das Fleisch habe ich bereits überwunden«, sprach der lippenlose Schädel unter der Kapuze. »So kommst du mir nicht bei. Keinem von uns.«

Vor Schrecken erstarrte Simund, noch immer mit dem Schwert seinem Leib.

Ein Nekromant! Dieser Gedanke ließ seine Glieder zu Eis gefrieren.

Dann riss ihn ein Schrei aus der Erstarrung. Simund drehte sich um; die Toten hatten sich Melinde gegriffen. Blanke Skelette zogen an seiner Schwester. Melinde wehrte sich, schlug mit der Faust auf die Knochenglieder. Vergebens. Er ließ vor dem Nekromanten ab, sein Schwert blieb stecken. Simund packte seine Schwester, ungeachtet der Hände, die

nach ihnen griffen. Seine Schulter rammte gegen Skelette, seine Faust traf auf Schädel, Ellenbogen stießen in Rippen. Und immerzu hielt er seine Schwester in den Armen. Stoßend, schlagend, keuchend kämpfte er sich weiter in den großen Hauptraum.

»Was ist passiert?«, fragte ihn Hedda. Die anderen kamen ihnen entgegen und verteilten sich um den Altar.

Simunds Kopf war noch nicht klar genug, um darauf zu antworten. Er drehte sich zum Gang um und die anderen folgten seinem Blick.

»Simund, wer ist das?«

»Der Nekromant«, schnaufte Simund. »Einer der Diener der Shaura.«

»Ein Nekromant?«, fragte Piasus. »Wie einer, den Cherus besiegt hatte? Nun, heute ist wohl der Tag, an dem du beweisen kannst ... warte, sind das Skelette? Bei den Göttern ...«

Der Nekromant trat in die breite Halle. Ihm folgte eine ganze Horde an Untoten.

»Ich konnte ihn nicht verletzen.« Simund suchte seinen Körper ab. »Mein Schwert ... ich habe es verloren.«

»Das Schwert konnte ihn nicht verwunden?« Hedda überlegte, während sich die Skelette im Raum verteilten.

»Und was jetzt?«, fragte Rodried, weitaus weniger gefasst als Hedda. »Es gibt hier keinen Ausweg, außer diesen Gang da. Oder sollen wir kämpfen? Barutz, was meinst du? Du wolltest hier unbedingt rein.«

»Schiebe es nicht auf mich«, erwiderte Barutz, dem die Panik in der Stimme deutlich anzuhören war. »Es war unsere gemeinsame Entscheidung, diesen Tempel zu betreten.«

Der Nekromant hob seinen Stab und ließ ihn gegen die Steinwand klacken. Gleich darauf begannen die Gebeine zu zittern. Staub löste sich von den Wänden, als die Knochen klackernd aus den Nischen fielen.

»Es kommen mehr davon«, sagte Simund.

»Zurück!« Melinde zeigte auf den anderen Raum. »Wir müssen zurück!«

»Aber dort sitzen wir in der Falle!«, erwiderte Hedda.

»Zurück!«, rief wieder Melinde und rannte voran.

Hedda fluchte und lief ihr hinterher. Auch Simund, Piasus und Rodried taten es ihr gleich. Er konnte den Nekromanten im Hintergrund etwas rufen hören und dann die Skelette, wie sie sich in Bewegung setzten.

War das nicht der Raum mit dem Wasser?, kam es Simund in den Sinn.

Noch bevor er Widerworte sprechen konnte, drückte Hedda ihn und seine Schwester in den hintersten Raum. Danach stellte sie sich breitbeinig mit ihrem Schild in den schmalen Gang.

»Helft mir!«

Piasus verstand zuerst. Er rannte zu ihr und stemmte sich gegen ihren Rücken. Kurz darauf prallten die Skelette auf ihren Schild. Ein Schieben und Drücken begann auf beiden Seiten: auf der einen eine Unzahl an lebenden Toten, auf der anderen Seite Heddas übermenschliche Kraft. Als sie es nicht schafften, sie fortzustoßen, griffen die Skelette nach Hedda, zogen an ihren Haaren und an ihrer Kleidung.

Dann sprang Rodried zu ihnen und stand ihnen bei.

»Wo ist Barutz?«, fiel es Simund ein. Er konnte ihn nirgends sehen.

»Simund!«, rief Hedda. »Hilf uns!«

Simund schaute Melinde an. »Kann ich dich alleine lassen?«
»Geh schon«, meinte Melinde. »Sie brauchen deine Hilfe.«
Der Gang vor ihnen quoll über von wandelnden Toten. Er wollte sie gerade unterstützen, da hörte er Melinde schreien und drehte sich um.

Skelette tauchten aus dem Wasser auf und griffen nach Melinde. Simund sprang augenblicklich zu ihr und zerrte an den Knochenhänden, die sich überraschend fest um die Arme und Beine seiner Schwester schlossen.

»Simund!«, hörte er jemanden hinter sich, schenkte dem aber keine Beachtung.

Das Wasser schäumte, Pfützen bildeten sich um sie herum. Die stummen Skelette griffen nun auch nach ihm. Verzweifelt versuchte er, Melinde zu befreien und sich selbst zu schützen.

»Simund!«, rief Rodried. »Was ... Warte, ich komme!«

»Bleib hier, Rodried!«, befahl Hedda.

Simund konnte sich selber kaum dem Dutzend Skeletten erwehren. Die Geschwister wurden immer weiter zum Wasser gezogen. Da war er sich sicher: Sie würden ertrinken.

Melindes Hand legte sich auf seine Schulter. Sie lächelte.

»Simund. Nachdem du ertrunken bist ...«

»Muss ich ins Licht«, realisierte er.

Er nahm seine Schwester und wandte jede Kraft auf, die er in den Fasern seines Körpers finden konnte. Mit einem Ruck befreite er sie aus den Klauen der Toten und stieß sie in den Gang hinein.

Das war richtig, oder?

Damit war er den Skeletten schutzlos ausgeliefert. Sie packten seine Beine, er fiel auf den glitschigen Boden und

wurde zum Wasser geschliffen.

Solange sie sicher ist.

Seine Füße tauchten ins Wasser, dann seine Beine.

Ins Licht.

Unzählige Arme umschlangen Simund und drückten ihn unbarmherzig hinunter. Er versank vollends.

Wasser drang ihm in die Nase, dann in den Mund. Die Lunge zog sich zusammen und seine Muskeln verkrampften sich. Das Herz stockte, der Brustkorb und sein Hals quälten ihn. Das schwache Licht der Oberfläche entfernte und entfernte sich, bis nur noch Schwärze ihn umgab.

Wo ist das Licht ...?

Kapitel 33, Gunlaug

»Hau!«, rief ein Gefolgsmann.

»Ruck!«, stimmten sie mit ein.

Vorne zog das Gefolge am Zaumzeug der Pferde, während die Königin Hedwinna mit ihrem Sohn auf dem Kutschbock saß. Hinten stemmte sich das Gefolge gegen den Wagen. Bis zu den Hüften reichte ihnen der Sumpf. Die Räder steckten im brackigen Wasser fest, weswegen der ganze Zug zum Stillstand gekommen war.

»Wir mussten ja durch den Sumpf«, monierte Gunlaug, etwas abseits vom Geschehen.

Hartried sah ihn von der Seite an.

»Was? Ich war dagegen. Aus gutem Grund. Sieh dir das an! Wir verlieren unnötig Zeit.«

Beide saßen auf ihren mächtigen Schlachthirschen, zum Glück nicht mit den Füßen in der stinkigen Pfütze. Dennoch dampfte der Morast Gunlaug tief in die Nase. Es würde Tage dauern, bis er diesen Gestank los war.

»Wir sparen trotzdem Zeit«, meinte der König. »Der Umweg um den Sumpf hätte Wochen gedauert. So sind wir wesentlich schneller beim Königs-Thing. Ich will nicht der Letzte sein, der sein Zelt aufbaut.«

Ein kurzer Freudenschrei, der Wagen machte einen Satz nach vorne. Die folgenden Versuche, die Räder in Bewegung zu setzen, scheiterten und das Gefährt steckte erneut fest.

»Wenn das so weitergeht, werden wir im Morast nächtigen müssen«, sprach Pattmar von seinem Hirsch aus, während das Tier durch den Sumpf auf sie zu watete. »Es wird dunkel und wir haben noch keinen festen Platz zum Schlafen gefunden. Die Männer werden krank, wenn sie die Nacht im Dreck

verbringen müssen.«

»Ihr habt mir zugesichert, meinen Weisungen zu folgen«, sprach Hartried. »Und mit der Durchquerung des Sumpfes wart Ihr einverstanden. Stellt lieber sicher, dass Ihr jederzeit bereit seid, weiterzureisen. Wir haben das hier gleich erledigt.«

»Wir sind bereit, mein König. Und warten auf Euch dort, wo unser Lager nicht im Schlamm versinkt. Wenn Ihr Hilfe benötigt, sagt Bescheid.«

Damit wandte der Fürst von Bärenschlucht den Hirsch und lenkte ihn in Richtung seines Trecks. Beide Gruppen reisten in einem gebührenden Abstand, aber zusammen. So, wie sie es miteinander ausgemacht hatten. Die Entscheidung war gefallen, bevor Hartried und die Feuerpriester aneinandergeraten waren. Pattmars Sohn Hermann und dessen Frau Fryda, Tochter von Hartried, blieben auf dem Fürstentum zurück und verwalteten es, bis das Königs-Thing vorbei war. Gunlaug sah auf seinen Halbbruder. Mit versteinerner Miene schaute Hartried dabei zu, wie die Männer noch immer am Wagen zogen und schoben.

»Du wirst ihn nicht um Hilfe bitten, richtig?«, fragte Gunlaug.

»Wir haben es gleich geschafft.«

»Woher weißt du das?«

Keine Antwort. Der Blick des Königs wanderte über das Moor. Nach einer Weile sprach er: »Wie das wohl war, als einer dieser Nekromanten Tausende von im Moor bestatteten Toten hat auferstehen lassen? Ob es davon noch immer welche gibt?«

»Nekromanten oder Moorleichen?«

»Ich schätze beides. Ob sie die Moore entleert haben, werden

wir wohl nie erfahren. Ob es noch immer Diener der Shaura gibt ... Ich habe noch einen Einfall für das Königs-Thing.«

»Ach ja, was denn?«

»Ich setze ein Preisgeld darauf aus, mir Hinweise über die Nekromanten zu bringen. Ob sie komplett ausgelöscht wurden oder sich noch immer welche herumtreiben. Ob in den Mooren oder in der Unterwelt, den Gebirgen oder Wäldern. Das Preisgeld wird aus eigener Tasche bezahlt. Ich stelle selber die Gelder zur Verfügung oder entlohne sie mit Geschmeiden, Stoffen, Edelsteinen, Waffen oder Reittieren. Damit wir, falls die Gefahr noch immer besteht, sie frühzeitig unterbinden können.«

»Eigene Mittel?« Gunlaug beugte sich auf seinem Hirsch nach vorne und schaute den König mit erhobenen Augenbrauen an.

»Musst du das nicht erst mit deiner Gemahlin Königin absprechen?«

Ja, es mochten die Gelder des Königs sein. Doch wie die Frau eines einfachen freien Merowa den Haushalt pflegte und die Herrin und Gemahlin der Merowa-Fürsten das Gut überwachte, so oblagen der Königin Angelegenheiten, die das Geld betrafen.

»Sie wird einverstanden sein«, sagte Hartried nur knapp und damit war die Sache beendet.

Eine Weile schauten sie dem vergeblichen Ziehen und Schieben noch zu. Die Sonne senkte sich über dem Moor, es wurde merklich kühler.

»Jetzt reicht es«, sagte Hartried und setzte seinen Hirsch in Bewegung. »Weg da! Aus dem Weg!«

Er deutete auf die Gefolgsmänner, die hinter dem Wagen im Sumpf versanken. Erleichtert staksten sie davon und machten

Hartrieds Hirsch Platz.

»Wird er den Wagen nicht beschädigen?«, fragte seine Frau Königin.

»Halte Gartmund fest«, erwiderte Hartried nur. »Und dich am besten auch.«

Hartried ließ seinen Hirsch den Kopf senken und trieb ihn mit Bedacht vorwärts.

»Bereit?«, rief er nach vorne. »Los!«

Sie zogen an den Pferden, Hartried schob mit dem Hirsch.

Widerwillig begann der Wagen sich in Bewegung zu setzen. Der Schlamm schmatzte, die Räder rollten.

»Nicht aufhören!«

Die Räder bekamen Halt, der Wagen fuhr und wurde noch einige Schritte von den Pferden gezogen, ohne dass Hartried die Kraft seines Hirsches anbieten musste. Ein erleichtertes Lachen ging durch die Reihen der Gefolgsmänner und der ganze Treck setzte sich in Bewegung.

Unweit von Hartried brodelte eine Schlammputze. Anders konnte sich Gunlaug das Phänomen nicht erklären. Irgendetwas baute sich im Sumpf auf, bewegte sich unter der Oberfläche und kam dem König immer näher. Er wollte Hartried zurufen, da wirbelte der Schlamm plötzlich auf. Ein Schrei ging durch das Gefolge.

Der Hirsch fiel und mit ihm der König. Beide versanken beinahe im Sumpf. Als ihm das Gefolge zur Hilfe eilen wollte, beugte sich ein riesiger Mann mit einem Hirschschädel über Hartried. Die Gestalt erhob sich, das Gefolge erstarrte vor Schreck. Das Ding – es konnte sich nicht um einen Menschen gehandelt haben, das war unmöglich – musste zwei Manneslängen gemessen haben. Das riesige Geweih

auf dem blanken Hirschschädel nicht mit einbezogen. Das Wesen war von drahtiger, schlanker Statur mit langen Armen und mit einem grauen Fell. Der augenlose Schädel schaute auf die Gefolgsmänner. Es ließ sie zurückweichen.

»Hartried!«, rief seine Frau Hedwinna.

Der Schrei riss Gunlaug aus der Fassungslosigkeit. Er drückte seine Fersen in die Seite des Hirsches und zog sein Schwert. Was auch immer das Ding war, Gunlaug zögerte nicht mehr, ihm die Stirn zu bieten.

»Halt!«, rief Hartried.

Der König stand leicht gebeugt, sonst schien er unversehrt zu sein. Er hob sein Schwert und deutete mit der anderen Hand auf Gunlaug und sein Gefolge.

»Mir geht es gut! Mir geht es gut ... Keiner rührt sich. Es gehört mir.«

Hartried trat über den Körper seines Hirsches. Strampelnd mühte sich das Tier, mit wilden Bewegungen wieder auf die Beine zu kommen. Der König griff das Schwert beidhändig und hielt es über dem Kopf. Sein unmenschlicher Gegner jedoch senkte den Oberkörper, als wäre er zum Sprung bereit.

Für ein paar Sekunden verharrten sie in dieser Position. Im Sumpf war es vollkommen ruhig.

»HA!«, stieß Hartried aus und schlug zu.

Im selben Moment schnellte das Ding nach vorne. Hartried verfang sich in den Sprossen des Geweihs und wurde mitgerissen, als der Hirschmann über den Sumpf fegte. Beide schossen an Gunlaug vorbei, zehn, zwanzig Schritte und noch weiter in den Sumpf hinein. Und das Gefolge hinterher, zu Fuß oder zu Pferd. Auch Gunlaug spornte seinen Hirsch an. Bis die beiden im Kampf verkeilten zum Stehen kamen. Der

Hirschmann fasste seinen Schädel mit beiden Händen so, als drohte er jederzeit auseinanderzuklaffen, denn ein tiefer Riss zog sich durch den Knochen. Hartried wälzte sich durch den Schlamm und kam keuchend auf die Beine.

Das Wesen war verletzt! Nicht nur Gunlaug schöpfte aus der Erkenntnis Mut, auch das ganze Gefolge war nun wild entbrannt, es diesem Hirschmann heimzuzahlen. Sie stießen einen Kampfschrei aus und eilten ihrem König zur Seite. Das Wesen setzte zur Flucht an. Ungeachtet des sumpfigen Unterbodens verschwand es in der Dunkelheit, schneller, als sie ihm hätten folgen können. Das Gefolge beließ es bei Jubelschreien und Spott, den das Wesen wahrscheinlich nicht mehr hörte, anstatt ihm hinterherzujagen.

Gunlaug lenkte seinen Hirsch neben Hartried und sprang ab.
»Ist alles bei dir in Ordnung?«

Die Kleider des Königs waren stark in Mitleidenschaft gezogen. Aber an Wunden und Blut war nichts zu erkennen. Hartried wischte sich den Modder aus dem Gesicht.

»Keine Kratzer. Aber gepikst hat es dennoch. Meinen Hirsch wird es schwerer getroffen haben. Wir sollten zu ihm. Und auch meiner Frau und ...«

Seine Frau kam bereits angeritten. Als sie bei ihm war, sprang sie vom Pferd in den Sumpf und umarmte ihren Gemahl.

»Ich bin unverletzt«, sprach ihr Hartried zu. »Es war nur ein Geweih. So etwas kann mir nichts anhaben. Das weißt du doch.«

»Das war aber kein normales ... was auch immer das war! Mir blieb das Herz stehen, als es dich erwischt hatte! Es hat dir auch nichts getan? Wir müssen zu Gartmund, der Junge kommt noch um vor Sorge um dich. Er sitzt auf dem Wagen und

weint.«

»Wir wollten ihn doch zu einem tapferen Königssohn erziehen.

Da macht sich das gar nicht gut. Lass uns zurückgehen.«

Der Jubel hielt noch eine Weile an, während das Königspaar zu den Wagen zurückkehrte. Und flammte wieder auf, als sie auf das Lager von Pattmar stießen, welches von dem Vorfall nichts mitbekommen hatte. So gut Gunlaug ihnen die Geschichte auch erzählte, viele glaubten sie ihm nicht.

Kapitel 34, Sartur

Neben Sartur saß der Geist mit dem Hirschs Schädel und schrie. Da bewegte sich kein Mund, der Geist hatte lediglich den Totenschädel eines Hirsches, keine Lippen, keine Stimmbänder. Sartur wusste nicht, ob andere ihn auch hören konnten oder ob die Stimme nur in seinem Kopf existierte. Für ihn war das Geschrei leider überdeutlich und eine nervliche Strapaze.

Zuerst hatte er befürchtet, der Geist würde ihm Gewalt antun wollen, so wie er in seiner Riesengestalt aus dem Wald trat. Doch dann schrumpfte er zusammen und nahm die Größe eines normalen Menschen an. Ein Spalt lief ihm durch den Schädel, den er mit beiden Händen festhielt, als drohte er jederzeit auseinanderzuklaffen.

»Ich werde ihn zerquetschen!«, drohte der Geist mit dem Hirschs Schädel. »Ich werde diesen Menschenkönig bei nächster Gelegenheit packen und zusammendrücken, bis nur noch eine formlose Masse übrig ist! Ah, der Schnitt! Die Klinge drang so tief! Es brennt! Dieser elende Menschenkönig und seine metallenen Waffen! Das geschah nur deinetwegen, Beschwörer! Du hast mir aufgetragen, ihn nicht umzubringen, ihn nicht mit voller Kraft zu bekämpfen. Milde sollte ich ihn behandeln, nur um ihn zu testen, wurde ich geschickt. Und das habe ich nun davon!«

Ich habe dir auch gesagt, dachte sich Sartur, dass du vorsichtig sein sollst und ihn zu unterschätzen ein großer Fehler wäre.

Das dachte er sich in der Weltsprache, ganz für sich allein. Man konnte nie wissen, was diese Wesen alles mitbekommen könnten.

In der anderen Sprache sagte er: »Es wird vergehen.« Bedacht wählte er seine Worte. Einmal das Falsche gesagt und es könnte sein Ende sein. »Entmaterialisiere dich und die Schmerzen sind vorbei. Sage mir nur, was du herausbekommen hast.«

»Richtig, richtig! Ich wurde wegen eines Auftrages fortgeschickt! Weil ich den König nur austesten durfte, darum musste ich mich zurückhalten, darum stieß er mir seine Klinge durch den Schädel. Ich gab ihm die Gelegenheit zurückzuschlagen, sich zu verteidigen. Sonst hätte ich ihn zugleich zunichte gemacht, zermalmt hätte ich diesen lachhaften Menschenkörper mit meinen bloßen Händen!«

Bitte, komm zur Sache ...

»Aber du hast ihn mit deinen Hörnern getroffen, richtig? Und was geschah?«

»Ja, und wie ich ihn mit meinen Hörnern getroffen habe! Aufgespießt hätte ich ihn, durchstoßen, entleibt hätte ich ihn. Bei jedem anderen Menschen wären meine Hörner vorne eingedrungen und hinten wieder herausgekommen, getränkt in seinem Blut. Aber es ist, wie du vermutet hast, Beschwörer! Sein Körper hielt meinen Hörnern stand, sie durchstießen ihn nicht und er blieb unverletzt. Was auch immer es ist, welche Kräfte, welche Zauber auch immer in ihm stecken oder ihn stärken, er scheint unverwundbar zu sein!«

»Das wollte ich wissen. Du warst sehr hilfreich.«

»Mir beliebt es danach«, dräute der Geist weiter, »mir einen Menschen zu schnappen und ihn mit den bloßen Händen zu zerquetschen. Oder ihn mit diesen Hörnern aufzuspießen. Oh ja, das bräuchte ich jetzt. Einem Menschen den Schmerz zuzufügen, den dieser König mir zugefügt hat.«

Sartur blieb still. Er ließ sich nichts anmerken, ließ sich nicht provozieren, zeigte keine Furcht. Er saß nur auf einem Baumstamm und schaute möglichst ausdruckslos in den Hirschs Schädel.

Noch eine Weile starrte der Hirschs Schädel zurück. Dann verblasste er und mit ihm die Gestalt des Geists. Der feste Körper hatte sich endlich aufgelöst, der Geist war frei von den Zwängen dieser Welt.

Sartur atmete hörbar auf. Er rieb sich die Stirn und blickte mit müden Augen ins Lagerfeuer vor ihm. Die Flammen waren fast erloschen und die Kälte drang in seine Glieder. Beim Gespräch mit diesem Geist, wenn man so etwas überhaupt Gespräch nennen konnte, hatte er keine Gelegenheit gehabt, sich um das Feuer zu kümmern. Er nahm ein paar trockene Äste, die er am Tage sorgsam gesammelt hatte, und warf sie in die Glut. Dann schürte er die Flammen mit einem Stock. »Ich bin noch immer der Meinung, dass das eine dumme Idee war.«

Der Wolf mit dem Menschengesicht trat aus dem Wald. Die beiden Geister mochten sich nicht und blieben einander fern. Zum Glück war der Wolf wesentlich verständnisvoller und vernünftiger. Man konnte sich mit ihm in aller Ruhe unterhalten. Er trat neben Sartur und schaute mit gleichgültiger Miene dabei zu, wie er im Feuer herumstocherte.

»Was wäre, wenn wir die Schwachstelle gefunden hätten?«, fragte das Menschengesicht mit dem Wolfsleib. »Der König hätte sterben können.«

»Ja, das hätte er. Aber nun sind wir der Antwort ein Stückchen nähergekommen.«

»Nähergekommen?«, fragte der Wolf in seiner fremden Sprache.

»Wir wissen, dass an den Gerüchten um Hartrieds Unverwundbarkeit etwas dran ist. Mehr nicht. Und dafür hast du aufs Spiel gesetzt, dass der König bei deinem kleinen Experiment umkommt und das Reich möglicherweise ins Chaos eines Thronfolgekrieges stürzt, während jenseits des Drachenwirbels eine neue Gefahr heranzieht. Nicht klug, sage ich noch immer.«

»Nein, du hast nicht unrecht. Es war nicht die klügste Entscheidung. Es war trotzdem notwendig, denke ich.«

»Wirklich?« Das Menschengesicht sah ihn schief an. »Oder wolltest du dem König nur einen Schrecken einjagen?«

Sartur konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen.

»Ihr Menschen«, sprach der Geist. »Du solltest dich auf das konzentrieren, was dir wichtig ist und vorerst deinen Zwist mit dem König vergessen. Er hat dir nichts angetan.«

»Er hat mich auf der Spitze des Turmes bedroht. Obwohl er klar gesehen hatte, dass ich lediglich das Wohl von Merow im Sinne hatte. Nur deswegen musste ich dich rufen.«

Und deswegen hatte Sartur den Geist mit dem Hirschschädel um diesen Gefallen bitten müssen. Wüsste Hartried nichts von Sarturs Bündnis mit dem Wolfsgeist, hätte er ihn schicken können. Selbst wenn sich herausgestellt hätte, dass Hartried doch nicht unverwundbar war, hätte der Wolf besonnen reagiert und sich zurückgezogen. Ihm konnte Sartur vertrauen, vernünftig in dieser Situation zu handeln.

»Solange die Gefahr noch nicht gebannt ist«, belehrte ihn der Wolf, »wäre es besser um dieses Land bestellt, wenn er am Leben blieben. Sei dir dessen bewusst. Ihn umzubringen könnte fatale Folgen haben. Auch wenn Hartrieds Herrschaft

nicht von jedem Fürsten unterstützt wird, so würden sie ihm im Falle eines Angriffs der Orks sofort beistehen. Und er ist ein guter Kämpfer und Heerführer. Oder wolltest du diese Aufgabe übernehmen?»

»Du weißt, mein Freund, dass ich nicht den Thron begehre.«

»Wer sollte es also sonst sein, wenn nicht Hartried?»

»Es gibt noch jemanden, der sich durchaus für das Amt des Königs eignet. Und sogar ein größeres Anrecht auf den Thron hat als die Söhne des Cherus.«

»Abgesehen davon«, sprach der Wolf weiter, »hatte dein Plan möglicherweise einen ungünstigen Nebeneffekt. Nun geht die Geschichte um, wie Hartried erfolgreich einen Geist, ein Ungeheuer, Dämon, was auch immer sich diese einfältigen Menschen denken, vertrieben hat. Wie damals sein Vater.« Beim letzten Wort wurde Sartur aus seinen Überlegungen gerissen. Er hatte Cherus vor dem geistigen Auge. Cherus, mit dem Speer in der Hand, bereit zum Werfen ... Sartur zog die Hand zurück. Ganz von selbst hatte sie sich zur Narbe bewegt.

Der Wolf blickte ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an. Ein merkwürdiger Anblick, selbst nach all dieser Zeit, die Sartur mit dem Geist verbracht hatte. Er hatte komische Freunde.

»Und was gedenkst du«, fragte der Wolf, »gegen die Diener der Shaura zu tun? Angeblich sammeln sie sich unterhalb der Erde. Bestimmt würden sie sich nur zu gern an einem Kind des Cherus rächen. Und ein schwächelndes Reich der Merowa würde ihnen nur recht sein.«

»Der Einfall der Orks käme ihnen gelegen«, sinnierte Sartur.

»Es wird Tote geben, auf beiden Seiten. So viele Seelen

werden ins Totenreich einkehren, nur um in Shauras Fänge zu geraten.« Er hielt inne und fragte laut: »Moment, was geschieht eigentlich mit der Seele eines Orks nach seinem Tod?«

»Frag mich nicht, was habe ich mit irgendwelchen Totenreichen zu tun? Ich gehöre in den Wald von Merow, ins tiefste Dickicht und zu dem, was dahinter liegt. Mich kümmern die Belange eines Sterblichen nicht, sei es Mensch oder Ork. Den König aber, den wird es sehr wohl interessieren, dass sich die Diener der Shaura wieder regen. Vielleicht solltest du dich mit ihm in Ruhe unterhalten?« Sartur war der Spott in der Stimme des Geistes nicht entgangen. »Das können wir jetzt vergessen. Aber es stimmt, Hartried wäre unser bester Verbündeter im Kampf gegen die untoten Horden und ihre Meister. Schon allein, weil er Cherus nacheifern möchte. Es Cherus gleichzutun und in ruhmreichen Schlachten über Tausende von wandelnden Leichen zu obsiegen, ja, damit käme er seinem göttlichen Vater einen Schritt näher. Wir können davon ausgehen, dass er sich mit Feuereifer dieser Aufgabe widmen würde.«

Der Wolf stieß ein kurzes Lachen aus. »Sieht so aus, als bräuchten wir Hartried noch eine Weile auf dem Thron. Ja, er sollte davon erfahren, indem wir diese Information über Dritte an ihn weiterleiten. Und was ist mit Gunlaug? Glaubst du wirklich, er wird die Reise in den Osten auf sich nehmen?«

»Wenn wir Hartried seinen treuesten Gefährten berauben wollen, dann müssen wir darauf hoffen, dass die Reiselust, mit der ich ihn infiziert habe, ihn bald aus Merow treiben wird. Und wenn er im Osten Verbündete gegen den kommenden

Sturm finden kann, umso besser. Bald ist das Königs-Thing, die Fürsten und der König werden sich dort beraten. Der Vorschlag, eine Allianz gegen die Orks einzugehen, wird Gegenstand der Besprechungen sein. Dafür wird unser gemeinsamer Freund sorgen.«

Der Wolf hob eine Augenbraue. »Du musst darauf achten, dass dir dieses Vorhaben nicht über den Kopf wächst. So viele Pläne, so viele Akteure und sich widersprechende Ziele. Es wird der Tag kommen, an dem du dich entscheiden musst, ob du dieses Land retten oder es zerstören willst.«

Sartur wusste das nur zu gut. Deswegen diese Gratwanderung, diese Heimlichtuerei, diese Pläne und Ränke. Und Bündnisse mit Wesen wie diesem Geist, dessen richtigen Namen Sartur wohl nie erfahren würde.

Kapitel 35, Simund

Simund wachte mit einem Stechen im Brustkorb und dem Gefühl, sich übergeben zu müssen, auf. Etwas würgte sich seine Speiseröhre hoch. Seine Lunge verkrampfte sich, er spie Wasser und Erinnerungen an die Schmerzen, die er verspürt hatte, als er in die Tiefen des unterirdischen Sees gezogen wurde, kamen in ihm auf. Seine Kleidung war durchnässt, er hatte sich das Ertrinken nicht eingebildet.

Ich müsste tot sein, dachte er sich.

Doch fühlte er sich sehr lebendig. Sein Herz trommelte, die Pein in seiner Brust konnte nicht zu einem Toten gehören. Nein, er lebte noch. Nun musste Simund herausfinden, wo er sich überhaupt befand. Mit schwerem Kopf richtete er sich auf und sah sich um. Er schien sich noch immer unter der Erde zu befinden; es war dunkel, um ihn herum weite Leere, unter ihm ein fester, staubiger Boden. Neben ihm zog sich ein Fluss dahin, eher ein großer Strom, dessen anderes Ufer Simund nicht ausmachen konnte. War es dieser Strom, der ihn hierher getragen hatte?

Mit unsicheren Beinen richtete er sich auf, zupfte seine nasse Kleidung zurecht und überlegte, was er tun sollte. Hier gab es keinen Hinweis, wo er sich befand. Simund formte einen Trichter vor dem Mund, wollte um Hilfe rufen. Aber dann hielt er inne, es erschien ihm als keine gute Idee. Mehrmals drehte er sich um und spähte in die Weite. In diesem endlosen Nichts musste es doch irgendetwas geben, das nicht der Strom und das schwache Licht war, dessen Ursache Simund nicht ausfindig machen konnte. Einen klaren Sternenhimmel und Mondschein schloss er sofort aus, über seinem Kopf hing eine undurchdringliche Schwärze.

Verdammt! Simund erinnerte sich, was geschehen war, bevor er ertrank. Seine Schwester, seine Gefährten – sie wurden von einer Horde von Untoten bedrängt! Er musste sofort zu ihnen! Sie saßen in dem Tempel in der Falle. Aber wie sollte er nur zu ihnen gelangen?

Moment mal, der Strom. Es war kein stehendes Gewässer, sondern floss in eine bestimmte Richtung. Es musste ihn flussabwärts getrieben haben, vermutete er. Wenn er also dem Fluss stromaufwärts folgte, sollte er wieder zu seinen Gefährten finden. So wirklich sicher war sich Simund nicht, aber gleichzeitig hatte er auch keine andere Möglichkeit. Alles schien ihm besser, als hier zu warten.

So wanderte Simund für eine Weile neben dem schnellen Gewässer. Für wie lange, das konnte er nicht sagen. Ohne eine auf- oder absteigende Sonne fiel es ihm schwer, die Zeit einzuschätzen. Er wurde müde, das Wandern zehrte an seinen Kräften. Wie lange er schon dort am Ufer lag? Es machte ihn kirre, dass er nicht wusste, wo bei den Göttern er sich befand, wie weit er von seinen Gefährten und seiner Schwester entfernt war. Die Ungewissheit war es, welche gegen seine Müdigkeit ankämpfte und seine Glieder vorantrieb.

Simund sah etwas auf dem Fluss. Eine kleine Lampe hing am Bug und erhellte schwach die Umrisse eines Bootes. Sein erster Reflex war es, sich auf den Boden zu werfen, um ja nicht von der Besatzung des Bootes entdeckt zu werden. Ihm war die Skelettmannschaft noch in Erinnerung, welche mit ihren Leuchten nach Simund und seinen Gefährten gesucht hatte.

Steuerte das Boot aufs Ufer zu? Hatte er ihn gesehen? Es gab

hier nichts, wohinter er sich hätte verstecken können. Ihm bliebe nur wegzulaufen. Während das Boot näherkam, konnte Simund es genauer ins Auge nehmen: Es schien nicht aus Knochen gemacht zu sein, sondern war lediglich ein normales Boot aus Holz. Es besaß kein Segel, stattdessen stand ein einsamer Ruderer am Heck. Mal links, mal rechts stach er in das Gewässer. Das Boot hatte sich mittlerweile so weit gedreht, dass es nun direkt auf Simund zusteuerte. Kein Zweifel: Der Ruderer hatte ihn gesehen.

Simund erhob sich. Vielleicht konnte ihm der Fremde ja weiterhelfen. Der winkte ihm zu. Zögerlich erwiderte Simund den Gruß.

»Heh!«, sprach die Gestalt. Eine kratzige, ältlich klingende Männerstimme schallte zu ihm herüber. »Wir haben uns wohl verlaufen. Sag, wo willst du hin?«

»Ähm ...«, brachte Simund hervor. »Ich will zurück. Weiß ehrlich gesagt gar nicht, wo ich mich hier befinde. Könnt Ihr mir sagen, wohin man gelangt, wenn man diesem Fluss gegen den Strom folgt?«

Das Boot war nun fast ans Ufer gekommen. Ein langer, dunkler Mantel verbarg das Gesicht des Ruderers.

»Dieser Fluss entspringt den Wassern des Ursprunges«, antwortete der Ruderer. »Unmöglich, gegen den Strom ankämpfen zu wollen und bis zur ursprünglichen Quelle zu gelangen. Und wohin dich dein Weg führen würde ...« Er schüttelte den Kopf. »Kann ich dir nicht sagen. Besser, du findest hier deinen Platz.«

Das Boot stieß gegen das Ufer. Der Mann ließ das Ruder los, nahm die Lampe vom Bug und sprang bis zu den Knöcheln ins Wasser.

»Die Wasser des Ursprungs?«, fragte Simund.

Der Mann schien unbewaffnet und gab sich friedlich. Dennoch wich Simund einen Schritt zurück, als er aus dem Fluss stieg und vor Simund trat. Er lüftete den Mantel und darunter kam ein Greis zum Vorschein mit tiefsitzenden Augen und einem langen, grauen Bart.

»Merowa, richtig?«, fragte der Greis. »Nenne mich Modgud. Sag, welchen Namen nanntest du zu Lebzeiten dein Eigen?« Der Alte lächelte.

»Simund«, gab er noch verwirrter von sich. »Wartet ... zu Lebzeiten? Sagt mir nicht ...«

Modgud seufzte. »Ja, du bist wohl gestorben. Und nicht richtig bestattet worden, wie es sich für dein Volk gehört. Deiner nassen Kleidung entnehme ich, dass du ertrunken bist, nicht wahr? Kein schönes Ende, ganz und gar kein schönes Ende. Du brauchst wahrscheinlich eine Weile, um das zu verarbeiten. Komm, wir suchen dein Heim. Irgendwo hier sollte es sein. Der Ort deiner Ewigkeit.«

Modgud packte Simund an den Schultern und drehte ihn vom Fluss weg. Dann schob er ihn in Richtung der dunklen Weiten. Simund ließ das alles mit sich ergehen. Er begann erst jetzt zu realisieren, dass er wirklich gestorben war. Das war das Totenreich! Er war tatsächlich ertrunken. Und nun? Würde er hier die Ewigkeit verbringen? Was würde aus Melinde und den anderen werden?

Melinde!

Simund erinnerte sich an ihre Vision. Nachdem er ertrunken war, sollte er ins Licht. Erneut schaute er sich um, drehte sich auf der Stelle und blickte zur Decke. Kein Licht, soweit er sehen konnte.

»Modgud!«, bestürmte er den Bootsmann. »Es gibt vielleicht einen Ausweg für mich! Sagt mir bitte, ob es hier irgendwo eine helle Lichtquelle gibt!«

Modgud hob die Augenbrauen und deutete mit einem Finger auf die Lampe.

»Nein«, erwiderte Simund. »Ich denke nicht, dass es das ist. Aber es muss hier irgendwo einen Ausweg für mich geben. Meine Schwester hat es in einer Vision gesehen. Und ich weiß, dass ich ihr vertrauen kann.«

Der Alte runzelte die Stirn. »Hier gibt es kein helles Licht, nur einen dämmerigen Schein, gerade genug, um nicht in voller Schwärze zu versinken. Nein, keine Sonne hier unten. Selbst die Feuer sind dunkel. Es gibt hier keinen Ausweg, den du selber finden könntest. Nur Shaura kann dir den Weg zeigen, wie du wieder auf Erden wandeln kannst. Sie ist die Herrin über die Wege in und aus dem Totenreich. Du starbst beim Ertrinken, ohne dass die richtigen Rituale deine Seele leiten konnten. Und auch noch in einem unterirdischen See, einem der Tore ins Reich der Toten. Ja, damit gelangst du direkt in Shauras Hände. Wenigstens wird deine Seele nicht gerichtet und bei einem schlechten Urteil von einem Dämon verschlungen. In diesem Reich sind sie alle gleich. Auch die Mörder und Frevler verbringen hier eine trostlose Ewigkeit. Komm. Ich glaube, ich sehe da hinten etwas.«

»Shaura?« Simund schüttelte den Kopf. »Nein, mit der will ich mich nicht einlassen. Ganz und gar nicht. Wir ... haben nicht die beste Beziehung zueinander, für den Fall, dass sie wissen sollte, von wem ich abstamme.«

Modgud gluckste. »Du bist hier, sie weiß es bereits, Sohn des Cherus.«

Simund lief es eiskalt den Rücken hinunter. »Woher wisst Ihr ...«

»Ach, mache dir keine Sorgen. Shaura nimmt es dir nicht krumm. Du hattest ja noch keine Gelegenheit, ihr wirklich zu schaden. Und hier unten zählt deine Abstammung nicht. Wie auch immer du zuvor über deine Natur als Halbgott gedacht hast, hier zeigt sich, dass du sterben kannst wie jeder andere Mensch auch.«

»Modgud, wer seid Ihr?«, wollte Simund plötzlich wissen.

»Da. Dein neues Heim verrät dich. Das ist doch deines, oder? Das Fürstenhaus ... das Feuer.«

Simund folgte dem Finger des Alten. Mitten in der Einöde erhob sich das Fürstenhaus, in dem er aufgewachsen war. Es befand sich in demselben Zustand, als er es damals zum letzten Mal sah: in Flammen. Der ganze Fürstenhof brannte und sogar gedämpfte Schreie drangen bis zu ihm. Alles wie damals, als Hartried und seine Bande das Fürstentum angegriffen hatten.

Modgud schob ihn vorwärts. »Na komm schon, du hast zwar noch eine Ewigkeit vor dir, aber hier draußen gibt es nichts für dich. Sehen wir uns dein Zuhause mal genauer an!«

Kapitel 36, Simund

Simund war auf die Knie gesunken. Der Anblick des Heimes seiner Kindheit, wie es lichterloh brannte, hatte ihn niedergeschmettert. Als wäre es herausgerissen aus seinen dunkelsten Alpträumen. Sein Kopf drehte sich, ein Gefühl von Übelkeit stellte sich ein. Seine Gedanken schwirrten darum, dass er seine Ewigkeit hier zu verbringen gezwungen war. Hier, im Reiche der Shaura, jeden Augenblick, jeden Tag nichts weiter tun als in dem brennenden Haus seiner Kindheit das Ende aller Tage abzuwarten.

»Komm«, sagte Modgud und richtete Simund an den Schultern auf. Seine Hände fühlten sich kalt an. »Es wird Zeit, dass du dich in deinem neuen Zuhause richtig einrichtest. Gewöhne dich lieber an den Gedanken und mache es dir in Shauras Reich bequem. Wenn du das nicht tust, könntest du dem Wahnsinn anheimfallen. Das mag vielleicht alles ganz schrecklich wirken im Moment, aber bald wirst du dich damit abgefunden haben. Alle tun das. Na ja, außer diejenigen, welche wahnsinnig wurden.«

Simund atmete tief durch.

Das Licht, dachte er sich. Du musst nach dem Licht Ausschau halten. Was auch immer genau Melinde damit meinte, nur das kann deine Rettung sein. Spiel so lange mit. Vielleicht findest du ja dort etwas.

Er stand auf. »Gehen wir.«

»Ah, endlich die richtige Einstellung. Gut, lass uns gehen.«

»Wer bist du eigentlich?«, fragte Simund. »Hast du auch dein eigenes Heim oder gehörst du nicht zu den Toten?«

»Nein, nein. Ich war nie tot, nie lebendig, schon immer ein Bewohner dieser Unterwelt, seitdem es sie gibt, und befahre

die Gewässer hier unten. Aber schenke mir keine weitere Beachtung. Möglicherweise wirst du mich nie wiedersehen.«

»Du warst schon immer hier? Wie alt bist du?«

»Jahre spielen hier unten keine Rolle. Es gibt keinen Sonnenlauf, keine Jahreszeiten. Vergiss sie.«

»Aber du warst schon immer hier, sagtest du. Bist du ein Gott der Unterwelt?«

Modguds Lachen klang, als rieselte ihm Staub durch die Kehle. »Ein Gott könnte hier ein- und ausgehen. Nein, ich bin kein Sterblicher wie du, aber es gibt auch keinen Grund, Ehrfurcht vor mir zu haben.«

Es hatte keinen Zweck mehr, Antworten aus Modgud herauszubekommen. Er konzentrierte sich lieber darauf, was vor ihm lag. Und machte sich bereit, die schlimmen Erinnerungen wieder ertragen zu müssen.

Sie traten durch den Palisadenwall. Der ganze Hof stand in Flammen, doch trotz des Feuers spürte er keine Hitze und trotz des Rauches bereitete ihm das Atmen keine Schwierigkeiten, als wäre beides nur Trug. Simund sah die getöteten Pferde, wie sie in ihrem eigenen Blut auf dem Boden lagen. Um den Eingang des Fürstenhauses herum lag das Gefolge verstreut, erschlagen. Selbst unschuldige Mägde konnte er unter den Toten erkennen. Mehr leblose Körper lagen in ihren roten Lachen in den Ecken des Stalls, um die Futtertröge herum, im Eingang der Schmiede und bei den Öfen. Sie alle schienen mit starren Augen Simund anzuschauen. Der Stall brannte, in den Nebengebäuden züngelte das Feuer aus den Fenstern. Das Fürstenhaus selbst war bis zum Giebel hinauf in Flammen gehüllt. Hier war sein Geschlecht gestorben. Und als Simund unter all den Toten das bleiche

Angesicht seiner Mutter fand, versagte ihm endgültig der Magen und er erbrach sich neben den Palisaden. Es war ein kleiner Trost, dass sein Magen kaum über Inhalt verfügte und die Sache schnell vorbei war.

Simund wischte sich den Mund. »Wieso ist dieser Ort so wie in meiner Erinnerung? Nein, er ist eigentlich noch schlimmer.«

»Manche Tote«, begann Modgud, der bis dahin geschwiegen hatte, »kämpfen hier immer und immer wieder in derselben Schlacht, in der sie umgekommen sind. Andere durchleben ihre traurigsten Tage in einer endlosen Schleife, wie den Verlust eines teuren Familienmitglieds oder der großen Liebe. Manche Menschen erleiden hier ihre größte Niederlage jedes Mal aufs Neue. Wie ich schon sagte, das hier ist ein trostloser Ort, an dem die Sterblichen ihrer größten Pein begegnen und bis ans Ende aller Tage von ihr gequält werden. Was ist? Wäre es dir lieber gewesen, du würdest erneut ertrinken, tausendmal und dann noch tausend weitere Tode im Wasser sterben? Das hätte ebenfalls dein Schicksal sein können. Es scheint aber, dass das, was dich am meisten quält, dieser eine Moment ist, an dem sich in deinem Leben alles änderte.«

Die Tür zum Fürstenhaus öffnete sich und eine Gestalt trat in das Gebäude.

»Wer ist das?«, fragte Simund.

»Du musst es wissen. Dies ist dein Ort, deine Qual.«

Simund hatte eine Vermutung. Er konnte sich nur an eine Person erinnern, welche nach dem Massaker ins Fürstenhaus getreten war. Die Person, welche Simund und Melinde aus dem brennenden Gebäude gerettet hatte. War sie nur eine Erinnerung oder könnte es sein, dass er tatsächlich einen

Blick auf sie werfen konnte? Dass er wirklich erfahren könnte, wer sein Retter war?

Vorwärtszugehen fiel ihm unendlich schwer, seine Beine wollten ihm nicht gehorchen. An den Feuern vorbei trat er auf den Eingang zu. Er sah auf die Toten hinab und sie starrten zurück. Zusammengeschlachtet lagen sie auf den Stufen zur Tür, blutige Waffen waren aus den kraftlosen Händen gefallen. Überall Stiche, Schnitte, zerschlagene Gesichter und klaffende Wunden. Als der Weg ihn an seiner Mutter vorbeiführte, musste er sich abwenden und ging schneller.

Endlich hatte er es zur Tür geschafft, nur zögerte er noch, einzutreten.

»Was gedenkst du darin zu finden?«, fragte Modgud.

»Antworten. Vielleicht.«

Er öffnete die Tür. Der längliche Hauptraum war ein einziges Flammenmeer. Das Feuer stieg bis zum Dachstuhl, umschlang die Balken und fraß Löcher in die Wände. Und inmitten dieses entsetzlichen Anblicks fand er sein jüngeres Ich auf dem Arm der unbekanntenen Gestalt. Die Person hatte bereits ihn und Melinde aus den Trümmern befreit. Als Nächstes musste er einen der hinteren Teile des Gebäudes aufsuchen und dort durch einen Nebeneingang des Anwesens fliehen. Simund wusste nicht, ob das hier echt war, ob die Gestalt wirklich fliehen würde (und wohin?), doch er musste diese Chance ergreifen und nachsehen, um wen es sich handelte.

Wieder stellte er fest, dass sich das Feuer überhaupt nicht heiß anfühlte, als bildete er es sich lediglich ein.

Unbeschadet schritt er durch den weiten Raum auf die unbekanntene Person zu, fasste sie bei den Schultern und

drehte sie um. Simund fand ein dunkles Nichts. Dort, wo sich das Angesicht der Person befinden sollte, war nichts weiter als ein tiefer Schatten. Vor seinen Augen verschwamm die Gestalt langsam, wurde durchsichtig, formlos und war dann verschwunden. Auch sein jüngeres Ich und seine Schwester waren nicht mehr zu sehen.

Simund ließ die Schultern hängen. Modgud stellte sich vor ihn und schaute ihn ausdruckslos an.

»Was hast du erwartet?«, fragte Modgud. »Dieser Ort beruht auf deinen Empfindungen und Erinnerungen. Hier wirst du keine Antworten finden können. Dazu ist es zu spät, das hättest du zu Lebzeiten erledigen sollen. Das war nicht die echte Person, sondern nur das, woran du dich erinnern konntest. Begreifst du jetzt die Natur dieses Ortes?«

»Ja«, sagte Simund. »Ich verstehe, was dieser Ort ist. Ein Gefängnis, gebaut aus meiner eigenen Trauer.«

»Nun, nicht direkt ein Gefängnis. Das würde bedeuten, dass es eine Möglichkeit gibt, herauszukommen. Das hier ist dein finaler Aufenthaltsort.«

»Nein, ich kann diese Frage nicht unbeantwortet lassen. Ich muss wissen, wer mich und Melinde gerettet hat. Verdammt, das Licht! Es muss einen Ausweg aus dieser Unterwelt geben! Sonst hätte sie mich niemals ertrinken lassen. Wenn sie gewusst hätte, dass das hier mein Ende wäre, dass ich das hier erleiden müsste, hätte sie mich niemals in den Tod geschickt. Modgud!«

Der Alte reagierte missmutig. »Was?«

»Ich werde dein Boot brauchen. Es muss einen Ausweg geben. Ich werde damit stromaufwärts fahren. Das macht mehr Sinn, als mich durch diese Einöde zu schlagen.«

»Junge, ich werde dir mein Boot nicht geben. Finde dich damit ab. Das ist dein Platz. Du bist gestorben!«

Simund trat auf Modgud zu. Noch einen Moment wollte er ihm drohen, war sogar bereit, Gewalt anzuwenden. Dann sah Simund etwas hinter Modgud: Ein Licht schien durch den Eingang des Gebäudes. Ein weißes Leuchten stieg am Horizont auf wie die Morgensonne zu Beginn eines neuen Tages.

»Das ist es!«, rief Simund aus.

»Simund, das ist ein Trick!«

»Nein, das ist genau das, wovon Melinde gesprochen hatte. Endlich komme ich hier raus! Und ich brauche wohl nicht mal Euer Boot. Gehabt Euch wohl, wer auch immer Ihr seid.«

Simund lief an dem Alten vorbei, da rief dieser: »Halt!«

Modgud sprach mit einer solchen Bestimmtheit, dass Simund auf der Stelle umdrehte und sich verwundert umsah.

»Du willst es einfach nicht begreifen«, sprach Modgud.

Simund wollte zuerst seinen Augen nicht trauen, doch Modguds Gestalt schien anzuwachsen. Er stieg langsam in die Höhe und auch der Umfang des Körpers nahm stetig zu. Der Mantel lüftete sich und gab einen massigen Leib preis.

»Du bist jetzt Shauras!«, brüllte der Riese. »Es gibt keinen Weg zurück!«

Simund nahm die Beine in die Hand. Er stürmte aus dem Gebäude und sprang die Stufen hinunter. Gleich darauf hörte er das Holz des Fürstenhauses bersten.

»Komm zurück!«, verlangte Modgud. »Komm zurück und nimm deinen rechtmäßigen Platz ein!«

Zum Licht!, dachte Simund immerfort. *Ich muss zum Licht! Was auch immer da auf mich wartet: Ich muss zurück!*

Kapitel 37, Piasus

»Wo ist Simund?«, hörte Piasus Hedda fragen.

Er wagte kaum, sich umzublicken. Die Skelette drängten noch immer auf sie ein, griffen hinter das Schild, versuchten ihn, Hedda und Rodried zu packen und zu sich zu zerren. Der Gang vor ihnen war mit Untoten zugestopft, eine knochige Wand aus augenlosen Schädeln. Ihre Kiefer bewegten sich und gaben klappernde Laute von sich.

Still verfluchte Piasus sich dafür, diese Reise angetreten zu haben. Er drehte den Kopf. Melinde saß vor dem Wasser, durchnässt bis auf die Haare. Mit geweiteten Augen schaute sie zu Hedda hinüber. Um sie herum eine Pfütze.

Nun hatte es auch Rodried bemerkt. »Ist er ... weg?«

Ihre Sorge um Simund ließ sie die Untotenhorde vergessen, die sich durch den Gang zu zwängen drohte.

»Helft mir hier!«, ächzte Piasus, während die Skelette ihn einen Schritt zurückdrängten. Besonders stark waren sie nicht, aber die schiere Masse machte ihm zu schaffen.

»Wo ist er?«, fragte Hedda erneut und ließ nun vollends vom Schild ab.

»Da ... unten«, antwortete Melinde kleinlaut und deutete auf das Wasser.

»Was? WAS?«

»Was ist mit Simund geschehen?«, fragte Rodried.

»Verdammt!«, beschwerte sich Piasus. »Die Skelette sind noch immer da!«

»Rodried, hilf ihm!«, befahl Hedda und der Bursche gehorchte.

»Melinde, ist er ... ertrunken?«

Piasus hörte ihre Antwort nicht, er war zu beschäftigt, sich

gegen die Untoten zu wehren. Zu ihm drangen nur die gedämpften Seufzer von Hedda.

»Gerade eben ertrunken?«

Piasus wandte den Kopf. Melinde nickte. Sogleich begann Hedda, sich die Oberkleidung auszuziehen.

»Dann haben wir noch Zeit! Er kann noch gar nicht tief gesunken sein! Ich hole ihn da raus!«

»Nein!«, rief Melinde.

Hedda hielt inne. »Wieso nein?«

»Weil ... die Toten. Sie haben ihn in die Tiefen gezogen. Es ist zu gefährlich ... und wahrscheinlich zu spät. Bitte, Hedda. Lasse es.«

»In die Tiefen gezogen?«

Heddas Brustkorb hob und senkte sich. Sie sprach immer lauter.

»In die Tiefen ... in die Tiefen.« Und immer schneller.

»Ertrunken. In den Tiefen.«

»Oh verdammt«, sprach Piasus. »Sie rastet aus.«

»Und wie ich ausrasten werde!«, brüllte Hedda. »Weg da und gebt mir den Schild!«

Sie stampfte auf die beiden zu. Sofort machten sie ihr Platz und Hedda riss ihnen den Schild aus den Händen.

»Hedda!«, rief Melinde noch. »Warte doch! Es wird alles gut!«

Die Untoten stießen nach vorne.

»Alles gut?!«

Hedda nahm den Schild mit beiden Händen. Sie holte aus - und zertrümmerte dem nächstbesten Untoten den Schädel.

»Nichts ist gut!«

Hedda stürmte durch den Gang. Sie schob die Skelette von

sich, ohne dass sie ihr etwas entgegensetzen konnten. Ihr Angriff drückte die Untoten links und rechts von ihr an die Wand oder Hedda zertrampelte sie gleich unter ihren Stiefeln. Überall lagen Knochen verstreut, ein paar halbe Skelette krochen über den Boden. Währenddessen schlug sie mit dem Schild um sich und zertrümmerte Knochen um Knochen. »Hedda!«, rief Melinde. »Hedda, warte! Simund wird wiederkommen, ich habe es gesehen!«

Sie wollte gerade an den beiden vorbeilaufen, da hielt sie Piasus auf.

»Mädchen, erkläre dich. Was ist mit Simund?«

»Simund wird wiederkommen, da bin ich mir absolut sicher! Das war es, was ich in meiner Vision gesehen habe! Er ist ertrunken und wenn er dem Licht folgt, wird er wiederkommen. Wir müssen Hedda zurückholen, sie könnte sich wirklich verletzen.«

»Das war geplant?«

»Nein, er wusste nichts davon. Nicht mehr, als ich ihm verraten habe. Wie hätte ich ihm das erklären können? Ich weiß ja selbst nicht, was genau mit Simund geschehen wird. Was er dort ... unten erleben wird oder wie er zurückkehren kann. Aber ich weiß, dass er es schaffen wird! Bitte, wir müssen nichts weiter machen, als hier zu warten! Barutz ist bereits auf dem Weg zu ihm, wo auch immer das sein wird.«
Ach, deswegen ist der Zwerg wie verschwunden. Und Piasus dachte schon, Barutz hatte sich nur aus Feigheit aus dem Staub gemacht.

»Dann hast du das mit dem Zwerg abgesprochen?«

Melinde nickte. »Heimlich, muss ich zugeben. Bitte, wir müssen Hedda helfen.«

»Die braucht keine Hilfe«, meinte Rodried und zeigte auf den Hauptraum.

Hedda hatte mit dem Schild die Untoten verwüstet. Schädel barsten unter ihren wuchtigen Hieben. Knochen flogen quer durch den Raum. Sie wütete unter ihnen wie ein menschgewordener Sturm. Holz auf Gebein, immer und immer wieder.

Als Piasus einmal einen Blick auf ihr Gesicht werfen konnte, lief es ihm eiskalt den Rücken herunter: Einer Bestie gleich war es, die Augen sprühten heißen Zorn, die Wangen glühten rot und sie fletschte die Zähne.

»Nun«, fiel Piasus dazu nur ein. »Hedda soll sich austoben. Die Skelette haben ihr nichts entgegensetzen, solange ihr Schild hält.«

»Schafft sie es auch?«, fragte Melinde. »Wenn nicht, müsst ihr ihr beistehen.«

»Ich glaube nicht, dass Hedda unsere Hilfe braucht. Oh, sie hat gerade einem Schädel mit der Faust ein Loch verpasst.«

»Aber das kann nicht richtig sein«, beharrte Melinde. »Ich habe gesehen, dass es Simund war, der uns rettet.«

Nun drehte sich auch Rodried zu ihr um und sah sie fassungslos an.

»Hast du das hier alles vorhergesehen?«, fragte er. »Du wusstest tatsächlich, dass wir uns in Gefahr begeben würden und Simund ertrinken würde? Wieso hast du uns nicht gewarnt? Wir hätten den Tempel einfach nicht betreten!«

»Versteh doch«, flehte sie, »meine Visionen sind nicht so genau! Sie sind verschwommen, voller zusammenhangloser Bilder. Ich ahnte, dass es hier sein würde, aber bis sie uns angriffen, hatte ich keine Gewissheit. Und außerdem ... es

muss sein. Für Simund. Das ist wichtig für ihn, für uns beide. Denkst du denn, ich habe mit Freuden angesehen, wie er ins Wasser gezogen wurde? Ich habe heimlich Tränen vergossen, noch während ihr schließt, damit ihr ja nichts ahnt! Selbst Barutz hat sie gesehen, als ich ihm von diesem unsäglichen Plan erzählt hatte. Er kann es beteuern. Dennoch: Ich habe mir das nicht ausgesucht. Ich habe nur gesehen, was geschehen würde. Und ich bin der Überzeugung, dass Simund verwandelt aus seinem Tod hervorgehen wird! Also bitte, haltet Hedda auf! Sie kam in der Vision gar nicht vor und deshalb fürchte ich mich um sie.«

Dann trat Stille in den Hauptraum. Sie blickten zu Hedda hinüber. Der Nekromant war vor sie getreten, die nun vor ihm kniete und sich den Hals hielt, als würde sie ersticken. Ihre Augen quollen hervor, die Wut war der Verzweiflung gewichen. Der Nekromant zeigte mit seinem Stab auf sie, die Spitze direkt auf ihren Kopf gerichtet. Von den Skeletten ging keine Aggression mehr aus, sie standen nur stumm um sie herum, zwischen den Gebeinen ihrer von Hedda zerschmetterten Brüder.

»Was passiert mit ihr?«, fragte Piasus. »Hedda! Wehr dich!« Ein Ruck ging durch die Kapuze des Nekromanten. Piasus fühlte sich sogleich von eiskalten Augen angestarrt.

»Was ist?«, fragte Melinde. »Was ist mit ihr? Bitte sagt mir nicht ...«

»Es ...« Piasus zögerte. »Es geht ihr gut. Aber der Nekromant hat sie in seiner Gewalt.«

»Sehr richtig!«, sprach der Nekromant mit einer Kehle, die Staub zu spucken schien. »Ihr Wüten hat ein Ende. Und mit der Macht, die mir Shaura verliehen hat, kann ich ihr das

Leben schenken oder es ihr nehmen. Noch habt ihr es in der Hand. Was werdet ihr tun? Oder besser: Wieso sollte ich sie am Leben lassen?»

Mit gequälten Augen blickte Hedda zu ihnen rüber. Sie streckte eine Hand nach ihnen aus, der Mund schnappte auf und zu, als wollte sie ihnen etwas sagen.

Der Nekromant führte eine Bewegung mit dem Stab aus. Hedda wurde zu Boden geworfen. Krämpfe schienen sie zu befallen, ihre Glieder zuckten zwischen den Knochenresten.

»Also«, sprach der Nekromant. »Wieso sollte ich euch am Leben lassen? Ich gehe davon aus, dass keiner von euch eine solche Kraft wie sie besitzt, sonst hättet ihr sie im Kampf unterstützt. Nur ein Wink und sie fallen über euch her.«

»Rodried!«, flehte Melinde. »Wir müssen Zeit gewinnen! Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass Simund wiederkommen wird. Aber bis dahin brauchen wir Zeit.«

Als der Angesprochene nur stumm dastand, wandte sie sich an ihn: »Piasus! Tut doch etwas!«

»Sei still«, sagte Piasus leise. »Und nenne nicht meinen Namen.«

»Was?«

»Ich habe da eine Idee.«

Eine dumme Idee.

Piasus trat aus dem Gang.

»Sagt mir, Herr ...« Der Nekromant schwieg. »Werter Herr. Sagt mir, seid Ihr ein gebildeter Mensch?«

Er stand nun mitten im Raum, Hedda und der Nekromant nur wenige Schritte von ihm entfernt. Von allen Seiten blickten ihn die Skelette mit ihren leeren Augenhöhlen an.

»Habt Ihr schon von Thodius gehört?«

Wieder gab der Nekromant keine Antwort.

»Vielleicht ist das auch eine dumme Frage, denn wir sind hier viel zu weit nördlich, als dass Ihr von mir hättet hören können. Wisst, in meiner Heimat im Süden und in den Kolonien der Mykerios nennt man mich einen Philosophen der Freude. Und um ehrlich zu sein: Die Idee, heute noch ins Totenreich geschickt zu werden, sagt mir überhaupt nicht zu. Denn nach allem, was ich gehört habe, ist das ein wirklich trostloser Ort. Gibt es dort irgendwelche Freuden? Ihr scheint mir ein sehr ergebener Diener der Shaura zu sein, also müsst Ihr mir auch sagen können, was denn so freudvoll daran ist, ihr zu huldigen.«

»Was ... macht denn ein Philosoph der Mykerios hier im Lande der Merowa?«, fragte der Nekromant.

Ha! Er hat angebissen!

»Nun, Reisen bildet, habe ich gehört. Man darf nicht nur an einem Ort verweilen, das macht körperlich und geistig träge. Ich wollte die Höfe der Merowa-Fürsten besuchen und ihnen dort meine Philosophie näherbringen. Dann hörte ich von diesem Zwergenvolk und davon, dass die Zwerge es ganz vorzüglich beherrschten, zu diskutieren, vor allem was die Rechtsprechung anbelangt. Darum sind wir durch die Unterwelt gereist.«

»Und nun seid ihr hier«, bemerkte der Nekromant.

Piasus zuckte mit den Schultern. »Neugierde ist die Grundlage des Entdeckergeists und auch sein Untergang. Also, was sagt Ihr? Könnt Ihr mir erklären, weswegen ein Philosoph der Freude sich nach dem Dasein im Reiche der Shaura sehnen sollte?«

Der Nekromant zeigte mit dem Finger auf ihn. »Dir ... ist

schon bewusst, dass ich euch alle umbringen kann und dass es keinen Unterschied macht, ob ich das mit dir ausdiskutiere oder nicht?«

»Gewiss, ja! Aber ich sterbe lieber bei dem Versuch, etwas dazuzulernen. Also?« Piasus legte ein überzeugendes Lächeln auf. »Was sagt Ihr? Könnt Ihr mich bekehren?«

Kapitel 38, Simund

»Komm zurück!«, brüllte Modgud in seiner Riesengestalt.

»Hier ist dein Platz!«

Simund hastete über die Toten, sprang über Trümmer und lief an den Feuern vorbei. Er passierte das Tor des

Palisadenwalls. Hinter sich hörte er, wie Modgud gegen das Holz krachte und es mächtig splitterte. Die stampfenden

Schritte waren ganz nahe. Modgud bewegte sich mit einer Geschwindigkeit, die er dem Alten nicht zugetraut hatte.

Direkt hinter ihm spürte Simund den Boden beben.

Geistesgegenwärtig schlug er einen Haken zur Seite. Da fegte einer der ellenlangen Arme an ihm vorbei.

»Komm her, du ...!«

Modgud überragte Simund nun um mehr als das Dreifache, doch seine Gestalt war noch immer am Wachsen. Zu Simunds Glück lag in Modguds Bewegungen eine Unbeholfenheit, die es Simund erleichterte, ihnen auszuweichen.

Immer wieder versuchte Modgud ihn zu packen, aber die Hände griffen ins Leere. Simund sprang um sein Leben. Dabei

stellte er fest, dass seine mitunter panischen Ausweichbewegungen ihn von dem Licht entfernten.

Das Licht!

Melinde wartete dort auf ihn! Er durfte sich von Modgud nicht ablenken lassen. Das war sein Ziel, das allein. Dass der Alte so reagierte, musste bedeuten, dass das Licht wirklich seine Rettung war.

Simund ging der Atem schwer. Auch Modgud schien der Sprint entkräftet zu haben.

»Wieso lässt du mich nicht gehen?«, fragte Simund. Er brachte nur eine kurze Pause zum Verschnaufen und um darüber

nachzudenken, wie er seine Flucht angehen sollte.

Auch Modgud unterbrach seine Jagd. Jede Gelassenheit von früher war aus der Riesengestalt verschwunden und hatte unverhohlener Wut Platz gemacht.

»Weil dein Platz jetzt hier ist! Du bist gestorben, ertrunken in den unterirdischen Gewässern.«

»Weil die toten Diener eines Nekromanten mich hier runtergezogen haben«, hielt Simund dagegen. »Fast schon, als wollte Shaura meinen Tod. Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu!«

Dabei ging Simund auf und ab. Immer wieder, aber möglichst verstohlen, sah er zum Licht hinüber. Bewegte sich das Licht etwa? Wenn Simund eine Chance sah, wollte er sogleich losrennen.

»Das ist nun völlig egal«, meinte Modgud. »Dein Platz ist nicht mehr unter den Lebenden. Finde dich damit ab!«

»Und was, wenn nicht?«, fragte Simund herausfordernd.

»Willst du mich ein zweites Mal umbringen? Was sollte dann mit mir geschehen? Lande ich wieder am Ufer?«

»Du törichter Sterblicher! Ich kann hier mit deinem Körper machen, was mir beliebt! Es ist deine Seele, die hier unten gefangen bleibt, und nur Shaura gebietet über die Pforten zwischen der Welt der Lebenden und der Toten. Ohne ihre Erlaubnis wirst du nicht wieder zurückkommen können. Vergiss es!«

»Was ist es dann«, fragte Simund, »wovon du mich abhalten willst?«

Das war genug. Modgud ging in die Knie, um seinen gewaltigen Körper in die Lüfte zu erheben und sich auf Simund zu werfen.

Noch im letzten Moment konnte Simund zur Seite springen. Modgud krachte neben ihm auf den Boden. Das war die Chance, auf die er gewartet hatte, und er rannte los. Nach einem flüchtigen Blick hinter sich sah er, dass Modgud sich nur mit Mühe erheben konnte.

Simund konnte seinen Abstand immer weiter erhöhen. Hinter ihm setzte der Riese zu einem markerschütternden Gebrüll an. Doch das Licht, es kam immer näher. Es war zu hell, um auszumachen, worum es sich bei diesem Licht genau handelte. Mittlerweile hatte Modgud die Verfolgung wieder aufgenommen. Fluchend jagte er Simund hinterher und verringerte mit jedem seiner weiten Schritte den Abstand.

Simund verlangte sich alles ab. Seine Beine fühlten sich taub an und er presste den letzten Rest Luft aus seiner Lunge. Doch er glaubte, etwas im Licht erkennen zu können. Etwas oder jemand befand sich in dem gleißenden Leuchten. Und je näher er kam, desto mehr bildeten sich Konturen und Formen heraus. Es war ein ... ein Pferd?!

Simund wusste nicht, was das zu bedeuten hatte. Aber in dem Licht schien ein Pferd zu stehen. Seelenruhig verharrte es an der Stelle. Was auch immer das bedeutete, so würde er von hier verschwinden können, dachte sich Simund.

In einem Moment stand es still, dann drehte es sich von Simund weg und trabte gemütlich in dieselbe Richtung, in die auch er lief. Er musste hinterher. Auch Modgud war gefährlich nahegekommen.

»Gleich habe ich dich!«, hörte er den Riesen.

Während Simund das Pferd verfolgte, erblickte er einen Gegenstand auf dem Boden. Genau dort, wo vorhin noch das Pferd gestanden hatte. Als hätte es ihm etwas dagelassen.

Er konnte den Gegenstand erkennen. Ein Stab? Eher ein knorriger Ast mit einer Verdickung am Ende. Eine Keule! Was sollte er mit einer Keule?

Simund torkelte über die Keule hinweg. Seine Hand fand den Ast und griff zu, während er zu Boden fiel. Noch einen Moment fühlte er sich wie am Ende seiner Kräfte. Im nächsten war ihm, als hätte er sich von allen Strapazen erholt. Er fühlte sich wach, konzentriert – und so mutig wie noch nie. Die Keule lag gut in der Hand, das Ende war schwer und fühlte sich wuchtig an. Brandhartes, dunkles Holz. In der Waffe lag eine bestechende Schlichtheit, doch war sich Simund auch sicher, dass sie schwere Verletzungen verursachen würde. Und dann kam ihm diese Waffe merkwürdig vertraut vor ...

Cherus!

Sein göttlicher Vater hatte genau dieselbe Waffe geführt.

Könnte es ...

»Bleib, wo du bist!«

Verdammt, nun hatte er eine Waffe, aber dieses Problem genannt Modgud bestand noch immer. Wo war nur das Pferd? Simund blickte sich um. Das Licht, welches mit dem Erscheinen des Pferdes auftrat, war in weite Ferne gerückt. Indessen kam Modgud immer näher. Mit weit ausgebreiteten Armen und finstren Blick schloss der Riese zu ihm auf. *Weglaufen hat keinen Zweck*, dachte sich Simund und wog die Keule in der Hand. *Kein Weglaufen mehr. Nicht vor dir. Vor niemanden.*

Simund packte die Keule mit beiden Händen.

»Kein Weglaufen mehr!«, schrie der Riese.

Kein Weglaufen mehr, wiederholte Simund.

Simund überraschte Modgud, indem er ebenfalls auf ihn zulief. Seine zupackenden Arme griffen zu spät, Simund war schon an ihnen vorbeigesprungen. Er holte mit der Keule aus und traf den Riesen ins Knie.

Noch vollends in der Bewegung begriffen, stapfte Modgud mit dem eben getroffenen Bein auf den Boden. Er schrie auf, das Bein gab nach und er stürzte bäuchlings.

»Du verdammter ...!«, fluchte Modgud am Boden liegend. Er wollte sein Bein belasten und aufstehen, scheiterte aber jedes Mal bei dem Versuch. »Was glaubst du, ändert das? Schlag mich ruhig tot, ich komme wieder!«

Das Getrappel von Hufen näherte sich. Das Pferd kehrte zurück und hielt neben Simund. Ein kräftiges, braunes Tier mit schwarzer Mähne. Es schnaubte ihn an, als wollte es ihm etwas mitteilen.

Simund wandte sich an Modgud. »Ich aber nicht.«

Er schwang sich auf den Rücken des Pferdes. Das Tier ließ das ohne Weiteres zu und setzte sich sofort in Bewegung. Natürlich vergaß Simund den hölzernen Knüppel nicht.

»Der Tod wird auch dich kriegen!«, rief ihm Modgud hinterher.

Simund antwortete nicht. In diesem Moment fühlte er sich, als würde selbst der Tod machtlos an ihm abprallen.

Das Pferd galoppierte auf das Licht zu. Es schien nun wesentlich weiter weg zu sein. Aber von Modgud oder anderen Verfolgern keine Spur.

»Ich muss mich wohl bei dir bedanken«, sagte Simund zu dem Pferd. Üblicherweise würde er sich dumm vorkommen, mit einem Tier so zu reden. Aber in diesem Falle glaubte Simund fest daran, dass es sich hierbei nicht um ein normales Pferd

handelte.

»Wenn wir wieder oben sind, bringen wir dich so schnell wie möglich an die Oberfläche. Bist du ein Wildpferd? Oder gehörst du einem Herrn?«

Tatsächlich erwartete er eine Antwort. Dann lachte er über sich selbst. Es war ein freies, ungezwungenes Lachen. Und da fiel es ihm auf. Das Pferd kam ihm genauso bekannt vor wie die Keule in seiner Hand. Simund hatte es das letzte Mal gesehen, bevor Cherus verschwand.

»Du bist Trayus, Cherus' treues Pferd! Hat er dich gesandt, um mir zu helfen? Aber wie?«

Natürlich keine Antwort. Nun ahnte Simund auch, wohin die Reise gehen würde: Sie steuerten direkt auf das dunkle Gewässer zu. Der Braune beschleunigte seinen Galopp.

»Ist das der einzige Weg?«

Simund war nicht gerade erfreut über den Gedanken, wieder ins Wasser hinabzutauchen. Würde er ein zweites Mal ertrinken müssen? Trayus wieherte und legte noch mal richtig zu. Simund hielt den Atem an und hielt sich am Hals des Pferdes fest. Gemeinsam stürzten sie in die Tiefen.

Kapitel 39, Simund

Wieder spuckte Simund Wasser. Wieder war seine Kleidung durchnässt. Er rollte sich über den Steinboden, raus aus dem unterirdischen See. Er konnte sich nicht mehr daran erinnern, was geschehen war, nachdem Trayus in den Fluss gestürzt war. Nicht daran, ob er hierher gespült oder ob er wieder ertrunken war. Nur eines merkte er augenblicklich: Zwar wachte er erneut am Ufer auf, nachdem er ins Wasser gestürzt war, doch fühlte er sich nicht so elend wie beim ersten Mal.

Dunkelheit umgab ihn. Auch wenn er nicht die Hand vor Augen sehen konnte, so war Simund dennoch davon überzeugt, dass er sich im Zwergenreich befand. Es fehlte das schaurige Licht des Totenreiches. Nur, wo war er genau?

Simund stand auf, hustete noch einige Male und tastete dann den Boden ab. Gerade war es ihm eingefallen, hier müsste irgendwo ... Da! Seine Hand berührte das Holz von Cherus' Keule. Sie war also mit ihm gekommen, gehörte nun ganz ihm. Simund schwor sich, sie nie wieder von sich zu geben.
Cherus, du hast uns nicht verlassen.

Es hatte aber keine Zeit, sich über das Geschehene Gedanken zu machen. Simund erinnerte sich an den Kristall, den Barutz ihnen gegeben hatte, und fasste sich unter die nasse Kleidung. Er fand ihn und beleuchtete die Umgebung. Wie er vermutet hatte, befand er sich in der Unterwelt, dem Reich der Zwerge. Die Stelle kam ihm nicht bekannt vor. Auf der einen Seite war der See, auf der anderen bloßer Fels. Das machte die Sache einfacher; sie hatten bei ihrer Wanderung immer den See zu ihrer Rechten gehabt. Sollte er sich immer in diese Richtung halten, müsste er wieder zum Tempel

gelangen ... Aber was war, wenn er hinter dem Tempel ans Land gespült worden war? Und schon ging sein Plan nicht mehr auf. Also, welchen Weg sollte er gehen? Er musste wohl auf seinen Instinkt vertrauen. Somit entschied sich Simund, den See zu seiner Rechten zu halten.

Er wusste nicht, wie weit es war. Und vielleicht wäre es klüger gewesen, seine Kräfte zu schonen. Aber Simund verspürte den Drang, sich zu beeilen und so schnell wie möglich bei ihnen zu sein.

Wie viel Zeit war überhaupt vergangen? Ihm kam es wie ein einziger Nachmittag vor, den er als Toter - bei diesem Gedanken erschauerte er während des Laufens - verbracht hatte. Doch nun war es Zeit, an diesem Nekromanten Vergeltung zu üben. Simund war überzeugt davon, dass diese Keule genau das richtige war, um dem Shaura-Diener den Garaus zu machen.

Wie Cherus damals.

Bei diesem Gedanken musste er lächeln.

»Was ist so lustig?«, hörte er dumpf eine Stimme.

Simund wirbelte herum.

»Du läufst übrigens in die falsche Richtung«, sprach die Person. »Zu deinen Leuten geht es dort lang.«

Barutz trat hinter ihm aus der Dunkelheit. »Habe dich schon gesucht.« Er grinste. »Aber wir haben jetzt keine Zeit für ein Pläuschen. Komm, wir müssen da entlang.«

»Wie ... woher?« Simund musste erst seine Gedanken ordnen.

»Woher kommst du nur? Ich hätte an dir vorbeilaufen müssen.«

Barutz berührte die Felswand neben sich. »Ich habe in meiner Zeit beim Meister Svorgir viel gelernt. Durch meine Verbindung zum Stein war es mir ein Leichtes, mich aus dem

Tempel zu stehlen, wie Melinde es mir aufgetragen hat, dich zu suchen und schließlich zurückzubringen. Reicht das als Erklärung aus? Wir müssen zurück, wer weiß, in welcher Gefahr deine Freunde jetzt stecken.«

»Melinde hat es dir aufgetragen? Wieso?«

Barutz zuckte mit den Schultern. Dabei fiel Simund auf, dass Barutz eine Art Gerät in den Händen hielt.

»Sie ist die Hellseherin. Frage sie. Mir konnte sie keine genaueren Details verraten und sie sagte selber, dass sie nicht alles wüsste. Aber sie sah dich aus dem Wasser steigen, nachdem du ertrunken warst. Und was ist das? Woher hast du den Stock?«

Barutz zeigte mit dem Kopf auf die Keule.

»Das? Das ist eine lange Geschichte. Und was ist das?«

Simund deutete auf das Ding in Barutz' Händen.

Der Zwerg hielt es hoch. »Ach, das ist meine Armbrust. Noch nie eine gesehen? Ich habe sie selber hergestellt! Gut, reicht das jetzt? Du scheinst es wirklich nicht eilig zu haben, deine Freunde zu retten.«

Simund hatte keine Ahnung, wo der Zwerg die ganze Zeit eine Armbrust versteckt hatte (und er sah wirklich zum ersten Mal eine). Aber Barutz hatte recht, es reichte jetzt wirklich.

»Ja, lass uns gehen. Ich bin noch etwas verwirrt. In diese Richtung?«

»Gerade erst von den Toten auferstanden, hmm? Ja, folge mir.«

Der Zwerg legte ein ordentliches Tempo vor, welches Simund den kurzen Beinen kaum zugetraut hatte. Gemeinsam liefen sie durch die Dunkelheit der Unterwelt. Ihre Schritte hallten durch die Höhlen und Gänge.

»Wie sieht es bei ihnen aus?«, fragte Simund.

»Keine Ahnung«, antwortete der Zwerg. »Ich habe mich aus dem Staub gemacht, sobald der Angriff richtig losging. Und nenne mich nicht einen Feigling, denn Melinde hatte mir das so aufgetragen.«

»Mache dir darüber keine Gedanken, ich glaube dir. Du hast richtig gehandelt. Schließlich bin ich wieder da und alles, was ich tun musste, war, dem Licht zu folgen. Du kannst Melinde immer vertrauen, was ihre Weissagungen anbelangt.«

»Sei still«, sprach Barutz mit gedämpfter Stimme und verlangsamte seinen Lauf. Er schloss die Augen und berührte den Fels neben sich. »Wir kommen näher.«

»Unglaublich«, meinte Simund. »Du siehst hier unten womöglich mehr als wir auf der Oberfläche.«

Der Zwerg lächelte stolz. »Das ist unsere Welt. Aber jetzt ruhig. Wir sollten uns anschleichen.«

Vorsichtig bewegten sie sich vorwärts. Barutz schlich voran und spähte um jede Ecke.

Er nickte in den Gang vor sich, schaute noch mal und hob drei Finger. Anschließend wandte er den Kopf nochmals in den Gang und hob vier Finger.

»Wie viele denn?«, fragte Simund, so leise er konnte.

»Vielleicht auch fünf.«

»Was nun?«

Der Zwerg zuckte mit den Schultern. Dann drückte er Simund plötzlich an die Wand und machte wieder das Zeichen, still zu sein.

Simunds Herzschlag beschleunigte sich. Es musste etwas geschehen sein. Zuerst hörte er nichts, doch dann kam das klackende Geräusch immer näher. Sogleich wurde ihm bewusst,

was die Ursache dieses Geräusches sein musste: Einer der Knochenmänner hatte sie bemerkt.

Barutz presste sich an die Wand, die Armbrust im Anschlag.

Die metallene Spitze des Pfeils blitzte auf. Der Zwerg blickte auf seine Waffe und sah dann Simund fragend an.

Simund schüttelte den Kopf und deutete auf seine Keule. Er glaubte nicht, dass ein Pfeil dem Toten viel Schaden zufügen würde. Seine Keule hingegen ...

Das Geräusch war nahe, sein Herzschlag raste. Er glaubte, er könnte den Untoten mit nur einem Schlag niederstrecken. Aber was dann? Was, wenn die Situation eskalierte?

Diese Gedanken waren wie weggeblasen, als der blanke Schädel ins fahle Licht der Kristalle trat. Simunds Keule schnellte hervor, sauste von unten hoch und traf das Kinn des Skelettes. Der Unterkiefer flog in alle Richtungen, der Kopf trennte sich von der Wirbelsäule. Das Skelett fiel nach hinten und zerschellte am Boden.

»Aber leiser ging es nicht?«, fragte Barutz.

Simund schlug das Herz bis in den Kopf. Er war einfach nur froh, dass es geklappt hatte.

»Lief doch alles gut«, meinte er.

»Ja, gut. Nun kommen die anderen.«

Simund trat in den Gang und ließ die Keule durch die Luft kreisen. Es machte keinen Sinn mehr, sich noch weiter zu verstecken. Nichts erschien ihm jetzt richtiger, als sich offen zu zeigen und sie mit der Keule niederzustrecken.

»Sag mir Bescheid«, sprach Simund noch, »wenn der Nekromant kommt.«

Gleich mehrere griffen ihn an und versuchten ihn mit ihren ausgestreckten Armen zu greifen. Simund ließ die Keule auf

sie herniederfahren und zerschmetterte sie. Knochen brachen so widerstandslos, als wären sie Zweige.

Simund führte die Keule mit beiden Händen und schlug von oben herab auf einen der Untoten. Er trieb ein tiefes Loch durch den Schädel. Erneut holte er aus und zerschmetterte den Kopf an der Wand. Dem nächsten hieb er nach dem Brustkorb und zertrümmerte dessen Brustbein, auf dass die Knochen in alle Richtungen schossen.

Das dritte Skelett bekam Simunds linken Arm zu fassen. Zu seinem Pech war das nicht sein Waffenarm. Die Keule trennte die Glieder vom Rest des Körpers. Dem armlosen Widersacher schlug Simund mehrmals auf den Schädel, bis dieser barst. Zwischen dem letzten Untoten und Simund bestand danach noch genügend Abstand, dass er Anlauf nehmen konnte. Beidhändig traf er den Untoten mit so viel Schwung, dass er ihn gänzlich auseinandernahm.

Danach herrschte Ruhe im Gang. Simund hörte nur noch die Knochen über den Boden rollen und atmete hörbar aus.

»Es waren vier«, sagt er zu Barutz.

»Alle Achtung, gar nicht mal schlecht. Warte mal.« Der Zwerg hielt sein Ohr an den Fels. »Ich höre da Stimmen. Das muss Piasus sein, der hört gar nicht mehr zu reden auf. Was nun? Ich könnte versuchen, mich zu ihnen zu schleichen und den Nekromanten mit meiner Armbrust zu erledigen.«

Simund wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Das wird nichts bringen. Ich hatte dem Nekromanten mein Schwert in den Leib gerammt und es hat ihn nicht gekümmert. Diese Keule jedoch ... Cherus hat damals die Nekromanten damit besiegt. Es sollte auch heute klappen.«

»Hmm. Aber ich kann schon mal vorausgehen und nach dem

Rechten schauen. Der Weg bis zum Tempel müsste für dich frei sein. Wir sehen uns dort.«

Und dann verschwand Barutz vor seinen Augen.

Einen Moment blieb Simund noch verwundert stehen und suchte den Fels nach so etwas wie einer geheimen Tür ab. Nachdem er die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen eingesehen hatte, entschloss er sich, dem Weg weiter zu folgen. Bis auf ein paar verstreute Knochenreste und das weite, stille Gewässer neben ihm blieb hier alles ruhig. Nach einer Weile, in der er sich vorsichtig vortastete, konnte er etwas ausmachen, das tatsächlich wie Stimmen klang. Er musste nahe sein. Simund sah den Gang, der zum Tempel führte, und schlich sich an. Die Stimmen kamen nun eindeutig aus dem Tempelinneren. Er spähte um die Ecke. Eine Unmenge an Untoten versperrte ihm die Sicht ins Innere. Die Skelette standen regungslos und schienen nichts von seiner Anwesenheit mitbekommen zu haben.

Barutz tauchte aus der Dunkelheit neben ihnen auf und winkte ihn zu sich. Simund hätte fast vor Schreck aufgeschrien, stellte sich der Zwerg doch seelenruhig zwischen sie und berührte, wie zur Demonstration, die Knochen. Doch sie reagierten nicht.

Simund trat näher, noch immer auf der Hut. Unterdessen ließ Barutz nicht davon ab, die Untoten weiter zu betatschen.

»Sieh nur, machen nichts! Die hören wohl fleißig zu.«

»Merkwürdig. Vielleicht weist der Nekromant sie an, ruhig zu bleiben. Wie sieht es da drin aus?«

»Piasus hat ihn abgelenkt. Es geht allen vier gut, wie es scheint.«

Simund war erleichtert. Er kam nicht zu spät!

»Wollen wir rein?«, fragte Barutz.

»Was bleibt uns anderes übrig?«

»Sehr gut. Am besten, ich verstecke mich wieder und schlage aus dem Hinterhalt zu. Und du ziehst dein Ding durch.«

Simund fasste die Keule fester. »Klingt nach einem Plan.« Damit verschwand der Zwerg wieder im Dunkeln. Simund blieb nun nichts weiter übrig, als durch diesen schmalen Gang zu gehen – mitsamt all den Untoten darin.

Obwohl nun auch Simund davon überzeugt war, dass sie im Moment keine Gefahr darstellten, schlängelte er sich so behutsam wie möglich an ihnen vorbei. Immer wieder streifte er mit seinen Armen oder Beinen versehentlich an einen Knochen, doch ließ die Berührung sie nicht aufwachen. Die Schädel mit ihren leeren Augenhöhlen starrten nur stumpfsinnig geradeaus.

Am Ende des Ganges konnte er dann deutlich Piasus hören: »... Und damit drehen wir uns wieder im Kreis, da Ihr dieses grundlegende Axiom nicht im Kopf behaltet. Weswegen sind wir denn hier, wenn nicht um uns unseres Daseins zu erfreuen?« Simund konnte nun deutlicher in den Innenraum blicken. Seine Gefährten saßen tatsächlich um den Altar verteilt auf dem Boden; unter ihnen der Nekromant, im Schneidersitz und mit verschränkten Armen.

»Aber dieses Axiom an sich kann schon nicht richtig sein«, hörte er den Nekromanten mit seiner kratzigen Stimme sprechen. »Wieso muss ich es denn für wahr halten, wenn es doch nur ein Axiom ist, das auf nichts weiter beruht als auf Euren schlaunen Reden?«

Simund trat näher. Hedda bemerkte ihn, ein Lächeln huschte über ihre Züge, welches sie sogleich zu verbergen versuchte.

Dann auch Rodried. Er saß nahe an Melinde und flüsterte ihr etwas zu, woraufhin seine Schwester über beide Ohren strahlte. Auch Simund konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er sie alle so gesund und wohlauf erblickte. Wenn Piasus ihn gesehen hatte, ließ er es sich nicht anmerken.

»Nun versteht doch«, fuhr Piasus fort, »es macht keinen Unterschied, welchen Ursprung wir Menschen haben oder aus welchem speziellen Grund wir von den Göttern oder sonstigen Mächten geschaffen wurden. Nun sind wir einmal hier und müssen unsere Existenz mit etwas füllen. Sicherlich haben wir unsere Pflichten und Notwendigkeiten, aber kann unser Dasein allein aus diesen bestehen? Dann wären wir nicht besser als die Tiere! Ein Tier kennt nur das Fressen und die Fortpflanzung und zu mehr ist es auch nicht fähig. Aber wir Menschen ...«

Simund trat in den Hauptraum. Überrascht wandte sich der Nekromant in seine Richtung.

Piasus warf die Hände in die Luft. »Na endlich!«

Dann sprangen alle auf. »Jetzt!«

Kapitel 40, Simund

Piasus warf sich aus dem Weg, während Rodried sich Melinde schnappte und sie forttrug.

»Was zum ...«, entfuhr es dem Nekromanten. »Du müsstest bei Shaura sein! Wie bist du wieder in die Welt der Lebenden zurückgekehrt?«

Er schnellte hoch, den Stab in der Hand. Simund erinnerte sich, was das letzte Mal geschehen war, als er den Stab eingesetzt hatte: Die Untoten waren zum Leben erwacht und hatten sie angegriffen.

Wie ein Bär, der sich aus dem Unterholz erhob, richtete sich Hedda hinter ihm auf und packte sich den Nekromanten. Der keuchte, während ihre kräftigen Arme anschwellen und seinen Leib zerdrückten. Seine Beine strampelten in der Luft, als sie ihn hochhob.

»Denkt ihr ...«, brachte der Nekromant erstickt hervor, »das wird mich aufhalten? Seht!«

Als er seinen Stab auf die Skelette im Gang richten wollte, hörte Simund ein kurzes Zischen. Ein Geschoss traf den Stab und schlug ihn aus der Hand des Nekromanten.

Grinsend trat Barutz neben ihn. »Na los«, sprach der Zwerg. »Simund!«, brüllte Hedda.

Richtig. Das war sein Part. Simund nahm Anlauf. Beide Hände umfassten den Stiel der Keule. Simund fixierte den Kopf des Nekromanten. Wenn es bei den Skeletten funktionierte, dann auch bei ihm.

»Lasst mich los!«, protestierte der Nekromant. Er fuchtelte mit den Armen, seine Füße traten gegen Heddas Beine. Das Gewand verrutschte und gab seinen hässlichen, halbverfaulten Schädel frei.

Simund holte aus. Von rechts nach links durchschnitt der Keulenkopf die Luft. Irgendwo in ihrer Bahn traf sie auf etwas. Er hatte kaum Widerstand gespürt. Als er zum Nekromanten blickte, baumelte sein Kopf schlaff vom Hals. Die Zunge hing ihm aus dem offenstehenden Mund, die Augen blickten ins Leere. Der Körper war gänzlich erschlaft. Bevor er aufatmen konnte, ließ ihn ein lautes Klacken zusammenzucken. Er drehte sich um und sah, wie die Skelette in sich zusammenfielen. Die Knochen verteilten sich über den gesamten Eingang und rollten bis zu ihren Füßen. Der Spuk war vorbei.

Der Nekromant klatschte leblos vor Simunds Füßen. Hedda hatte ihn fallengelassen und kam auf Simund zu.

»Bei den Göttern!« Sie umarmte ihn mit all ihrer Kraft und presste ihm die Luft aus den Rippen. »Du hast es tatsächlich geschafft! Bei den Göttern, wie schön, dass du wieder da bist!«

»Ja, ich bin auch froh«, keuchte er, »wieder bei euch zu sein! Nun gib mir bitte etwas Luft zum Atmen.«

»Oh, entschuldige.«

Hedda ließ ihn frei und wischte sich eine Träne von der Wange.

»Simund!«, hörte er danach die Stimme seiner Schwester. Ein nasser Strom floss ihr bereits übers Gesicht.

»Es tut mir so unendlich leid! Es tut mir so leid, dass du da durch musstest. Ich ...« Ein Schluchzen, mehr nicht.

»Ist schon gut«, sprach Simund und drückte sie zärtlich. »Es ist alles gut gegangen.«

»Aber es hätte so viel schlimmer kommen können. Und trotzdem schickte ich dich willentlich in den Tod! Wie furchtbar muss

es gewesen sein, zu ertrinken. Und was den anderen noch hätte zustoßen können ... Ich wollte es nicht sehen, ich wollte nicht hier sein und ich wollte uns nicht in Gefahr bringen. Doch die Götter sprachen zu mir und ich musste gehorchen.«

Simund tätschelte ihren Kopf. »Ich bin nur froh, dass es euch allen gut geht. Es war auch eine ... interessante Reise. Ich glaube, wir alle haben viel zu erzählen.«

Melinde nickte, rieb sich die Wangen und trat zur Seite.

Rodried stellte sich vor Simund, schlug ihm zuerst auf die Schultern, lächelte und umarmte ihn schließlich. Danach war Piasus dran. Der beließ es bei dem Schulterklopfen.

»Gut, dass du wieder da bist.«

»Tut wirklich gut, wieder unter den Lebenden zu sein.«

»Und was ist das?«, fragte Piasus und deutete auf seine Keule.

»Ein Teil einer langen Geschichte.«

Sie saßen in einem Kreis. Simund brauchte eine Weile, um seine Reise durch die Unterwelt zu erzählen, seinen kurzen Aufenthalt in seiner ihm zugewiesenen Heimstätte, wie er wieder die Person sah, die ihn und Melinde damals aus dem brennenden Haus gerettet hatte, die Flucht vor Modgud, das Licht, das Pferd, die Keule ... Danach fühlte er sich ausgelaugt und müde. Er legte sich auf den staubigen Boden, die Keule auf der Brust.

»Verdammt«, sprach dann Piasus, der ihm mit der Hand am Kinn aufmerksam zugehört hatte. »Das muss ich aufschreiben, sobald ich Papyrus und eine Feder in die Finger bekomme. Da haben wir doch tatsächlich einen, der das Reich der Toten

besucht hat und davon berichten kann!«

»Das Reich der Shaura«, berichtigte Simund. »Modgud sagte mir, dass dorthin alle kommen, die nach dem Tod nicht mit einem anständigen Ritual bestattet wurden. Es gibt also noch andere Totenreiche, schätze ich.«

»Von mir aus, das ist schon bemerkenswert genug. Wie viele eine solche Geschichte dazu verleiten wird, immer eifrig den Göttern zu huldigen ... Mein Freund, du hast den Tempeln damit einen großen Dienst erwiesen. Du solltest dich von ihnen auszahlen lassen.«

»Es gibt einem zu denken«, sagte Simund nur.

»Zu wem soll ich also beten?«, fragte Rodried, der ihm die ganze Zeit nur mit offenem Mund zugehört hatte.

Simund winkte mit einer müden Bewegung ab.

»Er sollte auf jeden Fall Cherus danken«, meinte Hedda mit verschränkten Armen. Sie schien nicht gerade glücklich darüber zu sein, das zu sagen. »Schließlich muss er es gewesen sein, der dich gerettet hat. Und diese Keule ...«

Simund richtete sich auf. »Du erkennst sie? Meine Erinnerungen sind etwas schwammig. Aber ich könnte schwören, dass es seine Keule ist.«

»Darf ich?«, fragte sie.

Widerwillig händigte er ihr die Keule aus.

Hedda untersuchte sie, befühlte das Holz von oben bis unten.

»Ich bin mir ganz sicher. Das ist die Keule von Cherus, mit der er Merow von den Untoten befreit hatte.«

»Mit so einer Keule?«, fragte Barutz. Er beschaute die Waffe mit zusammengekniffenen Augen. »Das ist doch nur eine einfache Holzwanne, kein magisches Metall, nichts von Zwergenhand geschmiedetes.«

»Es heißt«, begann Rodried, »Cherus habe diese Keule aus dem Holz eines heiligen Baumes geschnitzt und damit viele Ungeheuer, Dämonen und Nekromanten wie diesen erschlagen. Es ist keine einfache Keule. Nicht jede Waffe ist aus Metall. Schon gut gehärtetes Holz reicht für einen ordentlichen Prügel, um jemanden damit den Schädel einzuschlagen. Aber diese Waffe stammt aus der Hand eines Gottes ... Ich hätte nicht gedacht, dass wir auf dieser Reise einen heiligen Gegenstand wie diesen in die Hände bekommen. Du natürlich, Simund. Die Waffe gehört dir allein.«

»Da hat er recht«, sagte Hedda und händigte Simund die Keule aus. »Sie wurde dir bestimmt aus einem guten Grund gegeben. Wahrscheinlich nicht nur, um diesen einen Nekromanten niederzustrecken.«

Als Simund die Keule wieder in den Armen hielt, war ihm, als würde ihm eine ungeheure Verantwortung auferlegt. Ja, Cherus hatte ihm sicherlich nicht ohne Grund seine eigene Waffe überreicht. Damit musste es etwas auf sich haben. Sicherlich ging der Besitz dieser Waffe mit einer Aufgabe einher. Simund schaute zu Melinde. Sie erwiderte seinen Blick, wissend. Doch was diese Aufgabe war, das konnte er in den Augen seiner Schwester nicht lesen.

Piasus stand auf. Mit langsamen Schritten umkreiste er die kleine Runde und trat neben den Nekromanten.

»Was machen wir mit dem?«, fragte Piasus. »Ihn einfach hier unten liegenlassen?«

»Wir könnten ihn ins Wasser werfen«, meinte Hedda.

»Vielleicht kommt er ja genau dort an, wo er seiner Göttin am nächsten ist. Das würde ihm bestimmt gefallen, doch wenn Simunds Beschreibungen stimmen, wird er dort unten eine

freudlose Ewigkeit verbringen.«

»Da wäre wahrscheinlich noch etwas Wichtigeres: Was machen wir mit seinem Stab?«, fragte Hedda. »Das Ding ist selber magisch, oder? Er hat es benutzt, um seine Kräfte zu wirken.«

Die Gruppe richtete sich auf und begab sich zu Piasus. Der Stab lag neben dem Leichnam des Nekromanten. Nachdem Barutz ihn aus seiner Hand geschossen hatte, hatte ihn keiner mehr angefasst. Simund fragte sich, ob sie ihn überhaupt berühren sollten.

»Cherus hatte die Stäbe zerstört«, sprach Melinde, die sich an Hedda gelehnt hatte. »Mit seiner Keule. Diese Nekromantenstäbe sollen von Shaura persönlich stammen und keine menschliche Hand soll sie zerstören können. Cherus vermochte es jedoch, sie zu zerschlagen.«

Alle Blicke richteten sich auf Simund. Er verstand. Es war an ihm, diesem Treiben ein Ende zu bereiten. Vielleicht war das der Grund, weswegen er die Keule bekommen hatte. Cherus konnte aus irgendeinem Grund nicht wieder auf die Erde zurück. Aber er konnte einem seiner Kinder das Werkzeug übergeben, um seine Aufgabe fortzuführen.

»Gut«, sprach Simund. »Versuchen wir es. Wenn jemand bitte den Stab auf den Altar platzieren würde. Dort kann ich besser zuschlagen.«

Nun schauten sich die Gefährten gegenseitig an. Keiner wollte es wagen, den Stab anzufassen.

»Ihr habt Angst vor dem Ding?«, fragte Barutz. »Es ist nur Holz. Ich mache das schon.«

Melinde stieß noch ein kurzes »Halt!« aus, da hatte der Zwerg bereits den Stab in die Hand genommen und begab sich

zum Altar. Dort legte er ihn ab, zuckte mit den Schultern und sagte: »Nun bist du dran.«

»Geht es dir auch gut?«, fragte Simund.

»Glaubst du, ich verspüre plötzlich den ungeheuren Drang, mir eine Horde Untoter gefügig zu machen und sie auf euch zu hetzen? Nein, mir geht es bestens. Nun mach schon, ich will sehen, was passieren wird.«

Simund stellte sich vor den Altar. Er hob die Keule mit beiden Händen, zielte und ... Es klirrte, das Holz der Keule prallte vom Altar ab und der Stab flog durch den Raum. Mehrere Schritte entfernt landete er auf dem Boden, allem Anschein nach unversehrt.

»Das gibt es doch nicht«, sprach Piasus und lief zu dem Stab. »Das Ding ist noch ganz!«

»Sei vorsichtig!«, rief Melinde.

»Ja, ja.« Piasus beugte sich hinunter und hob den Nekromantenstab auf. Nach einem kurzen Augenblick, in dem alle außer Barutz den Atem anhielten, schien Piasus in sich hineinzuhorchen. »Nein, da passiert wirklich nichts. Mir geht es gut. Dem Stab ebenfalls. Kein Kratzer, Splitter oder Abplatzungen. Wollen wir etwas anders versuchen? Wie wäre es, wenn wir mit Schwertern mal draufhauen?«

Daraufhin platzierten sie den Stab wieder auf dem Altar. Diesmal war es Hedda, die mit der Klinge zuschlug. Das Holz erzitterte unter dem Hieb, aber wieder zeigte sich keine Beschädigung. Abgesehen von ihrer Klinge; Hedda bog sie anschließend mit bloßer Hand gerade.

Dann übergaben sie ihn Hedda. Sie schickte sich an, den Stab mit ihren ungeheuerlichen Kräften in zwei zu brechen. Auch diesmal kein Erfolg, so sehr sie sich auch anstrengte.

Enttäuscht gab sie auf.

»Und was machen wir jetzt damit?«, fragte Rodried, der immer respektvollen Abstand zum Nekromantenstab hielt. »Wir können ihn nicht hier lassen.«

»Auch ins Wasser?«, fragte Barutz.

»Ich wäre dagegen«, meinte Simund. »Wir wissen dann nicht, wo er landen wird, in welche Hände er geraten könnte. Nein, mir wäre es viel lieber, wir nähmen ihn erst einmal mit und sähen dann weiter. Vielleicht bekommt Melinde ja eine Antwort.«

Rodried nickte, aber Simund konnte sehen, dass ihm diese Antwort nicht gefiel.

»Ich verstaue ihn«, sagte Piasus. »Oder möchte jemand anders ihn unbedingt mit sich tragen?«

Da ihm keiner den Stab streitig machte, war die Sache abgemacht. Das Werkzeug des Nekromanten würde sie auf ihrer Reise begleiten.

Kapitel 41, Gunlaug

Das Königs-Thing verglich Gunlaug gerne mit einer Heerschau. Dieses Bild ergab sich aus mehreren Gründen: Einerseits waren bei einem Thing nur Männer zugelassen. Es fehlte auf der freien, offenen Fläche an Frauen, an Kindern und nur wenige Alte waren zugegen. Ihm bot sich ein ganz und gar männlicher Anblick. Was den Eindruck einer Heerschau noch verstärkte, war der Umstand, dass alle Anwesenden hier bewaffnet waren. Obwohl auf dem Thingplatz eigentlich kein Blut vergossen wurde, war es trotzdem Brauch, mit Waffen zu erscheinen. Diese Bewaffnung beschränkte sich nicht nur auf das Schwert oder die kurze Axt am Gürtel. Die Männer kamen mit Brünne, Kettenhemd und Helm. Sie legten die Schilde ins Gras und stützten sich auf ihre Speere. Manche waren mit Pfeil und Bogen bewaffnet, als wollten sie zwischen den Urteilen jagen gehen. Die Herkunft manches Thing-Besuchers konnte Gunlaug an der ein oder anderen Klinge ablesen: Freie aus dem Süden trugen ihre kurzen Schwerter am Gürtel, im Norden war eine dickblättrige Stangenwaffe beliebt. Die Fürsten kamen auf ihren stattlichen Schlacht-Hirschen angeritten und viele Freie reisten zu Pferde zum Königs-Thing.

Auf dem Königs-Thing galt das Gebot, sich nicht die Köpfe einzuschlagen. Dennoch führten die Fürsten ihre kräftigsten Recken vor und statteten die Kerle mit der besten Ausrüstung aus. Fanden die Stämme ihren Platz, so war es, als nähmen sie dieses Land für sich ein, indem sie die Banner ihres Stammes aufstellten. Gunlaug sah Bären, Wölfe, Krähen, Eulen, Eichen, Buchen, Spatzen, Seeschlangen, Eber, Lindwürmer, viele andere Tiere und Ungeheuer, die sich

überall erhoben und verkündeten, welcher Fürst sich hier niedergelassen hatte. Die Männer traten nicht feindselig auf, Klingen blieben in der Scheide, Beile am Gürtel, Bogen nicht gespannt. Sie begegneten sich dennoch mit Respekt und ließen sich gegenseitig genügend Abstand, als fürchteten sie, die Grenzübertretung mit Gewalt heimgezahlt zu bekommen. Sicherlich wurde Gunlaug auch der ein oder anderen Freundschaftsbekundung und herzlichen Umarmung ansichtig. Er vernahm jedoch auch böse Blicke und unverhohlene Beleidigungen. Zum Glück platzierten sich die Stämme einmütig so, dass kein Erzrivale sich neben dem nächsten ausbreitete.

Die Trosse von Hartried und Pattmar waren die ersten, die ihre Zelte mehrere hundert Schritte vom Thingplatz entfernt aufbauten. Deshalb konnte Gunlaug seelenruhig dabei zuschauen, wie die einzelnen Fürsten mit ihren Freien ankamen. Pattmar und sein Gefolge hatten bereits ihr Lager nahe dem Thingplatz aufgebaut. Anschließend erhoben sie ihr Banner nahe dem Findling, welcher dem König vorbehalten war. Die Fahne mit dem Bären wehte stolz über der grasbewachsenen Ebene.

Das Gefolge des Königs breitete einen grünen Stoff über den Stein aus. Hedwinna und ihre Frauen hatten diesen Stoff gewebt, auf dem ein Hirsch den Betrachter geradewegs in die Augen schaute.

Gunlaug saß auf der Wiese und sah sich das Treiben an. Eine Gruppe Männer schritt an ihm vorbei. Die grünbraune Farbe ihrer Mäntel kam ihm bekannt vor ... Sie mussten aus dem Osten des Reiches stammen. Sie beäugten ihn, manche grüßten. Gunlaugs gute Laune gebot ihm, freundlich zu antworten.

»Ah, wenn das nicht einer der Söhne des Cherus ist.«

Gunlaug sprang auf. Die Stimme kam ihm bekannt vor. Ein Mann trat aus der Gruppe, gebeugt vom Alter, etwas blass und gekleidet in ein dickes Wolfsfell. Der Alte stellte sich vor Gunlaug und gab ihm Zeit, sich zu erinnern.

»Ah, entschuldigt.« Gunlaug streckte ihm die Hand aus.

»Darlaug, Fürst von Spatzensturz. Freut mich, Euch hier zu sehen.«

Darlaug gab ihm die Hand. »Auch meine Freude, Gunlaug, Sohn des Cherus. Das heißt wohl, dass der König auch schon hier ist, richtig? Ja, da ist sein Banner. Ah, und der Fürst von Bärenschlucht ...«

Darlaug blickte vorbei an Gunlaug auf den Findling und die daneben aufgerichteten Banner. Dadurch bot sich Gunlaug die Möglichkeit, sich den Mann genauer anzuschauen. Er wirkte alt. Für einen Moment hätte er noch gedacht, dass ihm lediglich die Reise strapaziert hatte. Aber nein, die Schwäche, die diesen Körper befallen hatte, ging tiefer und hatte sein Wesen erfasst. Gunlaug hatte nicht viele Gelegenheiten gehabt, den Fürsten von Spatzensturz genauer kennenzulernen. Zumeist hatte er ihn nur hier getroffen, beim Königs-Thing. Aber er hatte ihn als verständigen und umsichtigen Fürsten schätzen gelernt, auf dessen Wort man sich verlassen konnte. Er würde dem Königs-Thing fehlen, wenn die Zeit ihn zu sich genommen hätte.

Dieser Gedanke brachte Gunlaug unweigerlich dazu zu fragen: »Ist Euer Sohn bei Euch? Er müsste alt genug sein, um am Königs-Thing teilnehmen zu dürfen. Ich habe ihn lange nicht mehr gesehen. Das letzte Mal war er noch ein kleiner Bub.«

»Und er ist nun ein stattlicher Jüngling«, antwortete

Darlaug in einem Ton, der Gunlaug seinen Worten Glauben schenken ließ. »Nein, er ist nicht hier. Ich habe ihm aufgetragen, sich um das Fürstentum zu kümmern. Es gab da etwas zu erledigen und ich will sehen, wie er es bewerkstelligt. Er kann sich die Gesuche betrunkenen Fürsten auch ein anderes Mal anhören.«

»Wenn das Bier ihn nicht zuerst umhaut.«

Innerlich schüttelte Gunlaug mit dem Kopf. Oh ja, sie würden diese Nacht und die kommenden viel Bier in sich hineinschütten. Denn das lockerte die Zunge. So war es Brauch bei jedem Thing und als sie sich einen König erwählten, wurde dieser Brauch hier fortgesetzt. Es würde für Gunlaug wieder eine Weile dauern, bis die Wirkung gänzlich verfliegen war.

»Und Euch?«, fragte Darlaug. »Habt Ihr Euch von dem Kampf erholt?«

»Welchen Kampf?«

Darlaug trat etwas näher. »Den mit den Orks. Ich habe die Geschichte von ein paar Leuten aus dem Osten gehört. Manche erzählten sich, dass Ihr Euch einer ganzen Horde entgegengestellt habt.«

»Ich? Oh, da muss ich Euch enttäuschen! Ich habe nur einen erschlagen.«

Gemurmel unter den Männern. Sie klangen nicht erfreut. *Nun gut, da bot sich mir die Chance, die Erzählung etwas auszusmücken. Aber nein, wir bleiben lieber bei der Wahrheit.*

»Und?«, fragte Darlaug. »Wie war es? Gegen die Biester zu kämpfen?«

»Es war ... Sie reden wie Menschen, bewegen sich wie Menschen.«

Sind bestimmt auch fast so intelligent wie Menschen. Aber ich glaubte auch, gegen ein Tier gekämpft zu haben. Selbst nachdem ich es mehrmals mit meinem Schwert verletzt hatte, warf es seine Waffen weg und stürzte sich auf mich. Wir sollten sie nicht unterschätzen.«

Darlaug nickte. Die Männer hinter ihm blickten Gunlaug ernst an. Wenigstens schienen diese Worte ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben.

Der Fürst fasste ihn an die Schultern und schob ihn sanft von den Männern weg.

»Ich muss Euch etwas sagen«, sprach Darlaug, als sie außer Hörreichweite waren. »Ich habe Eure Schwester getroffen. Hedda war für eine kurze Zeit bei uns am Hof.«

»Hedda?«, entfuhr es Gunlaug. »Sagt mir, wie geht es ihr? Ist sie wohl auf? Bereist sie noch immer die Meere? Hat sie ... hat sie etwas über mich gesagt?«

»Ich kann Euch versichern, sie ist wohlauf. Eurer Schwester geht es gut. Sie hat ein eigenes Schiff und eine eigene Mannschaft. Sie ist bei bester Gesundheit und so stark, wie man sich erzählt. Was Euch anbelangt, nun ja. Ich fragte sie, ob sie Euch etwas ausrichten wollte, da wir uns bald treffen würden. Sie schwieg dazu.«

»Oh, das ...«

Gunlaug schaute zu Boden, obwohl er eigentlich nichts anderes erwartet hatte. Sie mied ihn, seitdem Gunlaug sich entschlossen hatte, Hartried zu folgen und es zum Kampf um den Thron kam. Dennoch hatte er für einen kurzen Moment gehofft, dass Hedda wenigstens ein freundliches Wort für ihn übrig hatte.

»Soll ich ihr etwas von Euch ausrichten?«, fragte Darlaug.

»Da gibt es nichts«, antwortete Gunlaug, »was nicht nur unter uns beiden gesagt werden dürfte.«

Darlaug nickte. Eine kurze Zeit herrschte Stille zwischen den beiden. Es fühlte sich an, als würde der Fürst ihn verstehen.

»Nun«, unterbrach Darlaug das Schweigen, »das wollte ich Euch jedenfalls gesagt haben. Auch wenn es nicht unbedingt das war, was Ihr hören wolltet.«

»Ihr braucht Euch nicht für das Verhalten meiner Schwester zu entschuldigen. Ich bin froh, dass sie wohlauf ist. Danke vielmals.«

»Nicht der Rede wert. Ich muss mich mit ein paar anderen Thing-Teilnehmern unterhalten, bevor mir das Bier zu Kopf steigt. Wir werden uns noch öfter über den Weg laufen.«

Hartrieds Gefolge versammelte sich und legte einen Schild zu Füßen des Königs. Er trat auf die Vorderseite des Rundschiles, das Gefolge umringte ihn, bückte sich und hob ihn in die Luft. Er hielt die Balance mit einer Würde, die man von dem Herrscher der Merowa erwarten konnte.

»Fürsten und Freie«, rief Hartried. Seine Stimme schwoll über den ganzen Platz und richtete sich an Hunderte bis Tausende von Merowa, die sich um den Findling gesammelt hatten. »Männer und Brüder. Mit wachsamen Augen beschaut Cherus selbst dieses Königs-Thing, auf diesem Platz, als er das erste Bündnis zwischen seinem Stamm und den Haldevern schloss. Hier, vor diesem Fels, wo Cherus Doderried mit der Keule niederschlug. Nicht mit der Klinge oder dem Speer, sondern aus Gnade beendete er den Kampf mit einem einfachen Hieb auf den Schädel. Auf dass Cherus und sein Kontrahent

Doderried Freundschaft schließen konnten. Möge auch dieses Königs-Thing einträchtig ablaufen, wie Cherus es gewünscht hätte.«

Die Freien klopfen mit Fäusten und Waffen auf ihre Schilde und gaben somit ihre Zustimmung.

»Damit ist der Trunk für diesen Abend freigegeben und das Königs-Thing kann beginnen!«

Sie schlugen noch heftiger auf die Schilde. Jubelrufe mischten sich zwischen den Donner. Gleich darauf wurden die Fässer angestochen. Neben Gunlaug rollten sie ein Fass heran, richteten es auf und zerschlugen die Dauben. Andere Freie kamen mit Bechern heran und tauchten sie hinein, während sich der malzige Geruch des Bieres verbreitete. Ein Freier kam auf Gunlaug zu und überreichte ihm ausgelassen einen Becher.

»Danke«, sprach er und nahm einen Schluck.

Und so beginnt es von neuem ...

Hartrieds Gefolge ließ ihn langsam herunter, nur um sich sogleich auf die Fässer zu stürzen und am Gelage teilzuhaben. Feierlaune ergriff den Platz, wo eigentlich Themen von Tragweite besprochen werden sollten.

Gunlaug stellte sich neben Hartried. Der wartete mit in die Hüften gestemmt Armen darauf, dass wieder etwas Ordnung ins Thing kam.

»Auch einen Schluck?«, fragte Gunlaug. »Ist gut.«

Hartried überlegte kurz und sprach schließlich: »Ach, gib her.«

Der König ergriff den Becher und führte ihn zum Mund. Als er ihn Gunlaug zurückgab, war der Becher nur noch halb voll. So war Gunlaug wenigstens etwas Bier losgeworden.

»Das dauert immer«, monierte der König. »Können die sich nicht beeilen, damit wir zur Tagesordnung übergehen können?«
»Warte noch etwas. Die versorgen sich alle. Am besten lassen wir sie den ersten Becher leeren. Darauf freuten die sich schon die ganze Reise.«

»Pah, das Reich hat größere Probleme.«

»Richtig.« Gunlaug nahm einen weiteren Schluck. »Deswegen sollten wir warten, bis ihre Ohren durch den Alkohol gefügig sind.«

»Die Dringlichkeit meines Anliegens und der Umstand, dass der König selbst es von ihnen fordert, sollten Grund genug sein, ordentlich zuzuhören. Wie mich dieses Besäufnis anwidert.«

»Du solltest dein Volk verstehen.« Gunlaug überreichte ihm wieder den Krug.

Ein kurzes Schweigen von Hartried, dann griff er wieder zu. Danach warteten sie, sahen dabei zu, wie sich die Freien mit Bier versorgten, wie sie miteinander schwatzten und neue Fässer herbei rollten. Mit der Zeit beruhigte sich der Trubel, mehr und mehr Blicke richteten sich auf den König, der mit seiner strengen Miene und den verschränkten Armen deutlich zu erkennen gab, dass er eigentlich wegen etwas anderem hier war.

»Brüder, Fürsten«, rief er dann.

»Der König möchte Aufmerksamkeit!«, rief jemand aus der Menge heraus.

Zustimmendes Geklopfe und Gelächter. Die Fürsten wandten sich von ihren Freien ab und blickten direkt zum König.

»Ich nehme mir mal heraus, den ersten Punkt dieses Treffens zu bestimmen.«

»Was ist Euer Anliegen?«, fragte Utharmar, der Fürst von Eulenwacht.

»Ihr wisst das nur zu gut, denn Ihr wart dabei: die Orks.«
Dieses Wort wurde von den Fürsten wiederholt, von den Freien ganz vorne aufgenommen und verbreitete sich durch die Menge. Auf einmal richteten sich alle Blicke wieder auf den König.

»So gefällt mir das schon besser«, sagte Hartried zu Gunlaug. »Ein äußerer Feind ist das Beste, um die Aufmerksamkeit dieses Volkes in eine Bahn zu lenken. Heute schreiben wir Geschichte.«

Kapitel 42, Gunlaug

»Ja, die Orks!«, fuhr Hartried fort. »Ich wette, die meisten von euch haben schon von ihnen gehört und andere von unserem Zusammentreffen mit ihnen. Ich und meine Männer sowie der Fürst von Eulenwacht und seine Getreuen, wir stießen mit ihnen an den nördlichen Ausläufern des Drachenwirbels zusammen. Auf der Ebene bekämpften unsere Pferde und Reiter, unsere Hirsche und Lanzen ihre von Bestien gezogenen Streitwagen. Doch seid versichert: Diese Streitwagen selbst wurden von Bestien gelenkt. Haarige Tiermensen, mit Hauern im Gesicht, Schweineschnauzen und kräftigen Körpern.« Hartried trat langsam auf die Mitte des Platzes und begann, auf und ab zu gehen, während er die Fürsten und Freien fest anschaute.

»Wie Bestien gebärdeten sie sich, grunzten und schlugen um sich wie in die Ecke gedrängte Tiere. Und dennoch waren sie der Sprache fähig. Wir redeten mit einem von ihnen, nachdem wir alle anderen erschlagen hatten.«

Die Freien klopfen mit ihren Waffen und Fäusten auf die Schilde. Es donnerte über den ganzen Platz. Hartried lächelte.

»Und er erzählte uns von dem Heer, das auf der anderen Seite des Drachenwirbels wartet. Eine ungeheure Masse dieser Bestien, welche über die Ebenen zieht und sich an allem sattfrisst, das es finden kann. Gräser, Bäume, Früchte, Gersten, Tiere ... Menschen.«

Ein Raunen ging durch die Freien.

»Ja, ihr habt richtig gehört. Menschen. Wir ertappten sie dabei, wie sie Menschen am Rande unseres Reiches verschlangen. Sie nagten jeden Knochen ab, bis kein Stück

Fleisch mehr übrig war.«

Die Stimmung bei den Freien schlug um, sie wüteten und stießen laute Verwünschungen aus.

»Hunderttausende dieser Bestien warten hinter dem Drachenwirbel darauf, über unsere geliebten Felder herzufallen, unsere tiefen Wälder abzuholzen, unsere blauen Flüsse und Seen leerzutrinken. Ja, ich weiß das, denn ich habe es gesehen. Als ich auf dem Turm Eulenwacht über den Drachenwirbel spähte, sah ich selbst, was sie ihrer Heimat angetan hatten, wie sie das Land umpflügten, aufrissen und letztlich zerstörten. Sie mögen wie Eber oder Schweine aussehen, doch gleichen sie eher einem Heuschreckenschwarm.«

»Darf ich dem etwas hinzufügen?«, rief plötzlich einer.

»Wer spricht da?«, fragte Hartried, merklich ungehalten darüber, unterbrochen worden zu sein.

Es war der Fürst von Spatzensturz, Darlaug, der hervortrat.

»Nur ungern falle ich Euch ins Wort, König, aber ich habe dem etwas hinzuzufügen, das Ihr mit Sicherheit auch hören wollt und das ich ohnehin an diesem Tage angesprochen hätte.«

»Dann fährt fort, wenn es so wichtig ist.«

»Danke, König.« Darlaug trat hervor und schaute sich um, ließ die Aufmerksamkeit eine Weile auf sich ruhen. »In meinem Fürstentum gibt es eine Alraune. Sie suchte mich eines Tages auf und berichtete mir von einer Vision, welche die Götter ihr gesandt hatten. Sie sah einen Heuschreckenschwarm, eine endlose Flut von gierigen Mäulern, welche über unser aller Merow herfielen. Sie sah entstellte Felder, vernichtete Ernten und braches Land. Ich denke, sie sah genau das, wovor Ihr, mein König, uns gerade warnt.

Jedem hier sollte bewusst werden, wie groß diese Gefahr ist, die sich dort auf der anderen Seite des Drachenwirbels zusammenballt.«

»Hat sie noch etwas gesehen?«, fragte Hartried. »Etwa, wie wir sie aufhalten können?«

»Nein, das hat sie nicht. Alles, was ich tun kann, ist, Eure schlechte Nachricht zu bestätigen.«

»Danke, Darlaug, damit habt Ihr uns allen einen Dienst erwiesen. Und die Seherin natürlich auch. Denn sie hat uns deutlich gemacht, dass sogar die Götter uns vor dieser Gefahr warnen wollen. Wenn ich das Fürstentum von Spatzensturz aufsuchen sollte, würde ich sie gerne treffen und mich bei ihr persönlich bedanken.«

»Ich leite Euren Dank an sie weiter«, sprach Darlaug. »Sie hält sich lieber unbehelligt im Wald auf. Vielleicht lässt sich dennoch ein Treffen arrangieren, wenn Ihr das nächste Mal in Spatzensturz seid.«

Hartried nickte und Darlaug stellte sich wieder zwischen seine Freien. Sie gaben ihm einen Becher Bier.

»Wann werden sie angreifen?«, fragte ein anderer Fürst.

»Wir wissen es nicht«, antwortete Hartried. »Wir schickten einen Ork zurück - den einzigen Ork, der den Zusammenstoß mit den Schwertern und Lanzen der Merowa überlebte!«

Abermals donnerten sie auf die Schilde.

»Und ich gab ihm auf, sich mit seinem Herren zusammzusetzen und ihm zu sagen, dass, wenn er Krieg haben will, dann soll er uns den Krieg erklären und wir vereinbaren Ort und Zeit der Schlacht. Doch die Orks halten nichts von Kriegserklärungen, halten sich an keine Gesetze, an keine Ehrenvorstellungen. Wann sie angreifen werden?

Vielleicht nächstes Jahr, vielleicht das darauf oder erst in drei Jahren. Aber eines ist klar: Sie kommen.«

»Und wolltet Ihr uns nur warnen?«, fragte ein anderer Fürst.

»Oder auch etwas vorschlagen?«

»Ja, aber ich werde nicht nur etwas vorschlagen, sondern gar von euch verlangen müssen. Ihr werdet bereits gemerkt haben, wie ernst die Lage ist. Selbst die Götter haben uns gewarnt. Ich habe mich bereits mit den Fürsten von Eulenwacht, Bärenschlucht, Wolfmarter, Widderfells und Eichenfall beratschlagt. Einer wacht über die Nordostgrenze unseres Reiches, sollten sie über die Ebene nördlich des Drachenwirbels einfallen. Die anderen über die Ostgrenze, wo sie über das Gebirge ziehen könnten. Wenn sie kommen, werden diese Fürsten den Angriff als erste zu spüren bekommen. Und sie bedürfen unser aller Unterstützung! Keiner von euch Freien, keiner von euch Fürsten, lebt er auch am Meer oder hat seinen Sitz in den dunkelsten Wäldern, darf darauf hoffen, von dieser Horde verschont zu werden. Das betrifft uns alle. Ich fordere von euch allen die volle Unterstützung der Fürsten an den Grenzen, ich fordere jede Klinge und jeden Recken, jedes Pferd und jeden Hirsch, um das Unheil, vor dem uns die Götter mahnten, zurückzuschlagen und unser aller Merow zu verteidigen!«

Als Hartried die Ansprache beendet hatte, brach der Donner los und rollte über die ergrimmtten Männer Merows. Becher flogen in die Luft, während sie auf ihre Schilde schlugen. Die Freien priesen genauso Hartrieds Namen wie den von Cherus. Manch einer der Fürsten stimmte mit ein und malträtiierte seinen Schild, andere Fürsten blickten verwundert hinter sich und erzürnten gar, weil die Freien

nicht mal ihre Entscheidung abgewartet hatten.

Hartried drehte sich um, mit einem Lächeln im Gesicht. Er stellte sich neben Gunlaug und griff nach dem Becher.

»Ich muss meine Kehle befeuchten.« Der König leerte ihn in einem Zug.

»Alle Achtung«, sagte Gunlaug. »Sogar ich habe jetzt Bock auf eine Schlacht.«

»Sieh dir das an. Scheiß auf die Fürsten. Ich habe das Volk in meiner Hand. Komm, wir nehmen uns noch einen Becher.

Jetzt kann das Thing richtig losgehen.«

Danach nahm das Königs-Thing seinen gewohnten Lauf. Fürsten und Freie stellten Anfragen und Gesuche, mal an den König gerichtet oder an einen der Fürsten. Es ging um Landdispute, Totschlag, Mitgifte. Dinge, die nicht auf ihren Things besprochen werden konnten, weil sie über ihre Grenzen hinausgingen. Der König und Gunlaug saßen oftmals gelangweilt daneben und nippten an ihren Bieren, während Fürsten und Freie ihre Reden vortrugen. Selbst diesen wurde mit der Zeit die Zunge immer schwerer, die Rede jedoch freier. Ja, das Bier zeigte den gewünschten Effekt: Die Merowa bändigten sich nicht, sondern sprachen frei aus, was sie auf dem Herzen hatten.

Wirklich beschlossen wurde in dieser Nacht zumeist nichts. Stattdessen war jeder Fürst verpflichtet, einen Mann anzuweisen, nüchtern zu bleiben und sich alles zu merken, was an diesem Abend gesprochen, diskutiert und entschieden wurde. Am nächsten Morgen sollten diese dann das Erinnertere an ihre Fürsten weitergeben, auf dass mit einem brummenden Schädel ein rechtskräftiger Beschluss gefasst wurde. Gunlaug

hatte das bereits machen dürfen. Eine verantwortungsvolle Aufgabe, aber mit der Zeit wurde es schwierig, die Fassung zu wahren, während alle anderen um ihn herum immer betrunkenener wurden.

Der Tag neigte sich dem Ende zu, bald wurde es finstere Nacht und Zeit für die Freien und Fürsten, ihren Rausch auszuschlafen. Damit schwand die Redefertigkeit der Fürsten und Freien, wobei jene, die so spät noch etwas vorzubringen hatten, sich meist mit dem Biergenuss zurückzuhalten versuchten.

Ein Jüngling trat auf den Platz. Er wirkte auf Gunlaug noch sehr nüchtern, sogar von einer bestimmten Ernsthaftigkeit erfasst, die ihn misstrauisch machte. Der Jüngling hatte rotblondes Haar und helle blaue Augen. Er trug einen feinen Wams und ein Schwert am Gürtel.

Der Jüngling hob einen Arm, drehte sich um und blickte alle Anwesenden fest an.

»Seid mal still!«, rief da einer mit schwerer Zunge. »Der da will wichtig sein!«

Gelächter, manche trommelten halbherzig auf ihre Schilde. Als ihnen klar wurde, dass jetzt ein weiterer Thing-Gegenstand besprochen werden sollte, beruhigten sich die Merowa etwas.

»Mach mal hin! Es langt langsam für heute!«

»Keine Sorge!«, sprach der Jüngling mit fester Stimme. »Es wird nicht lange dauern!« Dann drehte er sich zu Hartried um. »Mein König. Ich ersuche Euch, mich in Euer Gefolge aufzunehmen!«

Hartried fasste sich an den Kopf. »Nicht noch so einer«, sprach er.

Hartried und Gunlaug waren so weit entfernt, dass der Jüngling die Worte nicht gehört haben konnte. Deswegen wartete er nur, blickte den König mit ernster Miene an und fasste sich mit einer Hand an die Brust.

»Mein König«, sprach er weiter, »mir gebührt ein Platz an Eurer Seite, nicht nur wegen meiner Treue und meinen Fähigkeiten, sondern ...«

»... Weil ich ein Sohn ...«, sprach Hartried leise.

Auch Gunlaug stöhnte lautstark auf. Er wusste, was auf sie zukommen würde.

»... Weil ich, wie Ihr, ein Sohn des großen Gottes Cherus bin!«

»Hört, hört!«, rief die Menge.

»Was hat das mit dem Thing zu tun?«, fragte Hartried. Man hörte ihm den Frust deutlich an.

»Nun, hätte ich Euch am nächsten Morgen in Eurem Zelt wecken sollen?«

»Frech ist er auch noch«, sagte Hartried zu Gunlaug und verdrehte die Augen.

»Sei nett zu ihm. Auf dem Thing wird kein Blut vergossen.«

»Ja, ja.«

»Ich kann allerdings auf eine Antwort warten«, sagte der Jüngling.

Die Menge hatte sich langsam beruhigt und harrete gespannt der Antwort des Königs. Mit einem Seufzer erhob er sich.

»Bringen wir das hinter uns. Du glaubst, ein Sohn des Cherus zu sein, ja? Lass mich raten, du hast ihn nie gesehen?«

Hartried schritt auf den Jüngling zu. Die ersten paar Tritte schwankte er leicht. Auch bei ihm machte sich der Alkohol bemerkbar, vor allem, nachdem er eine ganze Weile regungslos

auf dem herangeschafften hölzernen Thron gesessen hatte. Das Selbstbewusstsein des vermeintlichen Halbgottes schwand währenddessen dahin. Er ertrug den enervierten Blick des Königs nicht und senkte lieber den Kopf.

»Ja, aber man versicherte mir ...«

»Erspare es mir. Kein Vater weit und breit? Aber alle sagen dir, wie toll du bist? Warte, das haben wir gleich.«

Hartried stellte sich mit verschränkten Armen vor den Jüngling.

»Schau mich an.«

»Mein König ...«

»Kopf hoch. Ich will mit dem zwergengeschmiedeten Diadem in dich hineinsehen.«

Der Jüngling blickte in die Augen des Königs. Stille herrschte auf dem Platz, abgesehen von einem gelegentlichen Rülpsen und dem Geräusch von klirrenden Bechern.

»Nah«, war das Urteil des Königs. Der drehte sich auf der Stelle um und schlenderte zum Findling zurück.

Die Menge grölte, ließ Becher an Becher schlagen und klopfte zur Bekräftigung des Urteils auf die Schilde.

Das schwindende Selbstvertrauen des Jünglings machte einer Patzigkeit breit, die ihn um einiges kindlicher erscheinen ließ. Er drehte sich um und als er sah, wie sich die versammelten Freien über ihn lustig machten, lief sein Gesicht rot an.

»Mein König!«, rief er. »Hört mich an!«

»Gunlaug«, sagte Hartried zu seinem Halbbruder, »schaffe mir bitte diesen Quälgeist vom Halse.«

Gunlaug sprang auf und verschüttete dabei fast sein Bier. Er entschuldigte sich bei einem Freien neben ihm und riss ihm

dessen Gebräu aus der Hand. Damit torkelte er auf den echauffierten Jüngling zu.

»Komm, mein Freund, sei dem König nicht böse.« Gunlaug drückte ihm einen Becher in die Hand. »Das Königs-Thing ist für heute so gut wie vorbei und morgen ist auch noch ein Tag. An dem du aber nicht dem Gefolge des Königs beitreten wirst.«

»Aber ...«

»Vergiss es. Dafür darfst du heute im Lager des Königs schlafen! Wir feiern noch eine Weile, keine Sorge.« Gunlaug packte ihn bei der Schulter und schob den Jüngling zum Gefolge des Königs.

»Darf ich wirklich?«, fragte er.

»Sicherlich, der König hat nichts dagegen. Sag, wo kommst du her? Du siehst jemandem ähnlich, mit dem ich einst Schild an Schild stand. Ah, dafür haben wir noch genügend Zeit.«

Eigentlich schliefen sie ziemlich bald darauf ein. Damit der Jüngling vergaß, wieso er zum Königs-Thing gekommen war, füllte Gunlaug ihn schnell ab. Am nächsten Morgen und mit einem ordentlichen Kater sah die Welt ganz anders aus.

Kapitel 43, Simund

Barutz klebte mit dem Ohr am Fels. Sie waren gerade durch die Tunnel der Unterwelt gewandert, da hielt der Zwerg plötzlich zum Horchen an.

»Wir müssen nahe sein«, sprach er. »Das hört sich nicht nach natürlichem Gestein an. Nein, ich höre etwas anderes. Aber noch fern, dumpf. Füße und Schritte, das Hämmern von Werkzeug oder etwas in der Art. Oder bilde ich mir das nur ein? Das könnten Zwergenstimmen sein. Ich bin mir nicht sicher. Normalerweise würde ich sagen: Klar, natürlich Zwergenstimmen! Wessen Stimmen sollten es sonst sein? Hier unten gibt es doch nichts anderes außer Zwerge, die der Sprache mächtig sind. Aber dank der Reise mit euch Menschen bin ich, was das anbelangt, um einiges klüger.«

»Kannst du nicht einfach durch den Stein gehen?«, fragte Simund. Er erinnerte sich an die Fähigkeit des Zwerges, in der Nähe von Fels und Stein einfach zu verschwinden und an ganz anderen Stellen wieder aufzutauchen.

»Das konnte ich noch nie«, antwortete der Zwerg. »Wie kommst du auf diese Idee? Einfach durch den Stein wandern, ha! Menschen ...«

Seitdem bewegten sie sich langsamer durch die Gewölbe. Der Zwerg schien jede noch so kleine Stelle absuchen zu wollen, horchte in das Gestein hinein, klopfte hier und da eine Stelle ab. Der Hort der Ithulde, wo sich Tiuz' Familie versteckt hielt, war gut verborgen. Barutz erklärte, dass er nach geheimen Eingängen suchte. Für sie würde der Eingang nur wie eine weitere Felswand aussehen. Er jedoch konnte den hohlen Gang dahinter entdecken.

Barutz klebte nun schon eine ganze Weile an ein und

derselben Stelle. Sie hatten ihr Gepäck abgelegt und es sich in der Nähe gemütlich gemacht, soweit es bei dem steinigen Boden möglich war. Simund bemerkte den Stab des Nekromanten in Piasus' Gepäck. Er fragte sich noch immer, was sie damit tun sollten.

»Keine Sorge, der Stab tut mir nichts«, riss ihn Piasus aus den Gedanken. Er musste Simunds Blick bemerkt haben. »Dass ich auch zu einem verfaulten Nekromanten werde, scheint wohl ausgeschlossen. Das Ding übt keinen bösen Zauber auf mich aus oder so etwas. Wieso sollte es auch?«

»Das mag schon sein«, meinte Simund. »Aber wir müssen uns noch immer entscheiden, was wir mit dem Stab anstellen. Wir können ihn nicht für immer mit uns herumtragen.«

»Ich kann noch immer anbieten«, sagte Hedda, »ihn mit aufs Meer zu nehmen und ihn da draußen zu versenken. Wir fahren weit raus, wo keine Menschenseele ist, beschweren den Stab mit etwas und dann lassen wir ihn sinken. Du kannst ja mitkommen, Simund, wenn du ganz sicher gehen willst, dass wir das Ding auch ordentlich versenken.«

»Ja, wieso eigentlich nicht?«, fragte Rodried. »Damit sinkt er bis auf den Grund des Meeres. Oder denkt ihr, dass er irgendwo auf einer anderen Seite wieder herauskommt? Und solange Melinde nicht eine andere Idee hat ... Weil ihr die Götter etwas anderes mitteilen ...«

Sie schauten zu Simunds Schwester.

Melinde horchte in sich hinein. Dann schüttelte sie mit dem Kopf.

»Sieht so aus«, begann Piasus, »als ob der Stab vorerst mit uns kommt. Wisst ihr was? Wenn wir im Süden sind, dann können wir das Orakel befragen. Denn die hat immer eine

Antwort. Damit will ich dir nicht deine Fähigkeiten absprechen, halbgöttliches Kind. Aber unser Orakel wartet nicht auf eine Eingebung der Götter.«

»Dafür rätselt ihr, was euer Orakel zu euch gesagt hat«, erwiderte Melinde.

Piasus zuckte mit den Schultern. »Ja, das mag sein. Ihr beide würdet euch gut ergänzen. Vielleicht sollten wir dir ein Haus neben ihrem einrichten. Wenn die Leute dann verwirrt das Orakel von Akleion verlassen, können sie ja zu dir kommen und versuchen, sich Klarheit zu verschaffen. Oder sie gehen nach deinen Visionen zu unserem Orakel und schaufeln noch eine Ladung Konfusion obendrauf. Klingt perfekt.«

»Habt ihr Barutz gesehen?«, fragte Rodried und stand auf. »Ich glaube, er ist verschwunden.«

Simund erhob sich ebenfalls und schaute sich um. Von dem Zwerg war nichts zu sehen. Soweit er jedenfalls in dieser Dunkelheit feststellen konnte.

»Sollen wir nach ihm suchen?«, fragte Piasus.

»Ich denke nicht«, erwiderte Simund. »Der wird schon wissen, was er macht. Wer weiß, seine Suche mag ihn an Orte bringen, welche wir nicht zu betreten vermögen. Wir sollten darauf vertrauen, dass er wiederkommt.«

»Darauf könnt ihr wetten. Und wie ich wiederkomme!«

Barutz trat aus dem Dunkel neben ihnen. Ein breites Grinsen erstreckte sich von einer Backe zur anderen.

»Ich habe etwas gefunden! Wenn ihr also bitte euer Gepäck aufnehmen und mir folgen würdet. Mit etwas Glück, scharfem Verstand und wachem Geist erreichen wir möglicherweise das Ziel unserer Reise.«

Piasus nahm sich sein Gepäck. »Na, das klingt doch vielversprechend. Führe uns an.«

Er folgte dem Zwerg, Rodried und Hedda hinterher. Simund half Melinde auf.

»Wir haben es bald geschafft«, sagte sie.

»Ja, aber es können noch immer Gefahren auf uns lauern«, erwiderte Simund. »Wenn man über einen Zwergenhort spricht, dann zumeist über die Schätze, die sich angeblich darin befinden sollen, und über die Fallen, mit denen die Zwerge sie schützen. Und nach dem, was wir über die Ithuldes gehört haben, wollen diese Zwerge von niemandem gefunden werden.«

»Alles wird gutgehen. Für jemanden, der keine Visionen bekommt, machst du dir sehr viele Sorgen.«

»Hast du es gesehen?«, fragte Simund.

Melinde schüttelte den Kopf. »Nein. Es ist einfach nur so ein Gefühl. Ein ganz normales Gefühl. Darf ich das nicht auch haben?«

»Natürlich. Bleibe trotzdem auf der Hut. Auch um meinetwillen.«

»Versprochen«, sagte sie mit gesenkter Stimme. »Ich will nicht, dass so etwas noch mal passiert. Das mit deinem Tod ...«

»Vergiss das. Es hat sich alles so gefügt, wie es sich fügen sollte. Ich habe das Licht gefunden, wie du gesagt hast, kam wohlbehalten wieder zurück und fand im Totenreich Cherus' Waffe. Das muss alles Vorsehung gewesen sein, anders lässt sich diese Reise nicht erklären.«

»Aber wieso gerade dort unten? Hätten sie dir die Keule nicht auch hier oben geben können?«

»Ich weiß es nicht«, gab Simund zu. »Vielleicht ist es den

Göttern nicht mehr möglich, direkt mit unserer Welt zu interagieren, nachdem sie sie einmal verlassen haben. Wir müssen jetzt aufpassen. Lass uns später darüber spekulieren.«

Sie traten zu den anderen. Hedda, Piasus und Rodried standen um Barutz herum und beobachteten ihn dabei, wie er mit den Handflächen über eine scheinbar beliebige Stelle wischte. Sein Gesicht befand sich dabei ganz nahe am Stein.

Abwechselnd begutachtete er ihn genauer mit einem Auge oder er drückte sein Ohr gegen den Fels. Dann begannen seine Fingerspitzen auf die Fläche zu tippen. Das ging eine ganze Weile so, in der die Menschen abwarteten und ihm bei seiner Arbeit zuschauten.

»Aha!«, rief der Zwerg auf einmal.

Barutz' Hand versank im Stein, dann zog er sie schnell wieder heraus. Der Fels rumorte. Wie bei Svorgirs Versteck öffnete sich eine Wand und es offenbarte sich ihnen ein langer, dunkler Gang.

Der Zwerg stemmte die Hände in die Hüften und lächelte selbstzufrieden. »Ab jetzt leise sein, ich muss mich konzentrieren und ganz genau hinhören. Ihr bleibt besser ein paar Schritte hinter mir und tut gar nichts, außer auf meine Anweisungen zu achten. Verstanden? Sonst ereilt euch da drinnen der Tod. Außer wenn ihr etwas hören oder bemerken solltet, das mir entgangen ist. Dann seid ihr gut beraten, mir sofort Bescheid zu sagen.«

»Wäre es nicht klüger«, warf Piasus ein, »wir warteten hier draußen und du machst dort ... Was auch immer du dort zu tun gedenkst? Damit du erst einmal den Weg freiräumen kannst?«

»Hmm. Vielleicht. Aber kommt erst einmal herein. Keine

Sorge, hier vorne sollte es sicher sein. Seht, ich mache den ersten Schritt.«

Barutz trat in den Gang und gleich darauf folgten ihm die anderen. Sie drehten sich überrascht um; als wäre dadurch etwas ausgelöst worden, schloss sich hinter ihnen wieder der Gang und sie waren vom Höhlenreich abgeschnitten.

»Und wollt ihr wissen, was daran das Beste ist?«, fragte Barutz. »Diese Tür lässt sich zur anderen Seite hin nicht öffnen. Wir sind jetzt hier drinnen eingesperrt, sollten wir den Eingang nicht finden. Wäre ich alleine eingetreten, dann säßet ihr jetzt draußen. Wie hört sich das an?«

»Ist ja gut«, sprach Piasus. »Aber wieso lässt sich die Tür nicht von innen öffnen? Was ist der Sinn dahinter?«

»Vermutlich wegen der Diebe. Wenn die durch diesen Gang kommen, den Hort ausrauben und dann wieder durch den Gang flüchten, dann stecken sie fest. Oder sie müssen wieder durch den Hort, was das Risiko erhöht, geschnappt zu werden. Reicht das? Wir sollten nicht trödeln. Folgt mir mit Abstand und gebt Acht.«

Barutz tastete sich an der Höhlenwand entlang, schloss die Augen und senkte den Kopf. Sie gingen durch einen niedrigen Gang, der außerdem so schmal war, dass sie kaum nebeneinander treten konnten. Rodried, der größte unter ihnen, stieß sich mit dem Kopf an der Decke. Die Menschen waren still, lauschten gespannt, während sie einen zaghaften Schritt nach dem anderen machten.

»Wir sollten schneller gehen«, sagte Barutz plötzlich.

»Was ist los?«, fragte Simund.

»Verfallt nicht in Panik, geht einfach etwas schneller.«

Und so beschleunigten sie ihren Gang. Nervosität machte sich

unter ihnen breit. Bald darauf fühlte Simund den Boden zittern und ein dumpfes Geräusch drang aus den Wänden. Auch seine Gefährten hatten es bemerkt. Sie schauten sich nach allen Seiten um und suchten nach der Quelle des Geräuschs. »Etwas schneller«, sprach Barutz erneut.

»Was ist denn los?«, fragte diesmal Rodried.

»Lauft ihr schneller, wenn ihr es wisst? Oder macht ihr nur mehr Dummheiten, weil ihr in Panik verfallt?«

Das Geräusch wurde immer lauter, immer dröhnender. Staub rieselte von der Decke. Die Wände knirschten und der Boden begann zu beben.

Simund hatte eine Vermutung: Der Gang wurde immer kleiner.

»Barutz!«, rief er.

»Was?!«, blaffte der Zwerg zurück.

»Die Wände ...«

»Ja, verdammt, die Wände! Das ist kein Grund, sich hier in Ruhe zu bequatschen! Nun macht -«

Und dann fiel er in den Boden. Sein Körper versank halb im Gestein, nur die obere Hälfte schaute hervor.

»Stopp!«, rief er und ruderte mit den Armen umher.

»Aber wir haben keine Zeit!«, erwiderte Hedda.

»Ja, ähm ...«

Barutz grub in seinem Loch und schüttete loses Gestein in den Gang. Dadurch schien er nur tiefer zu versinken.

»Aber tretet vorsichtig oder ihr versinkt auch!«

Hedda und Rodried kamen ihm zur Hilfe. Auch sie versanken mit ihren Füßen in dem lockeren Boden. Mit einem Ruck zogen sie ihn heraus und halfen sich gegenseitig, nicht im Boden zu verschwinden.

»Danke«, sprach der Zwerg. »Und nun weiter!«

Simund nahm seine Schwester in den Arm und sprang mit ihr über die kleine Grube aus losem Schutt. Auch er drohte für einen Moment einzusinken, mit etwas Anstrengung stolperte er jedoch aus dem Erdloch heraus.

Mit eiligen Schritten ging es weiter. Der Gang war jetzt merklich enger geworden. Rodried musste bereits seitlich gehen.

Das Licht der Kristalle erhellte eine Wand vor ihnen. Sie hatten das andere Ende des Ganges erreicht.

»Und jetzt?«, fragte Piasus außer Atem.

»Lass mich nur machen.«

Barutz tastete wieder den Fels ab und presste sein Ohr dagegen. Seine Bewegungen waren diesmal wesentlich unruhiger.

»Die Wände kommen immer näher!«, bemerkte Piasus.

»Keine Panik!«, wiederholte Barutz.

Melinde sprach kein Wort, aber sie drückte sich immer fester an Simund. Schließlich standen sie mit dem Rücken an der einen, mit der Brust an der anderen Felswand. Brocken rieselten auf sie hinab und das Dröhnen des sich bewegenden Gesteins wurde unerträglich.

»Barutz?«, fragte Piasus erneut. »Hier wird es langsam eng!«

»Ich habe es ja gleich!«

Der Zwerg drückte mit dem ganzen Körper gegen die Wand. Sie öffnete sich geräuschvoll. Nacheinander quetschten sie sich hindurch und fielen in einen schmucklosen Raum.

Barutz klopfte sich Staub und Stein von der Kleidung und aus dem Bart. »Das lief doch gut. Alle Arme und Hände und Füße noch dran?«

Hinter ihnen schloss sich mit einem dumpfen Krachen der

Gang. Einen Moment später und sie wären dort
zusammengepresst verendet.

Sie atmeten laut auf und beschauten sich gegenseitig. Es
schien ihnen allen gutzugehen, bis auf den Schrecken, den
ihnen diese Falle eingeflößt hatte.

»Wo sind wir?«, fragte Rodried.

Barutz legte den Finger auf die Lippen. »Leise. Vielleicht
wissen sie noch nicht, dass wir hier sind.«

»Bei der Lautstärke? Außerdem kommen wir mit guten
Absichten.«

»Und trotzdem sind wir unangemeldet hier eingebrochen. Sie
könnten schon auf uns lauern, sollten sie die zuschnappende
Falle gehört haben. Also, jetzt wieder ganz vorsichtig
sein.«

Kapitel 44, Simund

Der Raum war in Dunkelheit gehüllt. Seine Gefährten breiteten sich aus, so dass das Licht ihrer Kristalle jede Ecke erhellte. Sie befanden sich in einem schmucklosen Raum ohne Mobiliar, ohne Verzierungen und mit nur einer Tür.

»Das soll der Hort der Ithulde sein?«, fragte Simund mit gesenkter Stimme.

Wie auf Zehenspitzen bewegte sich Barutz auf die Tür zu. Im Flüsterton sprach der Zwerg: »Sehr wahrscheinlich, denke ich. Aber nun herrscht hier Stille. Ich höre keine Stimmen und keine Bewegungen mehr. Außer! ... Hmm, seid vorsichtig und leise. Vielleicht verstecken sie sich und warten nur ab, dass wir von selbst wieder verschwinden. Oder sie verschanzen sich in einer Ecke des Hortes, möglicherweise dort, wo sie ihre Reichtümer angesammelt haben. Sie könnten schon auf der Lauer liegen. Oder dieser Raum ist eine weitere Falle.«

Barutz tastete die Tür mit äußerster Vorsicht ab.

Piasus stellte sich neben Simund. »Sag mal«, begann er.

»Weißt du, weswegen es ›Hort von Ithulde‹ heißt? Das ist ein Frauenname bei den Zwergen, oder?«

»Ja«, antwortete Simund. »Wieso? Was ist damit?«

»Ist sie die Chefin? Ich weiß ja noch nicht so recht, wie das bei euch Merowa läuft, aber bei uns Mykerios sieht man zumeist Männer in Autoritätspositionen.«

»Ich habe mein eigenes Schiff«, warf Hedda ein. »Da hast du dich nicht beschwert.«

Piasus zuckte mit den Achseln. »Ihr Brega seid sowieso ein merkwürdiges Volk. Und du bist eine außergewöhnliche Frau.«

»Soll ich mich jetzt geschmeichelt fühlen?«, fragte Hedda.

Barutz kramte etwas aus seiner Tasche hervor. Metall blitzte auf. Es handelte sich um eine Art Werkzeug, welches Simund noch nicht gesehen hatte.

»Warum fragst du nicht ihn?« Simund deutete auf Barutz.

»Ah, Dietriche«, meinte Piasus. »Unser Herr Zwerg ist auf alles vorbereitet.«

»Darum bin ich hier«, versetzte Barutz. »Nicht nur, um diesen Hort zu finden und ebenso die versteckten Eingänge, sondern auch, um die Schlösser all der verschlossenen Türen zu öffnen, ohne dass verschiedenste Arten von Fallen losgehen und uns alle umbringen.«

»Sehr gut zu wissen, danke. Aber um auf meine Frage zurückzukommen: Hat hier eine Zwergenfrau das Sagen?«

»Ich muss mich jetzt konzentrieren«, antwortete Barutz.

Rodried gesellte sich hinzu. Er beugte sich zu Piasus hinunter, als würde er ihm etwas Vertrauliches erzählen.

»Wahrscheinlich wurde dieser Hort gegründet, als ein oder mehrere Zwerge diese Ithulde geheiratet hatten. Die Zwerge tendieren dazu, ihre Abstammung auf die Mutter zurückzuführen anstatt auf einen Vater.«

»Wieso denn das? Warte, ein oder mehrere Zwerge heirateten eine Frau?«

Rodried blickte kurz zu Barutz hinüber. »Das kommt öfters vor. Es gibt viel weniger Zwergenfrauen als Männer. Die Väter verheiraten ihre Töchter nur gegen hohe Brautpreise. Deswegen legen Brüder oder Freunde oft zusammen und teilen sich eine Frau.«

Piasus wollte darauf etwas erwidern, versank dann aber in nachdenkliches Schweigen. Nach einer Weile wandte er sich wieder an Rodried: »Da war keine Frau bei Svorgir zu sehen.«

»Er hat keine Gattin.«

»Muss dann ...« Piasus dachte wieder kurz nach. »Müssen seine Schüler als Frauen herhalten?«

»Da biegen sich ja die Höhlenwände bei so einem Unsinn!«, rief Barutz aus.

Der Dietrich glitt ihm aus der Hand und fiel klirrend zu Boden. Barutz erstarrte, als ein rumpelndes Geräusch aus dem Boden drang. Es bewegte sich auf die Tür zu. Im nächsten Moment griff er nach dem Dietrich und rollte zur Seite. Ein Loch öffnete sich genau dort, wo gerade noch seine Füße gewesen waren.

»Barutz!«, riefen sie aus.

»Bleibt, wo ihr seid! Vielleicht kommen noch mehr davon!« Sie verharrten auf ihren Positionen und lauschten mit angehaltenem Atem. Doch das Rumpeln blieb aus. Barutz seufzte erleichtert.

»Sind wir sicher?«, fragte Rodried.

»Was? Hier? Niemals«, antwortete der Zwerg. »Aber vorerst sollte es das mit dieser Falle gewesen sein. Seht.«

Vor ihren Augen schloss sich das Loch wieder. Barutz beugte sich zum Boden hinab, befasste ihn mit den Händen, übte Druck auf die Platte aus. Dann trat er vor die Tür und öffnete sie langsam.

Der Zwerg flüsterte: »Und nun bitte keine Unterhaltungen mehr. Ganz leise und ganz vorsichtig.«

»Macht das überhaupt noch Sinn?«, fragte Piasus. »War das nicht alles laut genug? Sie wissen doch schon, dass wir hier sind.«

Simund musste ihm zustimmen. Welchen Zweck hatte es noch, Heimlichkeit vorzutäuschen?

»Sollen wir uns ganz offen zeigen?«, fragte Melinde.

»Vielleicht wirken wir dadurch vertrauenswürdiger. Ich meine, wir sind doch nur hier, um zu reden, oder?«

»Sie hat recht«, stimmte ihr Simund zu.

Sie schauten zu Barutz. Der nahm eine entspannte Haltung ein und trat hinter die Menschen. »Macht ruhig. Ich sollte euch nur hierher führen. Der Rest liegt an euch. Überleben würde ich die Reise dennoch gerne, deswegen bitte ich euch, überzeugend zu sein.«

Simund überlegte. »Piasus? Du bist gut im Reden und kennst dich mit unserer Angelegenheit am besten aus.«

»Ich? Wieso nicht Rodried? Der kann mit diesen Zwergen umgehen und weiß, wie man mit ihnen spricht. Du hast das bisher doch ganz gut hinbekommen.«

»Halte ich auch für sinnvoll«, meinte Hedda. »Ja, Rodried soll für uns sprechen.«

Rodried trat vor und räusperte sich. »Herrinnen und Herren dieses Hortes«, begann er. »Mit Sicherheit habt Ihr unser Ankommen bereits bemerkt. Seid versichert, dass wir nicht hier sind, um Euch Eure Reichtümer zu stehlen. Stattdessen kommen wir wegen eines Eurer Söhne, Tiuz. Wir wissen, wo er sich aufhält, und ersuchen Euch, uns dabei zu helfen, ihn wieder zu befreien. Wir haben auch einen Vertrag. Ihr zieht es sicherlich vor, ihn zu lesen, als den Worten eines fremden Menschen zu vertrauen. Wenn Ihr also bitte herauskommen wollt ...«

Die letzten Silben verhallten in der weiträumigen Stille des Hortes. Sie schwiegen, horchten gespannt auf eine Antwort auf diesen, wie Simund fand, doch recht gelungenen kleinen Vortrag.

»Hast du das auswendig gelernt?«, fragte Piasus.

»Vielleicht sind sie tatsächlich nicht da«, sagte Hedda.

»Dann sollten wir uns umschauen«, schlug Barutz vor. »Ich kann es aber nicht oft genug wiederholen ...«

»Ja, ja«, wiegelte Piasus ab. »Ganz vorsichtig.«

Der Hort erinnerte Simund an den von Meister Svorgir. Eine niedrige Decke, nur vereinzelte steinerne Bänke und stickige Luft. Ob alle Zwergenhorte so aussahen? Mehrere Ausgänge waren mit Türen verschlossen. Barutz machte sich sogleich daran, sie wieder abzutasten, auszuhorchen und daraufhin mit seinen Werkzeugen an den Schlössern zu hantieren.

»Irgendeine Spur?«, fragte Melinde.

»Nicht wirklich«, antwortete Simund. »Es sieht nicht so aus, als hätte hier vor kurzem jemand gelebt.«

War das Gesang? Plötzlich hielten sie alle inne und lauschten einem tiefen, sonoren Singen. Für Simund klang es nach einer unbekanntem Sprache. Der Ursprung des Liedes ließ sich nicht ausmachen. Der Sänger zog die Töne in die Länge und sank in bodenlose Bässe hinab. Wie versteinert standen sie und hörten den Melodien zu, wie sie sich langsam durch den Hort ausbreiteten und jeden Winkel ausfüllten.

»Woher kommt das?«, fragte Rodried mit offenem Mund.

»Ich denke, von dort.« Barutz deutete auf eine Tür und ging auf sie zu. Er machte sich sogleich daran, sie zu öffnen.

»Wovon singt er?«

»Von den alten Göttern und der Ewigkeit. Ein schwermütiges Lied. Ihr würdet es nicht verstehen. Da.«

Die Tür ging auf und der Gesang wurde ein wenig lauter. Der zum Vorschein kommende Raum war erleuchtet. Es schien dasselbe schwache Licht der Kristalle zu sein, welches auch

an Simunds Brust Helligkeit verbreitete. Barutz war der erste, der sich vorsichtig in den Raum bewegte. Die anderen folgten ihm. Simund sah Kohlen in Öfen glimmen. Schmiedeeisen standen im Raum verteilt und allerlei Werkzeuge fanden sich in aus Stein gefertigten Regalen an den Wänden. Dieselben Kristalle, die auch sie trugen, spendeten spärliches Licht.

»Eine Schmiede?«, fragte Piasus.

»Sehr richtig«, erwiderte Barutz. »Und der Gesang scheint von dort zu kommen.« Er presste sein Ohr gegen eine weitere Tür. »Ja, lasst mich nur machen. Aber bleibt auf der Hut. Gesang bedeutet nicht, dass sie euch freundlich gesinnt sind.«

Barutz schloss die Tür auf und der Gesang quoll aus dem Raum zu ihnen. Simund erkannte dort drinnen einen Zwerg, der auf einem hohen Stuhl saß und von Kopf bis Fuß in Metallplatten gekleidet war. Von dem Metall ging ein silberner Schimmer aus, wie ihn Simund bisher noch nie gesehen hatte. Der Zwerg beachtete die Eindringlinge nicht und ließ sie eintreten, während er sein Lied weitersang. Simund glaubte, in diesem Raum eine Art Versammlungshalle zu erkennen: Bänke waren aus dem Stein gehauen und drei steinerne Sitze in der Mitte erhoben sich auf einem Podest.

Sie waren alle eingetreten und schauten verdutzt auf den singenden Zwerg. Schließlich räusperte sich Piasus. Der Zwerg unterbrach sofort seinen Gesang und schaute ihn scharf an. Gleich darauf krachte etwas hinter ihnen. Die Tür war verschwunden, eine Steinwand hatte sich davor geschoben. Links und rechts von ihnen öffneten sich Gänge. Aus ihnen kam jeweils ein weiterer Zwerg getreten, am ganzen Körper in

Metall gekleidet. Sie trugen kurze Schwerter an den Hüften und hielten dicke Streitkolben in den Händen.

Der Sänger holte eine Axt hinter seinem Stuhl hervor und stand auf.

»Ihr wolltet reden?«, fragte er.

Kapitel 45, Simund

Die Gruppe rückte näher zusammen, als die Zwerge hervortraten. Die Art, wie die Zwerge von Kopf bis Fuß in schimmerndes Metall gekleidet waren, kannte Simund so nicht: Es war nirgends eine Öffnung oder Lücke im Eisenkleid zu erkennen. Bis auf den Helm, aus dessen kleinen Schlitzen angriffslustige Augen blitzten.

»Also«, sprach der Zwerg auf dem Stuhl. »Ihr wolltet doch reden? Vielleicht erklärt Ihr uns zuerst, wieso Ihr in unsere Hallen eingebrochen seid?«

Sie schauten sich gegenseitig an.

»Piasus«, sagte Simund rasch, »zeig ihm einfach den Vertrag.«

»Ja, richtig, der Vertrag!«

Piasus wollte an seine Tasche. Sofort rückten die Zwerge einen weiteren Schritt vor.

»Nur ruhig!«, sagte Piasus mit erhobenen Armen. »Ich habe da ein Schriftstück in meiner Tasche, das ein Zwerg mir aufgetragen hat, Euch zu übersenden. Wenn Ihr mir also erlauben würdet, es einfach herauszuholen ...«

»Aber keine krummen Sachen!«, sprach einer der Zwerge. »Ich sehe doch, da ist ein Stab oder etwas Ähnliches.«

»Das ist nur ein einfacher Wanderstab, nichts weiter. Ich habe den Vertrag gleich herausgeholt, kein Grund zur Sorge. Hier, da ist er schon. Wenn ich ...«

Der Zwerg vor ihnen riss ihm die Schriftrolle aus der Hand und warf einen kurzen Blick darauf.

»Es ist Zwergisch! Richtiges Zwergisch. Und ... das musst du dir ansehen!«

Seine Waffe fiel zu Boden und er konzentrierte sich allein

auf den Vertrag. »Ithulde!«, rief er. »Du auch! Es geht um unseren Tiuz!«

»Tiuz?«, fragte sie.

Der andere Zwerg war Ithulde?, wunderte sich Simund. Unter all diesem Metall hatte er nicht die Zwergenfrau erwartet. Die Gruppe entspannte sich, als die drei Zwerge gemeinsam den Vertrag studierten. Ab und zu schienen sie sich über einzelne Passagen genauer zu beratschlagen. Dabei wechselten sie zwischen der ihm verständlichen Sprache und dem Zwergisch hin und her.

Die Zwerge hatten offenbar den Vertrag zur Gänze besprochen; sie nahmen ihre Helme ab und schauten verblüfft zu ihnen hinüber. Zwei der Zwerge ähnelten sich so sehr, dass Simund glaubte, Brüder zu sehen. Sie beide teilten sich die Augenbraue von einer Seite der Stirn zur anderen, das dunkelrote Haar fiel ihnen bis auf die Schultern, dazu ein gleichfarbiger Bart, der ihnen bis zum Bauch reichte. Die nun deutlicher als Frau erkennbare Zwergin musste Ithulde gewesen sein: Sie hatte das blonde Haar zu zahllosen Zöpfen geflochten. Das Gesicht war etwas feist, eher das eines dicklichen Mädchens. Die Wangen waren gerötet im Vergleich zu den zumeist eher blassen männlichen Zwergen.

»Wisst Ihr, was hier geschrieben steht?«, fragte der Zwerg, der vorhin auf dem Thron gesessen und gesungen hatte.

Piasus trat hervor: »Soweit mich Tiuz unterrichtet hatte, ja. Wir haben ihn auch zu einem anderen Zwerg gebracht und seinen Inhalt bestätigen lassen. Wir wissen, worum es geht. Er sichert uns Unterstützung für die Befreiung Ihres Sohnes zu. Außerdem soll es eine Belohnung geben.«

Der Klang der letzten Worte schwankte zwischen einer Frage

und einer Aussage.

»Tiuz ist am Leben!«, rief Ithulde. »Die Nachricht allein ist schon eine Belohnung wert! Oh, wie ich unsere Söhne vermisse. Nun haben wir die traurige Bestätigung, dass einer der beiden sein Ende gefunden hat. Aber wenigstens können wir Tiuz befreien!«

»Unverschämt ist das«, sprach einer der beiden anderen Zwerge. »Einfach so einen Vertrag aufzusetzen und zu beschließen, dass wir diese Fremden dabei unterstützen sollen. Und eine Belohnung sollen wir ihnen auch noch aushändigen. Aber so kennen wir unseren Tiuz, nicht wahr? Ich hätte es nicht anders getan.«

»Nein, Hrodnitz, das hättest du nicht. Es ist an der Zeit«, sagte er zu den Eindringlingen, »dass wir uns einander vorstellen. Ich bin Waltnar, das ist mein Bruder Hrodnitz und das die Stammhalterin unseres Hortes, Ithulde. Und nun wird es langsam Zeit, dass Ihr uns erklärt, wer Ihr seid und woher Ihr Tiuz kennt.«

Piasus erzählte alles, angefangen damit, wie er ihren Sohn Tiuz in der Gefangenschaft fand, wie er ihm von Hartrieds Mordversuch berichtete und ihm den wertvollen Gegenstand stahl.

Waltnar nickte und setzte sich auf einen Stuhl. »Wenn dieser König der Merowa einen von Tiuz und Derthul geschmiedeten Gegenstand in die Hände bekam, verwundert es nicht, dass Ihr die Hilfe von uns Zwergen benötigt. In der Tat könnte es sein, dass der König damit so gut wie unbesiegbar ist. Tiuz und sein Bruder verstanden ihr Handwerk.«

»Sollten wir uns nicht erst beraten?«, fragte Hrodnitz.

»Bevor wir irgendetwas entscheiden und diesen Eindringlingen ihre Worte glauben, sollten wir uns zuerst zurückziehen und das Ganze in Ruhe besprechen.«

»Was gibt es da noch zu diskutieren?«, fragte Ithulde. »Ihre Geschichte gleicht dem, was in dem Vertrag von Tiuz geschrieben steht. Für mich ist alles klar: Wir müssen diesen Menschen jede mögliche Hilfe zukommen lassen, damit sie bei der Befreiung von Tiuz Erfolg haben werden! Das steht außer Frage!«

Waltnar runzelte die Stirn. Simund fragte sich, ob er die Entscheidung fällen würde. Aber es schien ihm eher, als hätte Ithulde das letzte Wort.

»Wir können ihnen nicht alles mitgeben«, gab Waltnar zu bedenken. »Wir müssen auch an uns denken. Keiner von uns darf diesen Hort verlassen, wir haben nur noch uns drei.«

»Weil wir uns abgeschottet haben«, warf Ithulde ein. Und wandte sich dann an Simund und die anderen: »Wir erfuhren nämlich sehr wohl davon, dass etwas mit Tiuz und seinem Bruder geschehen war. Nachdem wir eine Weile nichts mehr von ihnen gehört hatten, sandten wir ein paar unserer eigenen Schüler aus.«

Schüler?, fragte sich Simund. Ähnlich wie Barutz ein Schüler von Svorgir war? Die Öfen und die schwere Bewaffnung ließen ihn vermuten, dass es sich um Waffenschmiede handelte.

»Nicht alle kehrten zurück«, fuhr Ithulde fort, »und jene, die hier eintrafen, berichteten von dem leergeräumten Hort. Wir glaubten schon, wir wären die nächsten Opfer. Nie hätten wir ahnen können, dass der König der Merowa dahintersteckte. Oder war er damals noch nicht König?«

»Was tut es zur Sache?«, brachte sich Hrodnitz wieder ein.

»Unsere Schüler haben uns verlassen. Wir können niemanden entbehren, da niemand zum Entbehren da ist. Wir können ihnen mehr Zwergengold und -silber mitgeben, als sie tragen können, aber was nützt es ihnen?«

»Wir werden ihnen nicht unseren Reichtum mitgeben«, hielt Waltnar dagegen.

»Müssen wir nicht«, sprach Ithulde und ging auf Barutz zu. Sie stellte sich neben ihn und stemmte die Hände in die Hüften. »Wir bezahlen ihn. Wenn dieser Zwerg die Menschen hierher bringen konnte, dann dürfte Tiuz zu befreien für ihn kein Problem sein. Habe ich nicht recht?«

Barutz schaute Ithulde verblüfft an. »Ich ... ähm ... denke schon. Weiß nicht. Vielleicht. Wo soll ich einbrechen? Ach ja, es ist eine menschliche Behausung, richtig? Das dürfte eigentlich kein Problem sein!«

Piasus verschränkte die Arme. »Ganz so einfach ist das nicht. Barutz wird auffallen. Dort, wo wir hinwollen, sind Zwerge kein gewöhnlicher Anblick. Die Nachricht wird schnell zum Tyrannen von Tyon gelangen und der wird dann sofort wissen wollen, wer der besagte Zwerg sein soll.«

»Dann müsst Ihr Euch eben etwas überlegen, wie Ihr ihn gut versteckt«, warf Ithulde ein. »Das ist mein Vorschlag: Wir bezahlen Barutz dafür, unseren Sohn zu befreien. Er wird Euch begleiten und auch mit ihm zurückkommen. Ist Tiuz wohl und behalten wieder hier, dann bekommt er die volle Bezahlung und Ihr Eure Belohnung.«

Die Zwergin gesellte sich zu ihren Männern. »Das ist doch eine bessere Idee, als diesen Menschen eine Unmenge Gold in den Rachen zu werfen und dann wissen sie nicht, was sie damit machen sollten.«

Waltnar legte die Stirn in tiefe Falten. Er sank tief in seinen Stuhl hinein. Hrodnitz hingegen beugte sich vor und schaute sich die Gruppe genau an.

»Das wird nicht reichen«, sprach er. »Sieh sie dir an. Kleiden sich in Wolle und Leder und glauben, damit eine gut geführte Klinge abhalten zu können. Speere und Schwerter von minderer Qualität, die meinen Augen zuwider sind. Der eine da muss sich sogar mit einem Stock begnügen!«

Hrodnitz zeigte auf Simunds Keule. Für einen Moment wollte Simund aufbegehren und ihn von der Wichtigkeit, gar Heiligkeit dieser göttlichen Waffe überzeugen. Dann entschied er sich dafür, in sich hinein zu lächeln. Er wusste es besser.

»Wir sind Schmiede, warum also geben wir ihnen nicht einige unserer Arbeiten mit? Das ist etwas, was wir entbehren können, denn unsere Kammern sind voll mit Klingen aller Art.«

Rodried bekam leuchtende Augen. »Wir kriegen zwergische Waffen?«

»Freue dich nicht zu früh«, sprach Waltnar. »Keine magischen Waffen. Damit fallt Ihr sofort auf, selbst wenn die Menschen dort unten nicht wissen, dass der magische Glanz aus unseren Schmieden stammt. Aber ein paar solide Klingen erstklassiger Zwergenarbeit, das lässt sich einrichten.«

Das tat Rodrieds Freude keinen Abbruch. Auch Simund gefiel die Vorstellung, von den Zwergen ausgestattet zu werden. Die drei bedeuteten den Menschen, ihnen zu folgen. Sie führten sie durch mehrere dunkle, verlassene Räume und niedrige Hallen. Überall verteilte sich Staub auf steinernen Möbeln und Schmiedeöfen. Der Hort war weitaus weitläufiger, als

Simund vermutet hätte, und gleichzeitig auch viel vertrackter. Mehrmals bogen sie um, gingen durch kleine, verwinkelte Gänge, die immer wieder von einem der Zwerge aufgeschlossen werden mussten. Sie legten wirklich viel Wert auf Sicherheit.

Die letzte Tür führte zur Waffenkammer. Die Wände und Regale waren voll mit Klingen, Beilen, Hämmern aller Art. Selbst einige Armbrüste, wie Barutz eine führte, sah Simund in dem weiten Raum aufgereiht. Im hinteren Bereich glaubte Simund, die magischen Waffen der Zwerge im Dunkeln schimmern zu sehen.

Stauend versuchten sie alle, einen Blick in die Kammer zu erhaschen, doch versperrten die Zwerge ihnen den Weg, wodurch sie lediglich über deren Köpfe blicken konnten.

Waltnar fragte sie nach ihren Vorlieben und verschwand danach in der Kammer. Hedda freute sich über einen neuen Speer und eine elegante Axt. Sie sagte ihm, dass sie die meiste Zeit auf einem Schiff verbrachte, weswegen Waltnar der Meinung war, so eine Axt würde sich auch als Werkzeug sehr gut auf hoher See eignen. Rodried und Piasus bekamen beide Schwerter, welche etwas kürzer waren als jene, welche die Merowa an der Oberfläche verwendeten. Die Klingen hingegen waren breiter und wesentlich massiger. Schließlich kam Waltnar zu Simund und belächelte die Cherus-Keule.

»Fürchtest du dich vor scharfen Klingen? Wie wäre es mit einem Hammer? Damit kannst du auch jemanden den Kopf einschlagen, aber wenigstens wäre es aus Metall.«

»Ich denke, Ihr unterschätzt diese Keule. Bislang hat sie sich als formidable Waffe erwiesen und ich fühle mich sehr wohl mit ihr.«

Waltnar nickte und dachte nach.

»Er braucht ein Schild«, meinte Hrodnitz. »Einen guten Schild. Denk nicht immer nur an die Waffen, man muss sich auch verteidigen können.«

»Das ist eine gute Idee!«, sprach Waltnar und ging in die Kammer. Er kam mit einem etwa mittelgroßen, viereckigen Schild zurück und überreichte ihn Simund. Er bestand ganz aus Metall, jedoch war er trotzdem nicht besonders schwer. Ob das an der Kunst der Zwerge lag? Die Form kam ihm zuerst fremdartig vor, war er doch die rundlichen Schilde der Merowa gewöhnt. Doch er glaubte, dass ihm diese Trutzwaffe gefallen würde.

Dann kam Melinde an die Reihe. Sie winkte sofort ab.

»Das ist zu freundlich«, sagte sie. »Aber ich brauche nichts und verlasse mich auf die starken Arme meiner Begleiter. Jedoch möchte ich Euch um einen Gefallen bitten. Leider können wir Euch dafür nichts bieten, aber Ihr würdet uns Merowa einen großen Dienst erweisen, wenn Ihr für uns eine andere Art von Waffe verwahrt.«

»Wovon sprichst du?«, fragte Waltnar.

»Piasus, zeige ihm bitte den Stab. Den Stab des Nekromanten.«

Kapitel 46, Simund

Zögernd holte Piasus den Stab hervor.

»Der Stab des Nekromanten?«, fragte Waltnar. »Ich dachte, das sei nur ein gewöhnlicher Wanderstab. Worüber habt Ihr noch gelogen? Pah, und ich dachte, man könnte Euch vertrauen.«

»Verzeiht mir die kleine Lüge«, sprach Piasus. »Sie war der Situation geschuldet. Wenn ich die ganze Zeit damit verbracht hätte, Euch zu erklären, was dieser Stab hier zu suchen hat, hättet Ihr uns bestimmt wieder rausgeworfen. Bitte habt Verständnis. Die Sache ist etwas kompliziert, aber wir wollten Euch nicht schaden ...«

»Nun komm zur Sache!«, fiel ihm Waltnar barsch ins Wort.

»Auf dem Weg hierher trafen wir einen Nekromanten«, erklärte Melinde. »Wir konnten ihn besiegen, genauer war es mein Bruder Simund hier und seine Keule, von der Ihr vorhin noch so schlecht gesprochen habt. Wir hatten auch versucht, den Stab des Nekromanten zu zerstören, da er wahrscheinlich der Ursprung für seine Macht war, doch es gelang uns. Vielleicht vermag es keine sterbliche Hand. Deswegen nahmen wir ihn mit uns, denn ihn einfach dort liegen zu lassen, erschien uns als ein zu großes Risiko. Wir wollten ihn auch nicht in einen der unterirdischen Seen werfen, da wir nicht wissen, wo der Stab wieder auftauchen könnte. Ich hoffe, Ihr versteht uns nun.«

Waltnar murmelte etwas in seinen Bart. Es war Ithulde, die ihm ihre Hand auf seine Schulter legte und dann Melinde anlächelte.

»Das war klug«, sagte sie. »Und es macht ebenso Sinn, dass Ihr damit zu uns kommen würdet.«

»Wisst Ihr von den Nekromanten?«, fragte Rodried.

»Wir hörten davon, dass sie sich hier unten herumtreiben, doch hielten wir es bislang nur für ein Gerücht«, sagte Hrodnitz. »Und ja, wir wissen natürlich auch von dem Krieg, den Ihr Menschen an der Oberfläche mit den Untoten ausgefochten habt.«

»Dann müssen wir Euch bitten, diese Nachricht an die anderen Zwerge weiterzuleiten. Und wenn es möglich ist, auch an die Menschen über uns. Aber bitte, erwähnt nicht ...«

»Dass Ihr hier bei uns wart«, ergänzte Waltnar. »Wegen des Königs, richtig? Nein, das würde uns auch nichts nützen, erfährt er davon. Euer Geheimnis ist bei uns gut aufgehoben. Aber was machen wir mit diesem Stab?«

»Auf einen Amboss«, sprach Hrodnitz. »Und dann mit voller Wucht! Oder wir werfen ihn in die heißesten Schmiedeöfen. Oder lassen ihn von den Felsen zerquetschen!«

Und sie beschlossen, genau das auszuprobieren. Hrodnitz hielt den Stab mit einer Zange auf einem Amboss und Waltnar schlug mit ganzer Kraft zu. Der zwergische Hammer prallte klirrend vom Amboss ab und der Stab blieb unversehrt. Dann sollte er dem Ofen zum Opfer fallen. Aufgrund der immensen Hitze, welche die Schmiedeöfen ausstrahlten, beobachteten die Gefährten von weitem, wie die Zwerge den Stab ins Feuer hielten. Nach einer Weile holten sie ihn wieder hervor, um nachzuschauen, ob das Feuer sich ins Holz gefressen hatte. Die Zwerge schüttelten den Kopf; noch nicht einmal dunkel verfärbt hatte sich der Stab. Schließlich warfen sie ihn in einen ihrer Geheimgänge. Die Wände sollten sich um den Stab herum verschließen und ihn somit zerquetschen. Und nachdem sie von außen hören konnten, wie die Wände sich mit einem

dumpfen Aufprall trafen, öffneten die Zwerge wieder den Gang. Zu diesem Zeitpunkt überraschte es sie nicht mehr, dass er intakt auf dem Boden vor ihnen lag.

Barutz und Hrodnitz hatten sich um einen runden, steinernen Tisch gesetzt. Sie arbeiteten an einem Vertrag, der genauestens Barutz' Auftrag und Entlohnung zum Inhalt haben sollte. Waltnar und Ithulde indessen hatten sich mit den Menschen auf ein paar Bänke gesetzt und grübelten darüber nach, was sie mit dem Stab des Nekromanten machen sollten. »Er kann nicht hierbleiben«, sagte Waltnar schließlich. Ithulde schien ihm durch Schweigen zuzustimmen. »Er könnte dunkle Mächte anlocken, wie diese Diener der Shaura. Und wie Ihr bereits bemerkt haben werdet, wollen wir so wenig Aufmerksamkeit wie möglich auf uns zu ziehen. Nein, dass dieser Stab bereits existiert, ist schlimm genug. Es ist Euer Problem, Eure Seelen stehen hier auf dem Spiel, denn wir sind fest davon überzeugt, dass Shaura keinen Zugriff auf unsere Seelen und damit auf unsere Gebeine hat. Sie ist eine Menschengöttin, wacht über die Wege aus und in das Totenreich der Menschen.«

»Das ist schade«, sprach Melinde und schaute zu Boden. »Aber verständlich. Vielleicht habt Ihr recht und wir hätten Euch damit nicht belästigen sollen.«

Damit mussten sie sich wohl begnügen. Der Stab würde bei ihnen bleiben. Vielleicht war das Meer ihre beste Möglichkeit, ihn für ewig machthungrigen Händen fernzuhalten.

Piasus zuckte mit den Schultern. »Dann kommt er eben mit. Es war einen Versuch wert. Vorerst ist er auch nichts weiter

als ein Stück Gepäck oder ein guter Wanderstab.«

»Glaubst du nicht«, mischte sich Rodried ein, »dass du nicht etwas vorsichtiger sein solltest? Gewöhne dich nicht zu sehr an ihn. Wir werden den Stab so schnell es geht los.«

»Ja, natürlich. Aber wisst ihr, was das Wichtigste ist?«

Piasus stemmte die Arme auf die Oberschenkel und beugte sich mit einem Lächeln zu seinen Gefährten. »Wir haben den ersten Abschnitt unserer Reise beendet! Und haben heil alle Gefahren überstanden! Ich weiß nicht, wie es euch geht, aber ich bin noch nie so weit gereist, oder hatte etwas mit Untoten zu tun, und ich besuchte zuvor noch nie die Behausungen der Zwerge. Sehr beschaulich hier übrigens, Herr Waltnar. Gleichzeitig frage ich mich: Wie geht es weiter? Wie kommen wir am besten nach Tyon, wo unser aller Tiuz auf uns wartet?«

Piasus sprach von »wir«, jedoch fragte sich Simund, ob das überhaupt noch seine Reise war. Musste er mit nach Tyon kommen? War sein Auftrag, den er vom Fürsten von Spatzensturz erhalten hatte, nicht nur, sie zu den Zwergen zu begleiten? Ja, könnte er nicht einfach zusammen mit Rodried, Hedda und natürlich mit Melinde wieder zurück und das alles hier hinter sich lassen?

Er wandte sich seiner Schwester zu, sprach jedoch kein Wort. Simund erkannte, dass sie seine Gedanken erraten hatte.

»Wir sind schon weit gekommen«, sagte sie. »Willst du wieder zurück? In die einsame Hütte? Der Wald wartet dort, unsere Pferde. Wir müssen uns auf den kommenden Winter vorbereiten. Das wird bestimmt ein harter Winter. Ich habe gehört, dort im Süden soll es um diese Jahreszeit angenehmer sein.«

»Du willst also die Reise fortsetzen?«

»Bei dem, was dir passiert ist, glaubst du wirklich, dass du es dabei belassen kannst? Du hast diese Keule aus gutem Grund erhalten. Um das zu erkennen, brauche ich keine meiner Visionen.«

»Was?«, fuhr Rodried auf. »Ihr überlegt, ob ihr dieses Abenteuer hier beenden wollt? Das ist erst der Anfang! Natürlich reisen wir gemeinsam nach Tyon!«

Nun stand auch Piasus auf. »Ich bin ebenfalls davon ausgegangen, dass ich nicht alleine nach Tyon reisen müsste. Wir sind doch zu einer kleinen Gemeinschaft zusammengewachsen, oder nicht? Also ich kann mir die Reise ohne euch nicht vorstellen.«

Dann schauten sie zu Hedda, die bisher nur schweigend dasaß und in sich hinein lächelte. »Ich ... mache mir schon langsam Gedanken um mein Schiff. Jedoch kann ich euch beide nicht alleinlassen. Solange Melinde und Simund sich irgendwie in Gefahr befinden, könnt ihr darauf zählen, dass ich euch begleiten werde.«

»Das ist wirklich herzallerliebste«, sprach da Barutz. Er war mit einer metallenen Platte an sie herangetreten und verstaute sie gerade in seinem Gepäck. »Ich komme übrigens auch mit. Hat aber eher geschäftliche Gründe, bitte tragt mir das nicht nach.«

»Ach Barutz!«, sprach Piasus, sprang zu dem Zwerg und legte ihm den Arm um die Schulter, wofür er sich weit herunterbeugen musste. »Du gehörst genauso dazu wie alle anderen. Schließlich hast du mit uns diese Gefahren überstanden und standest uns treu zur Seite! Ich weiß, wir können auf dich zählen! Nur Simund, der muss uns noch sagen, was er zu tun gedenkt.«

»Habe ich jetzt noch eine Wahl?«, fragte er. Vielleicht hatte er die. Aber er glaubte, das Schicksal rufen zu hören. Ja, Melinde hatte recht, seine Reise durch die Unterwelt hatte etwas zu bedeuten. Ihm wurde diese Waffe nicht umsonst gegeben und er wurde mit Sicherheit aus gutem Grund von Cherus' Pferd gerettet. Zwar wusste Simund nicht, was ihn in Tyon erwarten würde, aber er wusste, dass sein Zuhause gerade nicht der richtige Ort für ihn war. »Leider werden meine Fähigkeiten als Grenzreiter euch dort unten wenig helfen. Ich kenne mich nur im Fürstentum von Spatzensturz wirklich gut aus. Und wie kommen wir überhaupt am besten nach Tyon?«

Nicht alle Löcher, die sich im Boden des Zwergenhortes auftaten, waren dazu gedacht, als Falle für Eindringlinge zu dienen. Vor ihren Füßen tat sich eine Öffnung auf. Metallene Sprossen machten Simund klar, dass sie durch das Loch hinunterklettern sollten.

Barutz packte ein Kupferblech in sein Gepäck, welches eine Karte enthielt. »Nach mir?«, fragte der Zwerg, schaute die kleine Gruppe kurz an und begann mit dem Abstieg.

»Danke nochmals«, sagte Piasus zu Ithulde, Waltnar und Hrodnitz, »für Eure Unterstützung und dass Ihr den Vertrag von Tiuz achtet. Mit Eurer Hilfe werden wir es sicherlich schaffen, Euren Sohn zu befreien.«

»Es liegt auch in unserem Interesse«, antwortete Waltnar. »Und eine Belohnung sollt Ihr schließlich auch bekommen. Nun fahrt schon! Wenn Ihr hier nur herumsteht, wird unser Sohn auch nicht freier. Aber bedenkt: Sollte mit dem Boot irgendetwas geschehen, werden Euch die Kosten von der

Belohnung abgezogen!«

Rodried folgte Barutz die Leiter hinunter, gleich darauf kam Hedda und dann half Simund seiner Schwester. Danach begaben sich Simund und Piasus hinab. Über ihnen verschloss sich der Zwergenhort. Simund sah für vielleicht zum letzten Mal die drei Zwerge, für deren Sohn sie in den Süden reisen würden. Möglicherweise kehrte er hierher nie mehr zurück, selbst wenn ihr Auftrag erfolgreich sein sollte. Nach einigen Schritten trat er auf eine Plattform, die über dem schwarzen Wasser eines unterirdischen Sees angebracht war. Auf dieser Plattform befand sich eine komplizierte Gerätschaft aus Seilen und Kurbeln und gleich daneben ein Boot. Er erschauerte bei dem Gedanken, mit dem Boot über das Wasser zu fahren. Es erinnerte ihn an seine unfreiwillige Reise ins Totenreich und auch an den sehr schmerzhaften Tod durchs Ertrinken.

Barutz machte sich sogleich an der Apparatur zu schaffen. »Steigt besser schon mal ein«, sagte er, während er an den Seilen hantierte.

Nacheinander betraten sie den Kahn, dessen Bug wie eine Seeschlange geschnitzt war. Barutz stieg hinzu, die Seile in der Hand, und ließ das Schiff hinabsinken. Es schwankte und ruckelte, sie mussten sich an der Reling festhalten. Langsam kamen sie der Wasseroberfläche immer näher. Barutz ließ los und das Gefährt klatschte auf dem See auf.

»Und was nun?«, fragte Rodried. »Wie sollen wir zu dieser Stadt kommen?«

Barutz holte die Karte wieder aus seinem Gepäck und überreichte sie Hedda. »Hier, damit solltest du dich auskennen. Schließlich befinden wir uns auf einem Gewässer.

Die Karte zeigt dir die unterirdischen Seen und wie sich ihre Lage zur Oberwelt verhält.«

»Aha«, erwiderte Hedda und schaute sich die Karte genau an.

»Das nützt uns allerdings nichts, denn hier unten kann ich unsere Lage nicht bestimmen. Dafür fehlen mir die Sterne oder die Sonne. Wir sitzen buchstäblich im Dunkeln.«

»Dafür haben wir das!« Barutz holte einen weiteren Gegenstand aus seinem Gepäck hervor. Diesmal handelte es sich dabei um einen kleinen Kristall. Im Gegensatz zu denen, welche sie an ihren Hälsen trugen, leuchtete er nicht. Mit einem Grinsen hielt er ihnen den schmucklosen, durchsichtigen Stein und dann zur Decke, während er damit nach etwas suchte. Plötzlich leuchtete der Kristall auf.

»Ha! Da ist sie! Die Sonne. Der Kristall zeigt dir den momentanen Stand der Sonne an, selbst durch das dickste Gestein hindurch. Ihr Menschen orientiert euch doch auf hoher See nicht anders, oder? Und, klappt es jetzt?«

Hedda nahm den Kristall an sich und probierte es selbst aus. Sie schaute immer wieder zwischen dem schwachen Leuchten und der Karte hin und her. »Ich denke schon. Diese Gewässer sind mir unbekannt, aber wenigstens die ungefähre Richtung sollte ich damit herausfinden können.«

»Wird der Stein auch von der Belohnung abgezogen, wenn wir ihn verlieren sollten?«, fragte Piasus.

»Er ist wertvoller als das Boot«, gab Barutz zur Antwort.

Kapitel 47, Gunlaug

Tag drei des Things und Gunlaug konnte das Bier schon nicht mehr sehen. Er trank weniger und weniger, täuschte sogar vor, vereinzelt Schlucke zu sich zu nehmen, nur um nicht erneut den Becher vollgegossen zu bekommen. Den meisten anderen Merowa schien dieses Dauertrinken jedoch nichts auszumachen; standhaft leerten sie Becher um Becher, Fass um Fass, während die Fürsten und Freien sich weiterhin beratschlagten. Soweit es bei der allgemeinen Trunkenheit möglich war.

Jedoch gab es einen Lichtblick: Morgen würde er nüchtern bleiben, denn dann war er an der Reihe, für seine Partei genau darauf zu achten, was bei den Besprechungen gesagt wurde. Kein Bier, nur zuhören, aufpassen und am nächsten Tag seinem Halbbruder Hartried Bericht erstatten, was Gegenstand der Verhandlungen gewesen war.

Der Wald um den Thingplatz herum roch nach Urin. Gunlaug fügte ihm gerade seine eigene Duftnote hinzu, während er sich vor einem Baum erleichterte. Schütteln, Hose zu und zurück an die Seite seines Bruders. Er trat aus dem Wald heraus, lautstark drangen die Stimmen der Thing-Teilnehmer zu ihm. Hier hinten nahmen es viele der Freien nicht so ernst, den Gesprächen auf dem Platz konzentriert zuzuhören. Stattdessen verbrachten sie ihre Zeit damit, im Gras zu liegen, sich miteinander zu unterhalten, anzustoßen oder sich anderweitig zu belustigen. Gunlaug stieg über einen schlafenden Mann und überlegte, ob er den Männern dieses Verhalten missbilligen oder ihr Desinteresse teilen sollte. Wenn es ihren Fürsten wichtig war, dass sie sich bei den Entscheidungen mit ihrer Stimme laut zu Wort meldeten,

würden sie bestimmt hören. Darauf kam es am Ende an.

Die Menge verdichtete sich, immer mehr Augen und Ohren richteten sich auf den Thingplatz. Gunlaug schob und entschuldigte sich durch die Masse an Freien. Er trat auf den Platz und schaute sich sogleich nach dem Felsen um. Hartried saß dort auf einem hölzernen Stuhl und hörte, das Kinn an eine Hand gestützt, dem Vortragenden zu. Gunlaug konnte dem Mann, der recht aufgeregt etwas über Wälder und Wild sprach, kaum zuhören. Er fühlte sich schon seit Tagen müde. Stattdessen ging er schnurstracks zu Hartried und setzte sich an seine Seite.

»Worum geht es?«, fragte Gunlaug. Da kam schon ein Gefolgsmann des Königs vorbei und überreichte Gunlaug einen Becher.

»Grenzstreit zwischen zwei Fürsten«, meinte Hartried lakonisch.

»Und wer gewinnt?«

»Niemand. Ich setze dem gleich ein Ende.«

Der Mann beendete seinen Redeschwall und sah Hartried erwartungsvoll an. Ein anderer trat neben ihn. Das war wohl der Vertreter der gegnerischen Seite. Auch er schien auf das Urteil des Königs zu warten.

Hartried stand auf und stieß dabei einen müden Seufzer aus.

»Ihr braucht heute noch nicht zuzustimmen«, begann der König. »Was ich Euch vorschlage: Ihr beide schickt Reiter in die Richtung des Hofes des anderen Fürsten. Nach genau einer Tagesreise werden sie den Ritt beenden und dort, wo sie anhalten, Markierungen anlegen. Grenzsteine, wenn es Euch recht ist. Die Markierungen müssen klar verdeutlichen, dass das Land bis zu diesem Stein, soweit der Reiter gekommen

war, dem jeweiligen Fürsten gehört. Eine Tagesreise sollte nicht zu lange sein, dass sich die Reiter treffen und es zu einem Konflikt kommt. Stimmt das oder habe ich Eure Ausführungen über die Größe des Gebietes missverstanden?«

»Der Abstand beträgt knapp drei Tagesreisen.«

»Na dann passt es ja«, sagte Hartried.

»Aber das bedeutet, dass ein Abschnitt von ungefähr einer Tagesreise zu keinem von uns gehört«, bemerkte einer der Sprecher.

»Ganz richtig«, erwiderte Hartried. »Dieser Abschnitt wird niemandem gehören. Jagt hier kein Wild, damit sich die Bestände in diesem Streifen zwischen Euren Reichen erholen können. Wenn Ihr diese Grenzen achtet, wird es zwischen Euch keinen Streit mehr geben. Wir können morgen darüber entscheiden, ob dieser Vorschlag Euch zusagt.«

Die beiden schauten sich an, nickten sich einmal zu und dann nochmal in Richtung des Königs. Anschließend verließen sie den Platz. Hartried setzte sich wieder hin.

»Darf ich zynisch sein?«, fragte Gunlaug.

»Immer.«

»Die werden möglicherweise schummeln.«

»Deswegen ist es eine Tagesreise anstatt anderthalb Tage. Der Abstand sollte noch immer ausreichen. Und wenn die Reiter sich dennoch im Walde gegenüberstehen, dann wissen sie beide, dass sie keine Ehre im Leibe haben, und wenden sich beschämt ab.«

Gunlaug war sich nicht sicher, ob es so ablaufen würde, wie der König sich das vorstellte. Gleichzeitig musste er sich eingestehen, dass er auch keine bessere Idee hätte, wie man so einen Streit schlichten könnte.

»Was kommt als Nächstes?«, fragte Gunlaug.

»Als ob ich das wüsste«, erwiderte Hartried. Er war des Things bereits überdrüssig. Die Augen nur halb geöffnet, saß er schlaff und eingesunken auf seinem simplen Thron.

Ein Mann trat auf den Platz. Gunlaug glaubte, ihn schon mal gesehen zu haben. Einer der Fürsten? Ja, das war der junge Fürst von Krähenwut, nur an den Namen wollte er sich nicht ganz erinnern. Er hatte krauses, schwarzes Haar und feine Züge, die ihn etwas hochnäsiger aussehen ließen. Gunlaug empfand sein Auftreten als arrogant, doch angeblich mochten seine Schutzbefohlenen ihn.

»Mein König, Eure Beschreibungen von den Horden jenseits vom Drachenwirbel haben viele meiner Männer beunruhigt«, begann der Fürst. »Wir hatten uns darüber unterhalten und uns gefragt, wie wir unser Land und Euch bei der Verteidigung helfen könnten. Seid gewiss, im Falle eines Angriffs sind unsere Truppen so bald wie möglich bereit, den anderen Fürstentümern beizustehen. Wir hatten jedoch auch eine andere Möglichkeit ersonnen, die ich Euch und dem gesamten Thing unterbreiten möchte.«

Hartried nahm plötzlich Haltung an und lehnte sich interessiert nach vorne.

»Fahrt fort«, sagte der König.

»Wir dachten an die Saumyas. Das Nomadenvolk jenseits der Berge soll die Orks hassen, so heißt es. Wie Euer Vorfahre Cherus einst zu ihnen ritt und mit ihnen die Grenzen zwischen unseren Völkern verhandelte, so können wir jetzt versuchen, mit ihnen ein Bündnis zu schließen und somit weitere Mitstreiter im Kampf gegen die Orks zu gewinnen.«

Hartried lehnte sich zurück. »Die Saumyas werden vermutlich

weit entfernt sein von jeder Schlacht, die auf unserer Seite des Drachenwirbels ausgefochten wird. Warum glaubt Ihr, dass sie uns helfen werden? Sollen wir sie anheuern wie gemeine Söldner?»

»Warum nicht?«, antwortete der Fürst von Krähenwut. »Und vielleicht müssen sie auch nicht auf unseren Schlachtfeldern kämpfen. Sie würden uns bereits helfen, wenn sie den Orks auf ihrer Seite des Gebirges zusetzten. Sie ständig überfallen, ihren Marsch verlangsamten, ihre Vorräte stehlen, sie demoralisieren.«

Zustimmendes Gemurmel im Thing.

»Wäre doch einen Versuch wert«, meinte Gunlaug zu seinem Halbbruder. Er fand die Idee gar nicht mal so schlecht. Und was hatten sie auch groß zu verlieren? Vielleicht müssten sie die Saumyas bezahlen – wer weiß, womit dieses eigenartige Volk bezahlt werden wollte –, doch dafür könnten sie die Orks möglicherweise überraschen oder sie gar ablenken.

»Und glaubt Ihr wirklich«, fragte einer der anderen Fürsten, »diese Nomaden ließen sich auf diesen Handel ein? Damit würden sie sich selbst zur Zielscheibe für die Horde der Orks machen! Jedenfalls wäre das mein Gedanke, würde jemand mit einem solchen Angebot zu mir kommen. Schließlich geht es sie nichts an.«

»Auch sie hassen die Orks und stehen ständig mit ihnen in Konflikt«, hielt der Fürst von Krähenwut dagegen. »Aber ich würde den Fürsten von Eulenwacht fragen, ob dieses Vorhaben gelingen könnte. Seine Domäne grenzt an die Weideländer der Saumyas.«

»Fürst von Eulenwacht!«, rief Hartried. »Tretet vor!«

Er ließ etwas auf sich warten. Sie hörten jemanden »Ich komme!« aus der Menge heraus rufen. Köpfe drehten sich, man machte jemandem Platz. Und da trat der Fürst von Eulenwacht auch schon zwischen seinen Freien hervor.

»Ich habe alles gehört!«, sagte er. »Und ich werde Euch meinen Rat anbieten, so gut ich kann.«

»Dann sagt doch«, sprach der Fürst von Krähenwut, »was Ihr von dem Vorschlag haltet. Ist es machbar? Was sollte man den Saumyas bieten, damit sie sich der Orks annehmen? Welche Art von Unterstützung können wir erwarten?«

»Wer weiß«, erwiderte Utharmar zur Verwunderung aller. »Wer weiß, welcher Stamm im Moment der Grenze am nächsten ist. Die Stammesverbände, ihre Anführer, wo sie sich gerade aufhalten - alles ist bei den Saumyas fließend, ständig in Bewegung. Die Stämme könnten ganz andere sein als jene, mit denen Cherus damals verhandelt hatte. Verhandeln kann man jedoch mit ihnen. Gold und Silber könnten wir ihnen anbieten oder Pferde, Hirsche, Felle, Schmuck und Waffen ... solche Dinge sehen sie gerne. Ich denke ... Ja, es beschämt mich fast, dass ich nicht auf diese Idee gekommen bin. Sie hassen die Orks tatsächlich.«

Das freute den Fürsten von Krähenwut. Er lächelte und wandte sich an Hartried: »Was sagt Ihr, König? Was haben wir schon zu verlieren?«

»Die Köpfe unserer Gesandten«, antwortete der König. Manche Freien lachten. »Ich hörte auch, die Saumyas enthaupten ungebetene Besucher und lassen sie als Trophäen von ihren Sätteln baumeln. Stimmt das nicht auch, Herr Utharmar?«

»Äh ... ja, das ist durchaus richtig. Es muss aber nicht bedeuten, dass sie gleich jedem den Kopf abschneiden. Sie

können auch sehr gastfreundlich sein.«

»Bestimmt. Ob da etwas Gescheites bei herauskommt?«, fragte Hartried. »Wie ich hörte, denken sie nicht wie wir Menschen, leben nicht wie wir Menschen, sterben nicht wie wir Menschen. Sie reden menschliche Worte, aber sie sprechen auch ihre ganz eigene, fremde Zunge, wenn sie sich vor Fremden bereden wollen, so dass sie nicht wissen können, was sie wirklich planen.«

»Das hatten wir auch schon besprochen«, sagte der Fürst von Krähenwut. »Gewiss ist Fingerspitzengefühl nötig. Mit diesem eigentümlichen Volk muss man vorsichtig umgehen. Wir wollten deswegen Euren Bruder losschicken.«

Gunlaug sprang auf. »Ich?« *In den Osten reisen? Über den Drachenwirbel hinaus und dieses fremde Volk besuchen? In den Osten ...*

Kapitel 48, Gunlaug

In den Osten, dachte sich Gunlaug erneut. Ich könnte hinter den Drachenwirbel reisen und dieses fremdartige Volk besuchen, weit weg von den Wäldern Merows. Mich mit den Saumyas unterhalten, ihre Lebensweise kennenlernen ... oder auch dort umkommen.

Gunlaug wurde aus seinen Gedanken gerissen, als Hartried plötzlich aufsprang.

»Warum gerade ihn?«, fragte der König. »Mein Bruder hatte noch nie Umgang mit diesem Volk, kennt ihre Gebräuche nicht, weiß nicht, wie sie denken und reden. Nach allem, was ich gehört habe, könnte ein falsches Wort sein Ende sein.«

»Hartried«, sprach Gunlaug leise. »Ich denke ...«

»Sei still!«, zischte sein Halbbruder mit einer ungewohnten Schärfe. »Wir bereden das noch!«

Gunlaug sah ihn verwundert an. War sein Halbbruder etwa gegen diesen Vorschlag? Er konnte sich schon denken, dass Hartried ihn lieber an seiner Seite wusste oder sich sogar Sorgen um ihn machte. Doch hatte Hartried ihm nicht vor ein paar Wochen versprochen, ihn ziehen zu lassen, würde Gunlaug es wünschen? Nun war für Gunlaug der Moment gekommen, das Wort des Königs einzufordern.

»Da habt Ihr nicht unrecht«, sagte der Fürst von Krähenwut.

»Doch wir können ihm ein Gefolge mitgeben, das sich mit den Saumyas auskennt. Der Fürst von Eulenwacht könnte ihm ein paar gute Männer bereitstellen. Vielleicht nehme ich mir zu viel heraus, das gerade jetzt von ihm zu verlangen.«

»Nein, das tut Ihr nicht!«, fiel ihm Utharmar ins Wort. »Es dient einer guten Sache und ich kann ein paar Männer entbehren! Mein König, Ihr könnt Euch auf mich verlassen! Er

kriegt ein paar fähige Reiter mit, die sich mit den Ländern hinter der Grenze auskennen und mit den Saumyas gesprochen haben.«

Gunlaug glaubte, Hartrieds Zähne knirschen zu hören.

»Aber wieso er?«

»Lasst mich erklären«, erwiderte der Fürst von Krähenwut.

»Ich denke, es würde unserer Sache am meisten nützen, wenn wir einen Sohn des Cherus schicken. Einer von Cherus' Söhnen als Unterhändler, das dürfte sie an den alten Pakt mit Cherus erinnern und möglicherweise schmeicheln. Außerdem gilt Gunlaug als ein guter Vermittler, der sich schnell beliebt macht. Aber wieso sagt nicht Gunlaug selbst, was er darüber denkt?«

Alle Augen ruhten nun auf ihm. Er stand auf, bewegte sich ein paar Schritte in die Mitte des Platzes und spürte beim Vorbeigehen den glühenden Blick von Hartried. Gunlaug konnte sich denken, was sein Bruder von ihm erwartete.

»Zuerst einmal«, begann Gunlaug, »ehrt es mich, dass Ihr bei dieser Unternehmung an mich gedacht habt. Ich mag zwar kein geborener Merowa sein, doch ich würde alles für dieses Land tun und um seine Menschen zu beschützen.«

Zustimmender Jubel aus der Masse. Sein Name wurde mehrmals gerufen.

»Trotzdem wünsche ich mir etwas Bedenkzeit. So eine lange Reise kann ich nicht leichtfertig antreten.«

»Das ist nachvollziehbar«, sagte der Fürst von Krähenwut.

»Jedoch haben wir nicht alle Zeit der Welt. Wenn die Orks schon nächstes Jahr angreifen sollten, dann müssen unsere etwaigen Verbündeten so schnell wie möglich mobilisiert werden. Wir sollten es noch auf diesem Thing entscheiden.«

Gunlaug drehte sich zu Hartried um. Der König schien zu kochen, hielt jedoch seine Wut im Zaum. Hartried stierte ihn einfach nur an und machte ihm somit deutlich, dass er ja nicht das Falsche sagen sollte.

Derweil glitten Gunlaugs Gedanken ab. Er versuchte sich vorzustellen, wie es hinter dem Drachenwirbel sein würde, welches Land ihn dort erwartete. Der weite Blick, den Hartrieds Diadem ihm ermöglichte, der blieb Gunlaug verwehrt. Doch jetzt bot sich ihm die Chance, neue Länder und Völker zu entdecken ...

»Das ist sehr gütig«, sagte Gunlaug. »Und es stimmt, die Entscheidung muss noch auf diesem Thing getroffen werden. Wenn das Thing es gestattet, so werde ich morgen mein Urteil fällen. Doch sollte ich gezwungen sein, schon heute zu antworten, dann würde ich dem Unterfangen zustimmen.«

Der Fürst von Krähenwut lächelte zufrieden, als die Menge hinter ihm Gunlaugs Namen wiederholte und dabei kräftig anstieß. Gunlaug wandte sich ab und begab sich auf seinen Platz.

»Wir bereden das später«, sagte Hartried.

Hartried hatte den Rest des Tages kaum etwas getrunken, die Tradition war ihm sichtlich egal gewesen. Als das Thing für den Tag zu Ende war, waren die beiden Halbbrüder einige der wenigen nüchternen Männer des Abends. Sie zogen sich in Hartrieds Zelt zurück, wo seine Frau, sein Sohn und der Altknecht bereits auf ihn warteten.

Hedwinna bemerkte sogleich, dass etwas nicht stimmte. »Was ist?«, fragte sie. »Ist etwas beim Thing vorgefallen?«

»Thuor«, sagte Hartried zum Altknecht. »Bring den Jungen

hinaus. Außerhalb des Lagers am besten. Setz ihn nicht zwischen die Betrunkenen. Ich lasse nach euch schicken, wenn wir fertig sind.«

Der alte Mann packte sich den niedergeschlagenen Gartmund und führte ihn aus dem Zelt. Sicherlich war er heiß darauf zu erfahren, was es mit Hartrieds Wut auf sich hatte. Oder er wollte einfach nur dabei sein, wenn etwas besprochen wurde.

Der König wartete, bis der Altknecht und sein Sohn das Zelt verlassen hatten.

»Sie wollen Gunlaug fortschicken«, begann Hartried.

Hedwinna's Verwirrung steigerte sich nur. »Was? Warum in aller Welt denn das? Was hat er denn getan?«

»Nichts habe ich getan«, erklärte Gunlaug. »Ein Fürst hat vorgeschlagen, dass ich zu den Saumyas reise und mit ihnen verhandle, sich unserem Kampf gegen die Orks anzuschließen. Es ist nur eine Reise, hin und zurück. Wenn alles gut geht.«

»Und Gunlaug hat im Grunde bereits zugesagt«, grollte Hartried.

»Und was ist das Problem?«, fragte Hedwinna blinzelnd. »Es klingt gefährlich, ist aber auch ein vernünftiger Vorschlag. Und wenn du es heil zurückschaffst, dann ist doch alles gut, oder? Ach, richtig ...« Und nun blickte sie ihren Gatten an.

»Du hast es noch gar nicht vorgeschlagen ...«

»Was vorgeschlagen?« Da hatte ihm Hedwinna etwas voraus.

Gunlaug wusste wirklich nicht, worum es ging.

Die Wut in Hartried begann sich zu legen und machte Nachdenklichkeit Platz. Der König ging um die Feuerstelle in der Mitte des Zeltes herum, nahm sich einen Hocker und setzte sich.

»Morgen«, begann er langsam, »wollte ich beim Thing vorschlagen, den Königstitel an unser Geschlecht zu binden. Nicht mehr sollen die Fürsten zusammenkommen und einen unter sich zum König wählen, sondern der älteste Sohn des Königs soll der nächste Herr des Landes werden.«

»Gartmund«, sprach Gunlaug. »Du willst, dass Gartmund König wird. Egal, was die Fürsten sagen.«

»Ich werde ein heiliges Gesetz vorschlagen. Der König soll aus dem Geschlecht stammen, welches Cherus selbst begründet hatte und durch mich fortgeführt wird. Götterblut soll in den Adern des Königs fließen, von Generation zu Generation, auf dass noch Jahrhunderte später ein Cheruskind über dieses Reich wacht.«

»Cherus selbst hatte diese Tradition begründet«, warf Gunlaug ein. »Sein treuer Freund Doderried wurde zum König gewählt, nachdem Cherus verschwand. Und du wurdest ebenso zum König gewählt. Sicherlich hat dein göttliches Blut einiges dazu beigetragen, jedoch war es noch immer eine freie Wahl der Fürsten.«

»Mein Königstitel gründet sich nicht nur auf mein eigenes Blut. Unsere Feinde vergossen ihres, damit ich König werden konnte. Erinnerere dich daran, welche Kämpfe wir beide zu bestehen hatten, um unsere Konkurrenten auszuschalten.«

»Wie könnte ich das?« Gunlaug wandte sich ab. Seine Gedanken wanderten mehr als zehn Jahre in die Vergangenheit zurück, an einen brennenden Hof und an eine verzweifelte Mutter, die ihre beiden Kinder beschützen wollte. Hatte sich Gunlaug damals auch abgewandt, als Hartrieds Sippe sie umgebracht hatte? Er wusste es nicht mehr.

»Und wer sagt uns«, fuhr Hartried fort, »dass in zehn,

zwanzig Jahren, wenn Gartmund sich zur Wahl stellt, nicht dasselbe Schlachten beginnt? Dass die Fürsten sich nicht bereits bekriegen, wenn sich der kalte Hauch der Zeit auf mich legt und ich vor dem Dahinscheiden stehe? Gunlaug, dieses Gesetz soll nicht nur meiner Familie nützen, sondern dem ganzen Reich Stabilität bringen. Eine klare und simple Regelung: Der Thron ist für jene, die das Blut des Gottes in sich tragen. Und jene Fürsten, die dagegen aufbegehren, die Macht für sich selbst ergreifen wollen, diese Fürsten versündigen sich am Thron und handeln wider das göttliche Gesetz.«

»Ich verstehe«, sagte Gunlaug. »Die Fürsten werden nicht alle damit einverstanden sein.«

»Und deswegen könnte der Vorschlag des Fürsten von Krähenwut zu kaum einem schlechteren Zeitpunkt kommen. Ich brauche dich an meiner Seite. Um mit ihnen zu verhandeln, meine Beweggründe zu vermitteln und gegebenenfalls auch, um wieder mit mir Blut zu vergießen. Für Gartmund und unsere Familie.«

»Kann das nicht warten?«, fragte Hedwinna. »Können wir das Gesetz nicht vorschlagen, wenn das alles vorüber ist?

Vielleicht ist einfach noch nicht die rechte Zeit dafür.«

»Und wann wäre der rechte Zeitpunkt?«, fragte Hartried. »Wir wissen nicht, wann die Orks angreifen werden. Wir wissen nicht, welcher Krieg darauf folgen wird oder welche nächste Krise dieses Land erschüttern könnte. Verdammt, sogar mir könnte ein Unglück geschehen. Und was dann?«

»Du bist doch so gut wie unverwundbar ...«, warf Gunlaug ein.

»Aber nicht komplett! Klinge und Feuer sind nicht die einzigen Dinge, die einen ins Totenreich senden. Ich könnte erkranken oder mich nur an einem Stück Essen verschlucken.«

Hedwinna hielt die Hand vors Gesicht. »Sag so etwas nicht ...«
»Aber es ist wahr! Entweder wir entscheiden das auf diesem Thing oder wir zögern bis ans Ende meiner Tage.«

»Es wird Zeit brauchen«, bemerkte Gunlaug. »Du wirst es nicht in einem Thing durchsetzen können.«

»Nein, mir war klar, dass die Durchsetzung dieses Gesetzes einige Mühen und Zeit kosten würde.«

Gunlaug hatte bereits einen Einfall. »Gut, dann wirst du verstehen, was ich plane: Zuerst werde ich bekanntgeben, dass ich unsere Sache bei den Saumyas vertreten werde, so wie es der Fürst von Krähenwut vorgeschlagen hatte. Danach, wenn Freie und Fürsten wegen meiner Zusage bei bester Laune sind, trägst du dein neues Gesetz vor und gibst ihnen Bedenkzeit. Verlange noch nichts, trage ihnen lediglich dein Anliegen vor. Dann reise ich in den Osten. Egal wie das ausgeht, gemeinsam werden wir diese Orks zerschlagen. Und wenn dein Ansehen auf dem Höhepunkt ist, dann lassen wir sie abstimmen.«

Während Hartrieds prüfender Blick auf ihm lastete, musste Gunlaug darüber nachdenken, ob dieser Plan nicht in erster Linie seinem Wunsch diente, dieses Land für eine Weile verlassen zu können.

Kapitel 49, Gunlaug

Gunlaug war nicht überrascht, als seine Ankündigung, sich mit den Saumyas zu treffen, auf Begeisterung traf. Abermals riefen sie seinen Namen und den von Cherus gleich dazu. Er stand dort auf dem Platz und ließ den halb- bis volltrunkenen Jubelschwall über sich ergehen. Der Fürst von Krähenwut hatte mehrere Schritte vor seinen Freien Aufstellung genommen. Gunlaugs Gedanken waren im Moment allein bei der anstehenden Reise, bei den Saumyas und den fremden Ländern jenseits des Drachenwirbels.

Er spürte eine Hand auf seiner Schulter und drehte sich um. Hartried war hinter ihn getreten. Gunlaug verstand, nickte und entfernte sich langsam. Nicht jedoch, ohne noch einmal der Menge zuzuwinken, die noch immer seinen Namen pries. Hartried wartete, bis sich die Freien wieder beruhigt hatten. Als er begann, auf der Stelle auf und ab zu laufen, verstanden sie schließlich, dass ihr König das nächste Thema behandeln wollte.

»Meine Brüder«, sprach er laut über den Platz hinweg, als die meisten verstummt waren. »Damit wäre dieses Königs-Thing so gut wie abgeschlossen. Wir haben Recht und Gesetz gesprochen und die heiligen Regeln gewahrt.«

Wieder zustimmender Jubel.

»Bevor wir alle nach Hause zurückkehren, bevor die dunklen Wintertage über dieses Land einbrechen, möchte ich euch etwas zu denken geben. Ich will etwas vorschlagen, das uns Stabilität und Frieden im Inneren schenkt. Jedoch erwarte ich auf diesem Königs-Thing keine Antwort, noch nicht.«
Gespanntes Schweigen.

Jetzt kommt es darauf an, dachte sich Gunlaug.

»Es geht um meinen Nachfolger. Nein, ich will nicht abdanken und ich habe auch nicht vor, in nächster Zeit von dieser Welt zu scheiden. Dennoch gilt es jetzt schon, sich um die Nachfolge Gedanken zu machen.«

Verwirrtes, aber zustimmendes Gemurmel. Gunlaug glaubte zu bemerken, wie die Freien und Fürsten ungeduldig wurden.

»Ich will den Nachfolgekämpfen ein Ende setzen, welche die junge Geschichte unseres ebenfalls jungen Reiches geprägt haben. Und dafür will ich ein heiliges Gesetz erlassen: Nur ein Kind des Cherus darf die Herrschaft von Merow übernehmen. Er soll ein Anrecht auf meine Krone haben. Und wer auch immer ihm dieses Recht streitig macht, der handelt unseren heiligen Gesetzen zuwider. Dieses Anrecht geht auf unseren ersten König zurück, den Gott Cherus selbst. Sein königliches wie auch göttliches Blut soll für immer durch die Adern der Könige von Merow fließen.«

Schweigen setzte ein, welches Gunlaug erwartet hatte.

Nachdem sich niemand zu Wort meldete, fuhr der König fort.

»Die Krone an eine Erbfolge zu binden, bricht mit unseren Traditionen. Dessen bin ich mir vollkommen bewusst. Jedoch stellt dieses Königtum bereits einen Traditionsbruch dar. Ja, wir hatten schon immer unsere Führer gewählt und auch ich wurde von den Fürsten einst zum König erkoren. Doch einen König und eine Königin, die haben die Merowa noch nicht mal seit hundert Jahren! Cherus hatte dieses Reich vor einer Generation begründet. Zuvor gab es keinen König von Merow, nur die Fürsten.«

»Das bedeutet«, sprach einer der Fürsten, »wir werden den nächsten König nicht wählen? Keinen aus unseren Reihen?«

»Bedenkt«, erwiderte Hartried, »ich musste um diese Krone

kämpfen, da die Fürsten sich nicht einigen konnten. Gibt es keine Wahl, dann ist auch kein Streit, kein Blutvergießen.«
»Macht Ihr es Euch nicht zu einfach?«, fragte eine Stimme aus der Menge.

»Ihr Fürsten könnt noch immer Eure Things und Wahlen abhalten, wie Ihr es für richtig haltet. Euch wird dieses Gesetz nicht betreffen.«

»Euch geht es nur um Macht!«, rief eine zweite Stimme.

»Meine persönliche Macht wird dadurch nicht erhöht«, erwiderte Hartried. »Und ebenso nicht die Macht meines Nachfolgers. Es geht allein um die Nachfolge und darum, den Übergang von einem König auf den anderen zu erleichtern.«

»Der König will seiner Familie die Krone sichern!«, klagte jemand. Die Stimmen der Menge wurden lauter und unzufriedener.

»Gibt es einen anderen Kandidaten?«, fragte Hartried und die Menge verstummte. »Mein Bruder Gunlaug hier strebt nicht nach der Krone. Wer noch? Wer ist sonst übrig? Einer der vielen Jünglinge, die von sich behaupten, ebenfalls ein Sohn des Cherus zu sein? Wir haben erst vor ein paar Tagen einen davon weggeschickt.«

»Bitte!«, rief da Utharmar, der Fürst von Eulenwacht, und trat auf den Platz. »Der König macht uns lediglich ein Angebot! Wir haben noch Zeit bis zum nächsten Thing, darüber in Ruhe nachzudenken. Kein Grund, sich jetzt aufzuregen.«

»Und was kommt als Nächstes?«, fragte Pattmar, der Fürst von Bärenschlucht. »Wird er das Volk von Merowa dazu zwingen, zu Cherus als einzigem Gott zu beten? Ihren alten und ehrwürdigen Kulten und Göttern abzuschwören?«

Hartried drehte sich wütend zu Pattmar. »Warum sollte ich

das verlangen?«

»Ich habe selber mitangesehen, wie Eure eigenen Hände Priester des heiligen Feuers getötet haben! Habt Ihr das bereits vergessen? Es ist gerade mal ein paar Wochen her! In einer heiligen Nacht, in der wir für eine gute Ernte dem göttlichen Feuer geopfert haben, habt Ihr sie angegriffen!«

»Weil sie mich angegriffen haben! Mich und meine Familie! Gunlaug hier kann das bezeugen!«

Ein Raunen ging durch die Menge.

»Tatsache ist«, sprach Pattmar ungerührt weiter, »dass nicht alle von Cherus überzeugt sind und damit Eure Familie und jedes andere Cheruskind sein Anrecht auf die Krone verlieren. Es sind nicht alle von Eurer göttlichen Abstammung überzeugt. Es macht Euch noch nicht zu einem guten Herrscher, nur weil Ihr von einem Gott abstammen sollt. Ihr sagt, Ihr wollt damit Stabilität im Reich schaffen. Was ist, wenn die Merowa in vielen Jahren der Willkür Eurer Kinder und deren Kinder ausgesetzt sind?«

»Von welcher Willkür sprecht Ihr, verdammt noch mal!?«

»Was ist mit dem Jüngling, den Ihr vor einer Weile in einem Duell getötet habt? Erinnerst Ihr Euch?«

Gunlaug lief zu Hartried; die Art, wie sein Bruder sich auf Pattmar zubewegte und die Hand an den Knauf seines Schwertes legte, verhieß nichts Gutes. Er packte seinen Bruder an den Schultern und stoppte ihn.

»Was auch immer du vorhast, tue es nicht«, sprach Gunlaug leise.

»Marsur!«, rief da Pattmar. Unruhe ergriff die Freien hinter ihm. Sie machten einem Mann Platz, der etwas verunsichert neben den Fürsten trat.

»Das ist der Bruder seiner Mutter«, sprach Pattmar und zeigte auf den Mann. »Sprich. Erzähle dem Thing, was vorgefallen ist.«

»Mein Neffe«, begann Marsur, »Dodstied war sein Name, bat um Audienz beim König, um sich seinem Gefolge anzuschließen. Als Antwort verwickelte der König Dodstied in ein Duell und spaltete ihm den Schädel. Ich schwöre beim Thing, dass es sich so verhalten hat.«

»Du warst nicht da!«, rief Hartried.

Gunlaug musste ihn fester halten, damit der König diesem Marsur nicht an die Kehle sprang.

»Lass gut sein, Hartried. Wenn du jetzt die Fassung verlierst, machst du alles nur noch schlimmer. Erinnerung dich an unseren Plan! Heute wird noch nichts entschieden.«

Hartried ballte die Fäuste, seine Augen sprühten noch immer Feuer in Marsurs Richtung. Er riss sich von Gunlaug los, machte einen Schritt nach vorne und zeigte mit dem Finger auf ihn.

»Das ist der richtige Ort! Wenn Ihr, Marsur, Onkel von Dodstied, wirklich überzeugt seid, ich habe in dieser Angelegenheit etwas Falsches getan, dann klagt mich hier auf dem Königs-Thing an! Wartet auf keine bessere Gelegenheit, denn die wird nicht kommen! Ihr behauptet, Zeuge gewesen zu sein, also werdet Ihr den Mut aufbringen können, auf diesem Platz frei zu sprechen und die Zeugenaussagen meines Bruders und vieler weiterer Personen, die sich in meinem Gefolge oder Lager befinden, über Euch ergehen zu lassen. Seid Ihr bereit, mich hier und jetzt anzuklagen?«

Marsur schaute zu Boden, sehr zum Verdruss von Pattmar. Der Fürst schob Marsur wieder zurück in die Menge und wollte

wohl durch sein Schweigen bedeuten, dass die Sache für ihn erledigt war.

»Ich habe meine Sache vorgetragen!«, verkündete Hartried der Menge. »Und wie bereits dargelegt, wird auf diesem Thing noch nichts entschieden. Ich bin mir der Schwere dieser Entscheidung vollkommen bewusst und welche Folgen sie für unser junges Königtum haben wird. Denkt darüber nach.«

Und damit war alles gesagt. Hartried wollte sich zurückziehen und kehrte der Thing-Versammlung den Rücken zu. »Eine Frage hätte ich da noch.«

Hartried wirbelte herum. »Was?!«

Es war der Fürst von Spatzensturz, Darlaug, der gesprochen hatte und nun ein paar Schritte nach vorne trat.

»Erlaubt mir, etwas zu fragen: Soweit ich mitbekommen habe, geht es Euch nicht allein um Euren einzigen Sohn. Also hätte nicht notwendigerweise Euer Sohn, sondern auch irgendein anderer Nachfahre des Cherus theoretisch Anrecht auf die Krone? Geht es Euch wirklich nicht darum, unbedingt Euren einzigen Sohn auf den Thron zu setzen? Und dann seinem Sohn und so weiter?«

»Nein, ich schwöre, es geht mir allein darum, eine gerechte Nachfolgeregelung für dieses junge Königreich zu etablieren.«

»Dann hättet Ihr sicherlich kein Problem damit, wenn ein anderer Sohn des Cherus nach Euch die Krone bekommt? Ein Sohn, der direkt von ihm gezeugt wurde und sich im mündigen Alter befindet, im Gegensatz zu Eurem Gartmund.«

»Worauf wollt Ihr hinaus?«, fragte Hartried. »Gunlaug hier wird bekräftigen, dass er kein Interesse an der Krone hat.« Das hatte Gunlaug wirklich nicht. Auch er fragte sich, was

Darlaugs Anliegen war. Der Fürst erschien ihm nicht wie jemand, der so einfache Fragen stellen musste, deren Antworten schon in Hartrieds Rede enthalten waren.

»König Hartried, Ihr vergesst da jemanden.«

»Sartur?«, fragte er und lachte. »Das kann nicht Euer Ernst sein.«

»Nein«, sagte Darlaug und seine Miene versteinerte sich.

»Simund. Fünftes und jüngstes Kind des Cherus, Sohn von Silinde, der einzigen ehelichen Frau von Cherus und Kind ihres untergegangenen Geschlechts. Das Geschlecht, an dessen Untergang Ihr und Euer Bruder dort drüben Euren Anteil habt.«

Bei Gunlaug setzte das Herz kurz aus. *Bedeutet das: Simund lebt?! Und was ist mit seiner Schwester?*

»Er ist tot«, sprach Hartried mit tonloser Stimme. »Er ist vor Jahren umgekommen.«

»Nein, gewiss nicht. Ich habe mich seiner angenommen und seiner Schwester ebenfalls. Sie sind unter meiner Obhut herangewachsen.«

Für einen Moment war es, als fürchtete jeder der Versammelten auch nur ein Wort zu sprechen. Darlaug harrete ruhig Hartrieds Antwort, während auf seinen Zügen weder Spott darüber, den König ausgestochen zu haben, noch Anklage wegen des Sippenmordes vergangener Zeiten zu lesen war. Der Wind wurde lauter, es schien Gunlaug, er wollte die Stille mit seinem Gebrüll füllen.

»Also«, begann Darlaug wieder. »Wieso nicht ein Sohn des Cherus anstatt eines Sohnes Sohn? Wenn es Euch nur darum geht, eine friedliche Abfolge zu schaffen, dann hätte Simund auch ein Anrecht auf die Krone. Sogar ein größeres Anrecht

als Euer Gartmund.«

Alle Augen waren nun auf Hartried gerichtet. Von seiner Antwort würde alles abhängen. Würde der König zu seinem Wort stehen und das Recht über seine Familie erheben?

»Ist das so?«, fragte Hartried. »Dann soll es so sein. So wie es jetzt steht, hat Simund und nicht mein Sohn Gartmund Anrecht auf die Krone. Genügt das für heute?«

Darlaug nickte und die Menge tobte. »König!« und »Hartried!« riefen sie immer wieder und ließen die Becher klingen.

Darlaug entfernte sich. Er wirkte weder wirklich zufrieden noch überrascht.

War das sein Plan die ganze Zeit gewesen?, fragte sich Gunlaug. Über die ganzen Jahre hinweg? Ich hatte diesen Mann falsch eingeschätzt.

Hartried drehte sich um, trat an Gunlaug heran und flüsterte: »Es beginnt von neuem.«

Kapitel 50, Gunlaug

Einen ganzen Zug würden sie überfallen. Zuvor hatten sie Erkundigungen eingeholt, ob der Fürst von Spatzensturz nicht mit anderen Fürsten zusammen gereist war. Dem war nicht so, Darlaug und seine Freien zogen alleine zum Königs-Thing und traten auch alleine die Rückreise an. Und soweit Gunlaug in Erfahrung bringen konnte, ließ er seine Frauen und Kinder am Hof. Eine weise Entscheidung in Anbetracht dessen, was passieren könnte.

Ein Reiter signalisierte Hartried, dass sie nahe waren. Der König gab das Zeichen und sie ritten weiter. Die Pferde bahnten sich ihren Weg durch das Gestrüpp und sprangen geschickt über Stock und Stein. Dahinter folgten ihnen Gunlaug und Hartried auf ihren Hirschen, um Darlaugs Zug zu überholen.

Und was dann? Würde das Morden wieder beginnen? Würden sie wegen der Krone wieder Blut vergießen? Oder gab der Fürst dem König einfach, was er wollte? Gunlaug hatte seinem Halbbruder schon viele Male geschworen, treu an seiner Seite zu stehen und mit ihm bis in den Schlund des Totenreiches zu reiten. Doch konnte er nicht behaupten, wirklich erfreut darüber zu sein, wieder um die Krone zu kämpfen.

»Dort?«, fragte Hartried und zeigte in den Wald. »Sieht so aus, als kämen wir da gut durch.«

Gunlaug wurde aus den Gedanken gerissen. »Was? Ähm ... ja. Sieht so aus.«

»Geht es dir gut?«, fragte Hartried. »Zum Glück ist das Königs-Thing vorbei. Ich werde für einen Monat keinen Trunk mehr zu mir nehmen.«

»Ja, ich bin noch nicht ganz richtig im Kopf.«

»Konzentriere dich«, sagte Hartried und setzte den Ritt fort.

Der Wald lichtete sich, der Boden wurde ebener und bot eine leichter zu befahrende Fläche für die Wagen. Hier würden sie warten, nur er, Hartried und ein paar Gefolgsmänner. Gunlaug konnte Hartried das Versprechen abnehmen, zuerst mit dem Fürsten zu sprechen, weswegen sie ihn mit nur einer kleinen Zahl von Männern aufsuchten. Sollte es dennoch zu einem Kampf kommen, standen mehr Reiter in den Büschen bereit. *Ach, wir führen uns wie Wegelagerer auf.*

»Wir reden zuerst«, sagte Gunlaug, nur um noch mal sicherzugehen.

»Wie abgesprochen.«

»Und wenn Darlaug nicht damit herausrückt?«

»Gunlaug, bitte.«

»Ja, wie töricht von mir.«

Hartried wandte seinen Hirsch zu Gunlaug. »Glaube nicht, dass ich das will. Oder dass mir dieses Töten Spaß macht. Viel lieber kämpfte ich jetzt gegen diese Orks. Dann müsste ich nicht darüber nachdenken, gegen wen ich die Klinge richte.«

Hartried drehte sich wieder um und spähte in den Wald hinein.

»Glaubst du«, begann Gunlaug, »sie warten auf uns? Die, die wir umgebracht haben. Vielleicht warten sie auf uns im Reich der Toten. Oder glaubst du, deine Seele kommt an einen besseren Ort?«

»Cherus wird sich deiner erbarmen«, sprach Hartried nur.

»Mache dir später um deine Seele Sorgen. Sie kommen. Von mir aus kannst du im Stillen für einen friedlichen Ausgang des

Gespräches beten.«

Scheißkerl, dachte sich Gunlaug und machte sich bereit. Ja, sie würden zuerst versuchen zu reden. Doch Gunlaug wusste aus Erfahrung, wie schnell es anders kommen konnte. Er hatte es oft genug erlebt. *Blutrünstiges Volk, diese Merowa*.

Dann hörte er die Pferdehufe trappeln und die Räder der Wagen über den Boden rollen. Ein paar Späher ritten voraus, mit ihren grünen Mänteln sogleich als Reiter des Fürsten von Spatzensturz erkennbar. Sie bemerkten Gunlaug und Hartried, blickten sich kurz überrascht an und schickten einen von ihnen zurück. Die verbliebenen Reiter verharrten auf ihrer Position und schauten misstrauisch zu ihnen. Gunlaug konnte die Wagen anhalten hören, Rufe wurden laut, Unruhe ergriff den Wald.

Darlaug selbst kam auf einem Hirsch angeritten und mit ihm einige Gefolgsleute, zu Pferd und zu Fuß. Sie gaben sich Mühe, einen ruhigen Eindruck zu machen, doch konnte Gunlaug ihre Nervosität beinahe riechen.

»Mein König«, begann Darlaug, »habt Ihr Euch verlaufen? Wolltet Ihr nicht in eine andere Richtung reisen?«

Hartried lachte trocken. »Nein, wir sind genau am richtigen Ort. Und zwar wollten wir mit Euch sprechen, wenn Ihr nichts dagegen hättet. Es ist wichtig.«

»Wieso hier?«, fragte Darlaug. »Und nicht im Lager oder beim Thing? Wart Ihr zu beschäftigt, um mich während der Thing-Tage zu treffen? Euer Vorgehen scheint mir doch recht ungewöhnlich zu sein.«

»Hören wir damit auf. Wo ist Simund? Wo sind die beiden jüngsten Cheruskinder?«

»Nun zeigt Ihr Euer wahres Gesicht, König. Noch immer auf

Sippenmord aus, nicht wahr? Glaubt Ihr wirklich, ich gebe Euch so einfach den Aufenthaltsort der beiden preis?«

»Wir können uns viele Unannehmlichkeiten ersparen, indem Ihr einfach mit der Sprache herausrückt, Fürst von Spatzensturz.«

»Und wie könnt Ihr sicher sein, dass ich nicht lüge? Ihr werdet dennoch in mich hineinschauen wollen, richtig?«

Ja, sein Halbbruder würde bestimmt sichergehen wollen und selber im Geist des Fürsten nachschauen.

Hartried indessen schwieg und schaute Darlaug mit verengten Augen an. »Ihr seid sehr klug, Darlaug. Auch das beim Thing, das war sehr klug von Euch. Sagt, habt Ihr das schon immer geplant? Sie versteckt und vor mir verheimlicht, um sie irgendwann gegen mich auszuspielen?«

»Ich habe sie versteckt, um sie vor Euch zu schützen. Aber ja, ich dachte mir, dieser Tag würde kommen, an dem Ihr Euch oder Eurer eigenen Familie die Macht sichern wollt. Was jetzt? Wenn ich es Euch nicht sage, werdet Ihr uns angreifen? Mich, meinen Hof, meine Frau, meine Tochter und meinen Sohn? In diesem Fall würden sich die Fürsten gegen Euch erheben. Das wisst Ihr, nicht wahr?«

»Ich schwöre Euch«, rief Gunlaug, »niemand von uns beiden wird Euren Hof oder Eure Familie angreifen.« Gunlaug versuchte, die Fassung zu wahren, während er Hartrieds zornigen Seitenblick ertrug. »Das ist nur etwas zwischen Euch und uns.«

»Gunlaug«, erwiderte der Fürst, »Ihr wart schon immer zu gut für Euren Halbbruder. Ich fürchte um das Land, wenn Ihr und Eure Besonnenheit an seiner Seite fehlen solltet. Aber es gibt meiner Seele etwas Frieden, zu wissen, dass Ihr das

schwört. Ich weiß, auf Euer Wort kann man sich verlassen. Auch von Euch haben die Menschen eine solche Meinung, König.«

Nach einer kurzen Pause, in der sich die beiden Seiten anschwiegen, sprach der Fürst: »Die beiden sind nicht bei mir. Nicht an meinem Hof, nicht in meinen Wäldern oder auf meinen Feldern. Sie befinden sich im Moment auf einer Reise.«

»Wo sind sie?!«, verlangte Hartried zu wissen.

»Ich weiß nicht, wo sie sich gerade aufhalten«, erwiderte Darlaug. »Und freiwillig würde ich es sowieso nicht rausrücken.«

»Ja, das habe ich mir bereits gedacht.«

Gunlaug wollte ihn noch aufhalten, doch er war zu langsam. Die Hufe warfen Dreck auf, das Tier schnaubte wütend.

Hartried ließ seinen Hirsch lospreschen und mit Darlaugs Hirsch zusammentreffen. Sein Gegner hatte kaum Zeit zu reagieren und der Aufprall warf ihn fast zu Boden. Aber mit letzter Kraft stemmte sich Darlaug dagegen und zückte sein Schwert.

Das war das Signal für ihr Gefolge. Aus allen Richtungen stießen sie hervor, zu Fuß oder beritten, warfen Speere und Äxte auf Darlaugs überraschten Tross.

Gunlaug wollte sie aufhalten, in ihm braute sich ein Schrei zusammen, welcher der Gewalt ein sofortiges Ende bereiten wollte. Doch der Schrei blieb ihm im Halse stecken, als das Morden von neuem begann, sich Klingen färbten, Männer liegen blieben und ihm eine leise Stimme zuflüsterte, dass Gunlaug gerade dem Lauf der Dinge beiwohnte, wie es immer war: Ein Blutvergießen folgte auf das nächste.

Indessen tauschten Hartried und Darlaug Schwerthiebe aus, während die beiden Hirsche noch immer versuchten herauszufinden, welcher von beiden der Stärkere war. Darlaug geriet in Bedrängnis, seine Verteidigung wankte und entschlossene Gegenwehr brachte er erst recht nicht auf. Dann brachen die Hinterbeine seines Hirsches ein, Hartried war plötzlich über dem Fürsten, die Klinge weit ausgeholt und bereit zum tödlichen Finale.

Glücklicherweise schaffte es Gunlaug endlich, sich zu bewegen und noch im richtigen Moment den Schwertarm von Hartried zu ergreifen. Sein Halbbruder schaute ihn noch verdutzt an, dann warf sein Hirsch den von Darlaug endgültig um und der Fürst wurde beinahe unter seinem Reittier begraben.

»Haltet ein!«, rief Hartried und deutete mit der Schwertspitze auf den Fürsten. »Das Kämpfen hat ein Ende! Ergibt euch wie euer Fürst!«

Und tatsächlich gab Darlaugs Gefolge auf und warf die Waffen zu Boden. Ein Blutbad war noch gerade so verhindert worden.

»Du hast mir einen Gefallen getan«, sprach Hartried zu Gunlaug, steckte sein Schwert in die Scheide und stieg vom Hirsch ab. »Auch wenn ich mir nicht sicher bin, ob es Absicht war. Beinahe hätte ich ihm den Schädel gespalten, bevor er mir etwas verraten konnte.«

Darlaug kroch mühsam über den Boden. Hatte er sich die Knochen gebrochen? Gunlaug konnte kein Blut sehen. Er sprang vom Hirsch und eilte zum Fürsten.

»Seid Ihr verletzt?«, fragte er.

»Vermutlich. Was jetzt, König?«

»Haltet still«, sagte Hartried. Er fasste den Fürsten am

Kopf, hob ihn zu sich hoch und blickte ihm tief in die Augen. Zuerst verengten sich die Augen von Hartried, dann öffneten sie sich aus Entsetzen. »Die Kolonien!«, rief er aus. »Die Stadt Akleion! Ihr steckt mit diesen verdammten Mykerios unter einer Decke!«

Hartried stieß den Fürsten unsanft zu Boden und wandte sich ab. Dann fasste er diesen einen, besonderen Ring an seiner Hand an.

»Hartried?«, fragte er. »Was ist? Was ist mit Akleion?« Hartrieds Stimme war auf ein Flüstern hinabgesunken. »Sie sind dabei, den Macher dieses Ringes zu finden. Und dann ...« Mit ergrimten Zügen zog er wieder sein Schwert. »Und dann machen sie gemeinsame Sache mit diesen Eindringlingen aus dem Süden!«

Diesmal war Gunlaug nicht schnell genug. Die Klinge stieß dem Fürsten in den Leib, genau dort, wo das Herz zu vermuten war. Ein kurzes Stöhnen, Hartried drehte die Klinge, zog sie wieder heraus, und der Fürst von Spatzensturz hauchte seinen letzten Atemzug.

Gunlaug wandte sich ab. Ihm wurde übel, der Magen drehte sich. *Und so beginnt es von Neuem. Merowa gegen Merowa. Cheruskind gegen Cheruskind. Und das trotz der Gefahr, die jenseits des Drachenwirbels auf uns wartet. Ob wir diesen Streit beenden können, bevor es zu spät ist? Was ist mit meiner Reise?*

»Es ist wieder Krieg«, sagte Hartried.

Gunlaug unterdrückte das Verlangen, sich übergeben zu müssen. »Ja, dein Stich hat ihn besiegelt.«

»Nein, das war, als sie Simund fortschickten, um mich umzubringen.«

Kapitel 51, Simund

Der Hof. Das Feuer. Meine Mutter, erschlagen auf den Treppen. Nicht hier, bloß nicht hier.

Simund fand sich in der Totenwelt wieder. Nur wurde er diesmal nicht ans Ufer gespült, sondern er stand inmitten des brennenden Hofes. Um ihn herum lagen die Toten, das Gefolge, die Bediensteten und seine Verwandten in ihrem eigenen Blut. Ihre geschundenen Leiber verteilten sich über den Hof. Simund ertrug den Anblick nicht mehr, er bedeckte sein Gesicht und sank auf die Knie.

Ich will hier nicht enden, flehte Simund. Nicht an diesem Ort, nicht in dieser Erinnerung. Nicht für den Rest der Ewigkeit.

Sein Körper wurde von einer unsichtbaren Hand erfasst. Langsam drang eine vertraute Stimme zu ihm. Immer klarer hörte er sie seinen Namen rufen. Jemand schüttelte ihn durch, bis er hochschreckte und in das besorgte Gesicht seiner Schwester blickte.

»Simund«, sprach sie, »du hast wieder schlecht geträumt. War es ...?«

Schweißnass und zitternd kam Simund zu sich. Hedda, Piasus und Rodried schauten ebenfalls sorgenvoll zu ihm herüber. Rodried und Piasus ruderten gerade und Hedda hielt die Karte der unterirdischen Seen in der Hand.

»Ja«, antwortete Simund und merkte, wie schwer sein Atem ging. »Ich war wieder in der Welt der Toten. Nur ein Traum, es ist alles gut. Danke, dass du mich geweckt hast. Ich bin bestimmt bald mit dem Rudern dran.«

Barutz stapfte an ihm vorbei. Die Schritte des Zwerges brachten das Boot leicht zum Schaukeln. Er schien gänzlich

unbekümmert von Simunds schweren Alpträumen, die ihn in letzter Zeit quälten.

»Wir könnten bald auf eine Strömung treffen«, sagte der Zwerg und lehnte sich über die Reling. Er hielt die Hand ins Wasser, schätzte kurz ab und wandte sich dann zu ihnen. »Ich spüre es! Dann brauchen wir uns für eine Weile nicht mehr ums Rudern zu kümmern. Wollen wir vorher noch mal ans Ufer und uns ausruhen? Wer weiß, was noch kommen wird.«

Simund stand auf und spähte in die Dunkelheit der zwergischen Höhlenwelt. Er hielt Barutz' Vorschlag für eine gute Idee, konnte aber kein Ufer ausmachen.

Hedda hielt den Kristall in die Höhe und suchte nach der Sonne an der Oberfläche. Der Kristall blitzte kurz auf, dann schaute sie konzentriert auf die Karte.

»Vielleicht die letzte Chance«, sagte sie. »Bislang ist die Reise ja gut verlaufen, weswegen ich unser Glück nicht strapazieren möchte. Wir sollten noch mal ans Land, uns dort ein kleines Lager aufschlagen und ein paar Stunden schlafen. Ich kann nicht sagen, wie sicher die Gewässer sein werden, wenn wir wieder an der Oberfläche sind. Oder wo wir überhaupt herauskommen. Die Fahrt könnte ganz schön wild werden.«

»Also ans Land?«, fragte Piasus und ächzte leise, während er mit dem Ruder ins Wasser stieß. »Soll mir recht sein.«

Nach der Rast ruderten sie weiter, bis es nicht mehr notwendig war. Eine leichte Strömung hatte das Boot erfasst und zog es in die Richtung, in der Hedda laut Karte den Ausgang aus der Unterwelt vermutete. Bald wehte ein sanfter Windhauch über das Wasser. Simund atmete tief und genussvoll

die Luft von außerhalb des Höhlenreiches ein, die er schon so lange nicht mehr hatte einatmen dürfen.

»Wir sind bald wieder draußen!«, schwärmte Melinde. »Wir können wieder den Wind auf der Haut und die Sonne im Gesicht spüren! Die Vögel zwitschern hören, der Sonne beim Auf- und Untergehen zusehen.«

»Die Sonne«, begann plötzlich Barutz. »Oh ja, die Sonne, dieser Himmelsdocht, wie er hinter dem Horizont erscheint, einem den halben Tag auf den Pelz brennt, alles in schrecklich grelles Licht hüllt und sich dann wieder verflüchtigt, weil die feine Sonne es mit den Oberflächenbewohnern keinen ganzen Tag aushielt.«

Simund konnte sich nur wundern, warum der Sonnenlauf den Zwerg so ätzen ließ. Er hingegen freute sich darauf, mal wieder Tageslicht sehen zu dürfen.

»Es gefällt dir nicht an der Oberfläche?«, fragte Piasus, während er sein Gepäck fest am Schiff vertaute. »Du bist daran gewöhnt, dass es immer dunkel ist, oder?«

»Genau! Jetzt werde ich mir von den Gestirnen diktieren lassen müssen, wann ich müde sein soll! Die Umstellung schlägt sich mir jetzt schon aufs Gemüt. Außerdem kann ich nicht einfach im Fels verschwinden, wenn Gefahr droht, und in einer waldigen Umgebung bin ich fast taub. Ah, das war vielleicht eine dumme Idee, ich hätte nicht mitkommen sollen.«

»Aber die Belohnung ...«, sagte Piasus.

Barutz fasste sich an den Bart, wiegte ab, wippte mit dem Kopf hin und her. »Verdammt! Lasst uns hoffen, dass wir die Fahrt zu dieser Stadt gut überstehen werden.«

»Das Wichtigste ist«, brachte sich Hedda ein, »uns gut

vorzubereiten. Die Taschen ordentlich vertaut? Ja? Bindet die Seile auch an euch. Wir müssten bald den Ausgang erreichen. Ich kann spüren, wie sich das Boot beschleunigt.«
»Da ist Licht«, sprach Rodried, während er sich ein Seil um die Hüfte band. »Wir sind gleich da! Wir haben die Oberfläche erreicht!«

Simund half seiner Schwester dabei, sich am Boot anzubinden, und stand danach auf, um zum Ausgang zu schauen. Weit entfernt glaubte er, einen kleinen, aber immer größer werdenden Lichtpunkt zu erkennen. Gleichzeitig spürte auch er, wie das Boot zunehmend beschleunigte.

»Denkt daran«, sagte Hedda. »Wir haben seit geraumer Zeit kein Tageslicht mehr gesehen. Wenn wir wieder draußen sind, werden sich unsere Augen erst an die Helligkeit gewöhnen müssen. Für einen Moment werden wir wie blind sein.«

Sie nahm eines der Ruder in die Hand und forderte die anderen auf, es ihr gleichzutun. Das Boot nahm an Fahrt auf. Simund musste sich eingestehen, dass ihm etwas mulmig zumute wurde.

»Hedda ...«, begann er.

»Ja?«

»Was wäre eigentlich, wenn auf der anderen Seite ein Wasserfall auf uns wartet?«

Ihm gefiel gar nicht, wie Hedda ihr Gesicht zu einer grimmigen Grimasse verzog.

»Was denkst du denn, warum wir uns festgebunden haben, mein lieber kleiner Halbbruder?«

»Ist das dein Ernst?«, fragte Piasus.

»Wir fahren bereits mit einer hohen Geschwindigkeit. Sehr gut möglich, dass es erst einmal sehr steil hinabgeht. Das

Wasser kennt kein Erbarmen, hier nicht und auch nicht auf hoher See. Gleich sind wir draußen, bedeckt lieber eure Augen.«

Der Lichtpunkt war zu einem gewaltigen Spalt angewachsen, durch den die Sonne gnadenlos hereinschien. Sie schirmten die Augen ab, fassten die Seile fester und hielten sich bereit, mit den Rudern ins Wasser zu schlagen. Das Licht blendete ihn, nahm ihm die Sicht und er konnte das Tosen von Wasser hören.

Ein Wasserfall?, fragte er sich. *Oder nur ein Fluss?*

»Haltet euch fest!«, schrie Hedda gegen den Lärm an.

Das Boot hatte nun eine Geschwindigkeit erreicht, die es fast auseinander riss, während sich hinter dem Spalt langsam die Konturen einer Berglandschaft andeuteten. Das Brausen wurde ohrenbetäubend, die klare Luft der Außenwelt schlug ihnen entgegen und gleich darauf die Gischt des Wassers, wie es aus der Höhlenwelt rauschte.

Als das Boot auf der anderen Seite aus dem Spalt heraustrat, war Simund noch immer zu geblendet, um die Umgebung deutlich wahrnehmen zu können. Er spürte die klare Luft und die wärmende Sonne, doch jede Freude darüber, endlich die Höhlenwelt verlassen zu haben, verflog, als er mitbekam, wie sich das Boot für wenige Augenblicke in der Luft hielt.

Ein Wasserfall ...

Das Boot klatschte auf der Flussoberfläche auf. Wassermassen schossen links und rechts von ihnen in die Höhe. Sie hatten es geschafft! Das Boot schien unbeschadet und sie alle wohlbehalten.

»Endlich!«, rief Piasus.

»Na endlich«, äffte Barutz nach.

»Ach, hab dich nicht so, wir haben es überlebt!«

»Nicht zu früh gefreut!«, mahnte Hedda. »Rudert nach links! Schnell!«

Und da bemerkte es auch Simund. Sie steuerten auf eine Reihe schroffer Felsen zu. Erst mussten sie ihre Überraschung überwinden, dann paddelten sie mit aller Kraft.

»Nach rechts!« Hedda richtete sich auf. Mit festem Stand blickte sie nach vorne, ruderte und hielt den Flussverlauf im Auge. Links, rechts, gerade halten. Eine gefühlte Ewigkeit dirigierte sie ihre Mannschaft durch den verschlungenen Flusslauf. Und da, nachdem sie einmal scharf abgebogen waren, sah er ein sich weit erstreckendes Blau unter ihnen: den Goldsee.

Bevor sie ihr Ziel erreichten, mussten sie rudern, bis Simund die Arme lahm wurden und seine Brust schmerzte. Links, rechts, immer weiter paddeln und gegen die Strömung ankämpfen, während sie kurz davor waren, das Boot gegen tödliche Felsen krachen zu lassen. Und so vergingen kräftezehrende Momente, bis der Fluss sich verbreiterte, die Geschwindigkeit des Bootes langsam nachließ und auch die Felsen an Gefährlichkeit einbüßten. Melinde war die erste, der Hedda erlaubte, das Ruder beiseitezulegen. Das Mädchen legte sich hin und ließ sich die Sonne ins Gesicht scheinen. Nach einer Weile war auch Simund dran, der normalerweise den anderen Männern in nichts nachstehen wollte, aber diesmal sehr dankbar dafür war, seine erlahmten Arme ausruhen zu dürfen. Schließlich ruderten nur noch Hedda und gelegentlich Barutz, um das Boot auf dem richtigen Kurs zu halten. Simund hatte Zeit, sich an den weißen Felsen, der strahlenden Sonne und der für diese Jahreszeit

ungewöhnlichen Wärme zu erfreuen. Richtig, sie waren hier weiter im Süden, der Herbst sollte wesentlich angenehmer sein. Er hob den Brustkorb, holte tief Luft und fühlte sich wie neugeboren.

Schließlich öffneten sich die Berge und der Fluss ergoss sich in den weiten Goldsee. Zwar nur ein Binnenmeer, wie Simund hörte, doch sah er vor sich nur Wasser bis zum Horizont auf der einen und ein fernes Ufer auf der anderen Seite.

Hedda holte die Karte hervor. »Wir werden wohl wieder rudern müssen.«

»Jetzt schon?«, fragte Piasus erschöpft.

Hedda lächelte. »Nein, nicht jetzt. Wir ruhen uns erst einmal aus. Das habt ihr alle gut gemacht. Nach dieser Fahrt dürft ihr gleich bei mir anheuern.«

Kapitel 52, Simund

Simund hatte das Wort zuvor schon gehört, vor allem aus Piasus' Mund, doch er konnte sich nie wirklich vorstellen, wie sie wirklich aussahen: Städte. Diese Ansammlung von Menschen, Häusern, Mauern und Heiligtümern, deren Zahl weit über das hinausging, was er bisher gesehen hatte. Doch jetzt sah Simund sie zum ersten Mal und mit ihnen dieses Volk der Mykerios, das aus dem Süden hierhergekommen war, um am Goldsee zu siedeln und Handel zu treiben. All die Städte, welche er auf ihrer Reise sah, waren direkt am Wasser gebaut und verfügten über weite Häfen, in denen allerhand Boote und Schiffe vertaut lagen. Gerade die großen Schiffe zogen seine Aufmerksamkeit auf sich und sogar Hedda musste das eine oder andere Mal staunen, während ihr kleiner Kahn neben den Schiffen mit mehreren Masten und vielen Rudern anlegte. Ihre Ausmaße beeindruckten ihn, doch Simund fiel noch etwas an den Schiffen auf: Während die Merowa, Bregas und die Zwerge am Bug ihrer Boote Tier- und Ungeheuerköpfe schnitzten, schienen die Merowa es zu bevorzugen, Augen auf beiden Seiten des Schiffsrumpfes zu malen.

Sie verbrachten nicht viel Zeit in den Städten und zumeist hielten sich die Merowa im Hafengebiete auf. Barutz zog es vor, sich mit einer Decke auf seinem Boot zu verstecken. Irgendjemand musste es bewachen, so seine Entschuldigung. Simund konnte nicht sagen, ob er sich vor der Masse an Menschen fürchtete oder das Sonnenlicht ihn krankmachte. Simund verbrachte die meiste Zeit damit, die Bauwerke der Mykerios zu bestaunen. Er kannte nur Gebäude aus Holz, Lehm oder Fundamente aus Stein, hier jedoch sah er auch mehrstöckige Villen, wie Piasus ihm den richtigen Begriff

lehrte. In der Ferne entdeckte er riesige Hallen, deren unmöglich hohe Dächer von schlanken Säulen getragen wurden. Auch die Straßen waren aus Stein oder Ziegeln, wohingegen Simund höchstens durch Pferdehufe und Menschenfüße festgetrampelte Wege kannte. Und dann wären da noch die überlebensgroßen Statuen, ebenfalls aus Stein gemeißelt oder aus Bronze gegossen. Simund konnte nicht sagen, ob sie Götter oder Helden abbildeten oder gar Wächter waren, die bei Gefahr zum Leben erwachten und mit ihren unverwüstlichen Körpern die Stadtbewohner beschützten, so echt wirkten diese Gestalten.

Schließlich waren da noch die Menschen. Erst einmal ihre Masse, Simund kannte solche Menschenansammlungen nur von Festen, aber hier waren sie der Alltag. Er hielt die Mykerios für ein schönes und umtriebige Volk, von dunklerem Teint als die Merowa, mit schwarzen, lockigen Haaren. Sie schienen gern zu lachen und machten einen herzlichen Eindruck. Sie trugen weiße Gewänder oder Stoffe in verschiedenen Blau-, Rot-, Gelb- und Grüntönen, welche über die Schultern geworfen oder mit Fibeln zusammengehalten wurden.

Die Merowa wagten sich bis zu einem Marktplatz und begutachteten Stoffe, Keramiken, Kleider, Schmuck aus fremden Ländern. Vor allem Edelmetall handelten die Mykerios hier gern, nicht umsonst nannten sie es »Goldsee«. Ganz fasziniert war Simund von einem Redner, der sich auf eine Kiste stellte und über den ganzen Platz hinweg sich seinem Vortrag hingab, auch wenn ihm kaum einer zuhörte.

»Nach dem, was ich in Tyon miterlebt habe«, kommentierte Piasus, während er sich den Redner anschaute und an einer

Simund unbekanntes Fruchtkorn knabberte, »sollten die Leute hier froh sein, dass der Mann so frei schwafeln kann. Vergiss nicht, wir sind auf dem Weg zu einem Tyrannen. Ein falsches Wort und Paraxus lässt dich am Galgen baumeln. Wir müssen uns noch überlegen, wie wir am besten unerkannt in Tyon hineinkommen. Hoffentlich erinnert sich keiner an mein Gesicht, auch wenn ich damals einen langen Bart trug.«

»Um den Philosophen zu imitieren?«, fragte Simund, ohne die Augen von dem Redner zu lassen.

»Genau. Oh verdammt! Was ist, wenn Thodius sich in der Stadt aufhält? Vielleicht hat ja der Alkohol, als ich ihn damals betrunken gemacht hatte, um ihn aufs falsche Schiff zu setzen, seine Erinnerungen an mich ausgelöscht. Aber möglicherweise erinnert er sich doch ... Er könnte mich auffliegen lassen.«

»Und was ist mit Barutz?«, fragte Simund. »Er kann sich nicht ewig auf dem Boot verstecken.«

»Ein Zwerg wird vermutlich Aufmerksamkeit erregen. Vielleicht traut er sich ja nachts raus. Wir sollten eh nicht am helllichten Tage versuchen, Tiuz zu befreien. Jedoch ist man in Tyon nicht so unachtsam wie hier. Sie werden wahrscheinlich das Boot durchsuchen.«

»Und wenn wir ihn vorher an Land bringen? Außerhalb der Stadt?«

Piasus ließ von der Frucht ab und wirkte, als dächte er ernsthaft darüber nach. Dann zeigte Rodried, der bisher meist mit offenem Mund alles angestarrt hatte, hinter sie. Simund und Piasus drehten sich um und erblickten Hedda und Melinde, die sich in die Stoffe der Mykerios gekleidet hatten.

Melinde hatte sichtbar Freude an der fremden Kleidung, drehte sich und ließ das weiß-blaue Gewand fliegen. Simund sah zu Rodried und glaubte, sein zuvor schon offener Mund versuchte, sich gänzlich vom Unterkiefer zu lösen.

Dann bemerkten sie Hedda neben Melinde. In dasselbe Gewand gekleidet, nur schien es zu ihrer Statur nicht ganz zu passen. Ihre kräftigen, mit Narben übersäten Arme wirkten so deplatziert wie die beiden Merowas auf dem Marktplatz der Mykerios. Hedda schaute auch so aus, als fühlte sie sich in diesem Aufzug überhaupt nicht wohl.

»Ich werde mich umkleiden gehen«, sprach sie und drehte sich um.

Piasus sprang sofort hinterher. »Lass dich von unserem Schweigen nicht abschrecken! Wir waren nur überrascht von eurer plötzlichen Idee, euch unter das Volk zu mischen! Und glaube nicht, dass du dich gegenüber diesem kaum erblühten Mädchen geschlagen geben musst!«

Nun drehte sich auch Melinde zu den beiden um. »Kaum erblüht? Simund, verteidige meine Ehre!«

Simund stockte und rang nach Worten. »Ähm ... Ich soll was machen?«

»Ich mache das!«, meinte Rodried. »Ich verteidige deine Ehre!«

Melinde quittierte diese Treue mit einem Lächeln, während Piasus hinter ihr mit Handbewegungen andeutete, dass sie ruhig bleiben sollten.

»Aber ich muss zugeben«, sprach Piasus weiter, »dass deine raue Schönheit in deinen Mänteln besser zur Geltung kommt.«

»Raue Schönheit?«, fragte Hedda. »Das reicht, ich gehe zu Barutz.«

»Der versteckt sich unter einer Decke.«

»Gut!«

Simund musste sich eingestehen, dass er genauso mit Vorfreude und mit Angst auf den Tag wartete, an dem sie endlich in Tyon ankommen würden. Dort, wo dieser Tyrann den Zwerg Tiuz gefangen hielt, welcher ihnen angeblich verraten konnte, was es mit Hartrieds Unverwundbarkeit auf sich hatte. Einerseits würde er sich freuen, endlich am Ziel ihrer Reise angekommen zu sein. Andererseits warteten in Tyon neue Gefahren auf sie und Simund konnte nicht vorhersagen, wie ihre Unternehmung verlaufen würde. Melinde jedenfalls wurde während ihrer Reise von keinen Visionen heimgesucht. Sie verließen den letzten Hafen, der vor Tyon lag, am Morgen und erwarteten, gegen Nachmittag endlich ihr Ziel zu erreichen. Bei der Fahrt waren sie alle stiller als sonst, selbst Barutz beschwerte sich weniger über die Sonne. Jedoch schienen sie nicht die einzigen gewesen zu sein, die unbedingt über den Goldsee nach Tyon gelangen wollten. Eine ganze Schiffsflotte umringte die Stadt.

»Was verdammt ist hier los?!«, schimpfte Piasus.

»Das ist nicht normal, oder?«, fragte Rodried.

»Nein«, sprach Hedda. »Das ist eine Kriegsflotte! Das bringt unsere Pläne ganz schön durcheinander. Sollen wir anhalten und an Land gehen oder höflich fragen, ob die uns durch die Blockade lassen?«

»Natürlich nicht!«, versetzte Piasus. »Die werden uns für Spione oder dergleichen halten. Ach, verdammte Scheiße, dabei lief bislang alles so gut! Wartet ...« Piasus schirmte die Hand ab und spähte genauer nach den Schiffen. »Was ist

das auf den Segeln? Erkennt ihr, was da auf die Segel gemalt ist?»

Alle bis auf Melinde und Barutz taten es ihm gleich.

»Das ist ein Pferd«, meinte Hedda. »Mit Flügeln?»

»Dann sehe ich das richtig? Wirklich ein Pferd mit Flügeln?

Lasst uns näher heranhelfen!« Sie schauten ihn verwirrt an.

»Das ist die Flotte meines Stadtstaates, Akleion! Wir können uns ihnen beruhigt nähern, die kennen mich. Der Erste der Stadt müsste auch hier sein oder wenigstens einer aus dem Rat.«

Mit einem unguuten Gefühl ruderten sie näher. Nach einer Weile stellte sich Piasus an den Bug und begann zu winken, wenn immer sich einer auf den Schiffen zu ihnen umdrehte. Bald schon hörten sie jemanden barsch »Haut ab!« rufen. »Die Stadt wird belagert! Kein Schiff kommt rein!«

»Ich bin es!«, rief Piasus. »Piasus aus Akleion! Ich komme mit einer wichtigen Nachricht! Wenn einer aus dem Rat oder der Erste von Akleion anwesend ist, sag ihm, dass Piasus mit ihm sprechen will!«

Die Männer auf dem Boot besprachen sich kurz und dann verschwanden ein paar von ihnen. Sie trugen bronzen schimmernde Panzer und Helme mit einem bunten Kopfschmuck.

»Bleibt, wo ihr seid!«, schallte es zu ihnen rüber.

Nach einer Weile erschien ein älterer Herr, der wie die anderen Männer auf dem Schiff gepanzert war und darüber hinaus einen teuren Mantel trug.

»Piasus!«, rief er und zeigte auf ein entferntes Schiff.

»Der Erste ist dort hinten! Du hättest zu keinem besseren Zeitpunkt erscheinen können! Bald zeigen wir es diesem verdammten Paraxus!«

»Danke, Ratsmitglied Haertus!«

Sie ruderten das Boot zum angezeigten Schiff. Von Nahem schien es, dass dieses Schiff das größte von allen war. Das geflügelte Pferd prangte stolz auf dem Segel, die Reling war mit unzähligen, vielfarbigen Schilden bewährt. Die ganze Mannschaft schien sie an der Steuerbordseite zu erwarten. Sie warfen ihnen eine Leiter aus Seilen herunter und nacheinander bestiegen sie das Deck.

Simund half Melinde hoch und schaute sich dann verwundert um. Auf dem Deck wirkte das Schiff noch größer als vom Wasser aus. Mit Panzer, Helm, Arm- und Fußschienen gerüstete Soldaten beäugten sie misstrauisch.

»Bei den Göttern!« Ein vornehm wirkender Mann erschien zwischen den Soldaten und kam auf Piasus zu. Er war ebenfalls gerüstet, nur glänzte sein Panzer noch heller und sein Kopfschmuck war noch ausladender. Die beiden Männer gaben sich die Hand, klopfen sich auf die Schultern und umarmten sich kurz.

»Ich hatte schon geglaubt, du kommst nie mehr!«

»Nein, nein, mein Herr«, antwortete Piasus. »Nicht für das, was Ihr mir versprochen hattet. Und Ihr, Herr Daedlus, werdet sicherlich erfreut sein zu hören, dass mein Auftrag bisher sehr erfolgreich verlaufen war!«

»Ach ja?«, fragte Daedlus und schaute zu ihnen hinüber. Rodried war ihm am nächsten.

Der reichte Daedlus die Hand. »Ihr kennt mich noch nicht, Erster von Akleion, aber mein Vater, der Fürst von Spatzensturz, hat mir schon viel von Euch erzählt.« Daedlus nickte. »Es ehrt uns, als ob der Fürst selbst gekommen wäre.«

Dann ging er auf Simund zu und hinterließ einen Rodried mit stolz geschwellter Brust. Beide musterten sich. Daedlus strahlte gewiss Würde aus, da war aber auch eine Schläue oder gar Gerissenheit in seinem Blick, welche Simund gebot, vorsichtig zu sein. Jedenfalls gefiel ihm nicht, wie der Erste ihn anschaute.

Der Erste reichte Simund die Hand. »Ihr müsst ...« Er überlegte, bis sein Ausdruck sich aufhellte. Dann nickte er wissend und lächelte auf eine Weise, die Simund unangenehm war. Als wüsste er ein peinliches Geheimnis. »Wir müssen uns noch genauer kennenlernen, wenn das hier alles vorbei ist.« Danach stellte er sich vor Melinde und ließ Simund verwirrt zurück. »Und das ist ...?«

Simund überwand die Überraschung und sagte hastig: »Melinde, meine Schwester.«

Daedlus blickte mit hochgezogenen Augenbrauen zu Piasus. »Ich gehöre auch mit zur Familie«, brachte sich Hedda ein. »Bei den Göttern, Piasus, bist du nicht etwas über das Ziel hinausgeschossen? Und wer ist das? Ihr seid doch ein Zwerg.« Barutz kratzte sich am Bart. »Können wir langsam zur Sache kommen?«

»Ja, was ist hier eigentlich los?«, fragte Piasus. »Wozu diese Seeblockade?«

Daedlus' Züge versteinerten sich. »Paraxus ist wahnsinnig geworden. In der Nacht überfiel er die Stadt, ohne eine Kriegserklärung, stürmte die Mauern und raubte unser Orakel.«

Kapitel 53, Simund

»Das Orakel ist in Tyon?«, fragte Piasus verblüfft.

Daedlus nickte. »Wir konnten die Flotte von Tyon auf dem Wasser schlagen. Du hättest dabei sein sollen, es war ein glorreicher Tag. Mehrere Stadtstaaten erklärten sich bereit, sich unserem Kampf anzuschließen, nachdem sie erfuhren, welch schändliche Tat Paraxus begangen hatte. Einfach so, ohne eine Kriegserklärung, stahl er das Heiligtum unserer Stadt.« Daedlus schüttelte den Kopf. »Sie sind bereits auf dem Weg hierher. Bald ist Paraxus von allen Seiten umstellt.«

»Aber wieso hat Paraxus das getan?«, fragte Piasus. »Ja, er wollte schon immer das Orakel für sich, doch ich hatte ihn nicht für so unvorsichtig gehalten.«

Ein Diener trat mit mehreren Krügen süßlich riechenden Weins heran. Er schenkte ein und ohne ein Wort überreichte er jedem einen Becher. Simund wunderte sich: Anscheinend verzichteten die Mykerios selbst auf See nicht auf Luxus. »Trinkt ruhig, ihr müsst durstig sein nach der langen Fahrt«, sagte Daedlus. Und dann an Piasus gewandt: »Der Meinung sind wir alle. Und natürlich haben wir auch gefordert, dass er sie einfach herausrücken sollte. Bislang verweigert Paraxus jeden Dialog. Doch damit hat er sich ins eigene Fleisch geschnitten. Keiner seiner früheren Verbündeten ist nach dem Raub noch auf seiner Seite. Wahrscheinlich wird die Stadt ein Jahr lang der Belagerung standhalten können. Dann ist es vorbei.«

»Dann sind wir umsonst gekommen?«, fragte Simund. »Uns in die Stadt zu schleichen, macht jetzt keinen Sinn mehr. Einerseits würde unsere Anwesenheit sofort Fragen aufwerfen.

Andererseits ist es jetzt bestimmt noch schwieriger, den Zwerg unbemerkt herauszuschaffen. Und wenn dieser Paraxus kapituliert, hättet Ihr den Zwerg eh befreit, oder etwa nicht?»

Daedlus faltete die Hände vors Gesicht. »Die Sicherheit des Zwerges ist nicht garantiert. Das Orakel ist im Moment wichtiger für unsere Stadt. Ich würde mich zuerst mit dem Rat zusammensetzen, bevor ich entscheide, ob wir diesen Plan noch weiterverfolgen oder ob wir es darauf beruhen lassen.«

Piasus verzog das Gesicht. »Was wird aus meinem Auftrag? Und was ist mit dem, was du mir versprochen hast? Sage mir nicht, dass ich diese ganze Reise umsonst unternommen habe!«

Daedlus lächelte beschwichtigend. »Was das anbelangt, mache dir keine Gedanken. Du wirst adäquat für deine Bemühungen entschädigt. Und auch was euch Menschen und Zwerge von Merow betrifft: Wir wollen alle dasselbe. Wir wollen alle die Schwachstelle von König Hartried herausfinden. Und Tiuz ist der einzige, der das Geheimnis kennt.«

Auf einmal erfasste Aufregung das Deck. Die Soldaten liefen zum Bug, einer kam zum Ersten geeilt. »Erster! Ein Boot mit der Standarte von Tyon kommt auf uns zu!«

»Kein Angriff?«, fragte Daedlus, und der Soldat schüttelte den Kopf. Der Erste bedeutete ihnen, ihm zum Bug zu folgen. Als die Soldaten ihn bemerkten, machten sie ihnen Platz. Sie hatten freien Blick auf den See, auf den die untergehende Abendsonne ein eigentümliches Licht warf.

Ein kleines Boot ruderte von der Stadt auf sie zu. Abgesehen von den Ruderern stand noch ein Mann auf dem Boot, prächtig gekleidet, aber unbewaffnet. Er hielt eine Standarte mit einem frontal zum Betrachter blickenden Stier darauf. Nach

einem Angriff sah es wirklich nicht aus. Eher erweckte es den Eindruck, als wollten sie verhandeln.

Sie warteten, bis das Boot nahe genug war. Der Mann mit der Standarte ergriff zuerst das Wort: »Söhne von Akleion, ich bringe euch Nachricht vom König von Tyon und erwarte, dass ihr euch ehrenhaft verhaltet und einen Boten in Frieden wieder ziehen lasst, egal, welche Nachricht er auch überbringen mag.«

»Euch wird nichts geschehen«, versicherte Daedlus. »Nun, was will uns der König mitteilen?«

Der Mann holte ein Bündel aus seinem Mantel hervor und zeigte es Daedlus. Dann warf er es zum Schiff hoch. Es landete sicher in den Armen von einem der Soldaten, der es an Daedlus weiterreichte. Der Erste nahm Abstand und las das Schreiben für sich alleine durch. Er überflog das Geschriebene schnell.

»Wir sollen die Belagerung abbrechen«, sagte Daedlus. »Sonst bringen sie das Orakel um.«

Es war ein kurzes Schreiben. Der König verkündete darin, dass sie die Schiffe abziehen sollten, andernfalls würde Paraxus das Orakel, um das beide Stadtstaaten so erbittert kämpften, einfach töten. Vor dem Schiff lag noch immer das Boot aus Tyon und wartete auf ihre Antwort. Er bot ihnen an, dass jemand mit nach Tyon kam, um mit dem König zu verhandeln.

Daedlus lief auf und ab und las sich zum wiederholten Male die Nachricht durch. Doch alles Nachdenken brachte nichts. Paraxus' Handeln blieb ein Rätsel.

»Das ist nichts weiter als eine leere Drohung«, glaubte

Daedlus. »Was bringt es ihm, zuerst das Orakel zu stehlen, nur um sie später umzubringen? Wie dem auch sei, ihr verlasst nicht das Schiff.«

»Wieso das?«, fragte Rodried. »Jetzt oder nie! Wir wissen nicht, ob der Zwerg diesen Konflikt überleben wird.«

»Wenn ihr euch in die Stadt schleicht, wird das Orakel sterben!«, erwiderte Daedlus. »Vergesst vorerst den Zwerg. Das Orakel ist Akleions größter Schatz, wichtiger als ich! Der Zwerg ist nichts dagegen.«

»Dann sind wir umsonst gekommen?«, fragte Simund. »Diese lange Reise war vergebens?« Er konnte es nicht fassen. Alles lief so gut, doch nun war es eine Laune des Schicksals, welche ihnen ihr Abenteuer verübelte.

Barutz verschränkte die Arme. »Ich habe einen heiligen Vertrag unterschrieben. Das sagt euch Menschen vielleicht nichts, doch für uns Zwerge bedeutet, einem heiligen Vertrag nicht nachzukommen, seine Seele zu verwirken. Es ist mir egal, was ihr unternimmt, ich werde versuchen, diesen Tiuz zu befreien. Wenn ihr wollt, streite ich ab, je etwas mit euch zu tun gehabt zu haben.«

Daedlus winkte ein paar Soldaten heran. »Ihr werdet hier bleiben, bis der Rat beschlossen hat, wie wir vorgehen wollen.«

»Ich bin ein freier Zwerg«, erwiderte Barutz. »Weder Euer Rat noch Euer Orakel interessieren mich.«

»Könnt Ihr schwimmen, Zwerg?«, fragte Daedlus mit einer gehobenen Augenbraue.

»Ich kann treiben«, antwortete Barutz.

»Das bringt doch nichts!«, ging Piasus dazwischen. »Mein Herr, ich rede mit den Merowa und dem Zwerg darüber.«

»Gut, ich verständige den Rat. Der Bote wird nicht noch länger warten müssen.«

Daedlus schaute sie alle noch einmal mit einem strafenden Blick an, als wüsste er, dass sie nicht auf ihn hören würden.

»Piasus«, begann Hedda. »Sag mir nicht, du denkst ebenso ...«

»Daedlus ist ein achtbarer Mann, dem ich viel zu verdanken habe und auf dessen Urteil man sich verlassen kann. Deswegen hasse ich, was ich jetzt tun werde: Nein, wir müssen nach Tyon. Am besten noch heute Abend.«

»Müssen wir alle mit?«, fragte Simund. »Wenn nicht, würde ich es vorziehen, dass Melinde hier auf dem Schiff bleibt.«

»Simund! Ich ...«

Sie wollte widersprechen, Simund jedoch unterbrach sie:

»Wenn du keinen Grund siehst, unbedingt mitkommen zu müssen, sehe ich keinen Grund, warum du hier nicht sicherer wärst. Außerdem ... sollte uns etwas geschehen, bleibst du als einziges Kind unserer Mutter und Sippe übrig.«

Zuerst machte sich Protest in ihrem Ausdruck breit, dann schlug sie die grauen Augen nieder.

»Ich werde zurückkehren«, sagte Simund.

»Ich bin nicht so weit gereist, um jetzt aufzugeben«, sagte Piasus. »Hier geht es um mehr als um den Zwist zwischen zwei Städten.«

»Mich brauchst du erst gar nicht zu fragen«, sagte Hedda.

»Und mich auch nicht«, sagte Barutz. »Selbst wenn ihr kneifen würdet, würde ich mich in die Stadt schleichen. Meine Bezahlung und mein Seelenheil hängen von diesem Tiuz ab.«

Dann schaute Simund zu Rodried herüber. Er wirkte unsicher.

Hatte er es jetzt mit der Angst zu tun bekommen?

Von ihm hätte ich das wirklich nicht erwartet, dachte sich Simund. Rodried hielt seinem fragenden Blick nicht stand und wandte sich ab.

»Rodried?«

Der Angesprochene ging plötzlich auf Simund zu und flüsterte: »Ich traue diesem Daedlus nicht ganz. Kann ich bei Melinde bleiben und sie beschützen? Außerdem: Was ist, wenn euch ... wirklich was passiert? Jemand muss sie sicher zurück nach Merow bringen.«

Nein, kein Feigling, dachte er sich. *Nicht er*. Wenn Rodried sagte, er würde der Gefahr nur fernbleiben, um für Melindes Sicherheit zu sorgen, dann glaubte er ihm das. Vielleicht nicht jedem anderen Mann, doch bei ihm war sie gut aufgehoben.

Simund nickte. »An keinem Ort wäre sie wohl sicherer als an deiner Seite.«

Rodrieds Gesicht hellte sich auf.

»Wollt ihr alles über meinen Kopf hinweg entscheiden?«, empörte sich Melinde.

»Rodried bleibt bei ihr?«, schloss Hedda. »Das ist wohl das Beste. So kann ich mich in Tyon richtig austoben, ohne mir Sorgen um dich machen zu müssen.«

»Dann ist es beschlossene Sache«, sagte Simund. »Mögen die Götter auf unserer Seite sein.«

Kapitel 54, Simund

Bevor sie sich aufmachten, holte Piasus den in Stoffe gewickelten Stab des Nekromanten aus seinem Gepäck und gab ihn Melinde. Für den Fall, es würde etwas passieren, sollte sie ihm Daedlus geben, damit er den Stab dem Tempel von Akleion anvertrauen konnte. Melinde verstand und nahm den Stab an sich.

Außerdem erklärte Piasus Barutz noch, wie die Villa von Paraxus aussah und wie er sie am besten erreichen konnte. Dann stellten sie sich in der Reihenfolge auf, in der sie vorhatten, das Boot zu besteigen. Denn sie hatten einen Plan gefasst.

Dann war Melinde dran, ihren Teil zu spielen. Sie erklärte Daedlus und den anderen Männern auf dem Schiff, sie sei ebenfalls eine Seherin, und könnte ihnen göttlichen Beistand in Form von Visionen schenken. Zum Glück war Daedlus geneigt, dem zuzustimmen, und sie hatten gleich ein paar Hühner an Bord, die eigentlich als Verpflegung dienten. Melinde nahm sich eines, sezierte das Tier mit einem Messer und hatte dabei Schwierigkeiten, den angewiderten Gesichtsausdruck zu unterdrücken. Wahrscheinlich, weil sie diesmal nicht wie von den Göttern gepackt, wie von fremder Hand geführt die Eingeweidenschau durchführte. Rodried stand daneben, mehr musste er nicht tun.

Piasus beugte sich über die Reling zum Boten. »Wir werden mit dem König verhandeln«, sagte er, laut genug, dass der Bote es hören konnte, aber hoffentlich niemand auf dem Schiff.

»Das wurde aber auch Zeit«, antwortete der Bote genervt.

»Nun kommt schon, die Geduld des Königs ist nicht

grenzenlos.«

Piasus begab sich zuerst auf das Boot, gefolgt von Hedda. Als Hedda den ersten Fuß auf das Boot setzte, brachte sie es mit einem kraftvollen Tritt zum Schwanken.

»Pass doch auf, Weib!«, schimpfte Piasus sofort. »Du Trampel, wirfst uns noch alle ins Wasser! Deine tölpelhafte Riesenkraft hätte beinahe das Boot zum Kentern gebracht!« Und nun lag es an Hedda, ihr schauspielerisches Talent unter Beweis zu stellen. »T-trampel?« Sie öffnete den Mund weit und stemmte die Arme in die Hüften. Vielleicht etwas zu übertrieben, aber es erfüllte seinen Zweck: Der Bote und die Ruderer schauten nur auf die beiden. Dabei war es ganz egal, ob sie ihnen die Scharade abnahmen oder nicht. »Sei froh, dass ich überhaupt mitkomme, um deinen wertlosen Arsch zu retten, was unweigerlich nötig sein wird.«

Simund beugte sich zu Barutz, der sich hinter der Reling versteckte: »Sieht so aus, als wäre das deine Gelegenheit.« Der Bote versuchte gerade, die beiden Streithähne zu beruhigen. »Lasst das Gezeter, wir sollten den König nicht länger warten lassen. Nur ihr beiden oder kommt da noch wer mit?«

»Wir warten noch auf den guten Simund«, antwortete Piasus.

»Simund?! Komm endlich!«

»Sofort!« Wenn alles geklappt hatte, hatten Piasus und Hedda die ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen und die Männer aus Tyon glaubten, sie wären nur zu dritt. Im Schutze der Dunkelheit und von seinen Gefährten abgeschirmt würde Barutz als unbekannter Passagier auf dem Boot mitfahren und sich im Hafen angekommen davonmachen. Aber so vieles an diesem Plan hing vom Glück ab. Simund konnte nur still in sich hinein

beten.

Oh Cherus, behüte uns.

Das Boot ruderte in Stille auf die Stadt zu. Weder der Bote noch die zuvor so streitlustigen Piasus und Hedda sprachen ein Wort. Barutz saß hinter Simund und machte sich so klein wie möglich. Zwischen seinen Beinen hing die Armbrust. Ohne sie wollte er das Schiff nicht verlassen.

Am Hafen erwartete sie ein ganzer Trupp Soldaten. Mit Schilden, die fast ihren ganzen Körper verdeckten, und langen Speeren standen sie um das Hafenbecken herum. Jetzt kam es auf Barutz an. Der musste sich unbemerkt davonmachen oder es wenigstens schaffen, sich im Boot zu verstecken, bis sie den Hafen verlassen hatten. Zum Glück war der Hafengebiete fast vollkommen in Dunkelheit gehüllt, denn die Soldaten selber brachten nur wenig Licht mit.

Sie stiegen vom Boot, alle Blicke ruhten auf ihnen. Ein Soldat trat hervor, dessen bronzener Panzer einem muskulösen Oberkörper nachgeahmt war. »Ihr seid zu dritt?«, fragte er. »Wir drei sollten genug sein«, erwiderte Piasus.

»Es sind nur drei auf das Boot gestiegen«, sagte der Bote.

»Wieso, wurden mehr erwartet?«

Währenddessen tuschelten die Ruderer miteinander. Einer von ihnen wagte sich langsam an den Boten heran und begann zögerlich: »Ähm ... mein Herr, waren es nicht vier?«

»Vier, sagst du? Aber es sind nur drei ins Boot gestiegen. Oder wart Ihr zu viert?«

Piasus entschuldigte sich kopfschüttelnd. »Nur wir, die wir hier stehen, sind mitgekommen.«

»Mein Herr«, sprach wieder der Ruderer, »nicht nur ich

denke, dass da eine vierte Person das Boot betreten hatte. Auch die anderen Ruderer haben noch jemanden die Leiter heruntersteigen gesehen.«

Piasus zuckte mit den Schultern. »Wollt ihr uns Angst einjagen und behaupten, wir werden von einem Gespenst verfolgt? Wir hätten es ja mitbekommen, wenn sich hinter uns jemand auf das Boot geschlichen hätte. So ein Unsinn«, meinte er zum Boten. »Könnt Ihr Eurem Gesindel nicht sagen, dass es aufhören soll, uns mit seinen Hirngespinsten zu belästigen?«

Und tatsächlich scheuchte der Bote den Ruderer fort. Doch Simund konnte unter dem Helm des Soldaten erkennen, wie sich seine Augen argwöhnisch zu Schlitzeln verengten.

»Lasst uns gehen«, sagte der Bote. »Der König wartet bereits zu lange.«

Sie machten sich auf den Weg, wobei rund die Hälfte der Soldaten ihnen folgte, der Rest bewachte weiterhin den Kai. Sie führten die drei durch die ungewöhnlich ruhigen Straßen von Tyon. Sie waren nicht nur wegen der hereinbrechenden Nacht still, die Straßen waren regelrecht verlassen.

Trotzdem glaubte Simund immer wieder, Augenpaare vorsichtig aus den Häusern spähen zu sehen oder irgendwo eine Tür hastig zuschlagen zu hören. Dann bot sich ihm ein Anblick, der ihm einen kalten Schauer über den Rücken laufen ließ: Hoch oben an einem Mast hingen gleich mehrere Männer an Stricken.

»Wieso macht ihr das?«, fragte Hedda.

Piasus gebot ihr mit einer Geste still zu sein, doch es war zu spät.

»Sie haben sich gegen unseren König aufgelehnt«, entgegnete

der Bote ungerührt. »Anstatt zum König und zum Volk von Tyon zu halten, wurden sie aufmüpfig. Sie wurden erhängt, damit wir in der Krise geschlossen stehen.«

Schließlich kamen sie an einem großen, offenen Platz an, der Simund an die Märkte der anderen Städte erinnerte. Nur fehlte es diesmal an den lebhaften Menschen, den Ständen und Waren. Ganz verlassen war der Platz nicht, auf einem hölzernen Podest warteten einige prächtig gekleidete Personen, gerüstete Soldaten und die Gestalt, die Simund sogleich als Paraxus erkannte. Der König saß auf einem Thron, neben sich ein Teller mit Speisen. Er trank ausgiebig aus einer Karaffe, ein Rinnsal Wein sammelte sich in seinem Bart. Auf dem Kopf trug er einen golden schimmernden Helm mit Hörnern, sein Oberkörper war mit einem dicken Panzer bewehrt und an seinem Thron lehnten ein langer Speer und ein breiter Schild.

Paraxus wischte sich den Mund ab und besah sich die angekommene Gruppe. Seine Augen funkelten belustigt unter dem Helm hervor. »Ich hatte mehr erwartet. Ein Jüngling, eine Frau und ...«

»Das ist er!«, rief jemand aufgebracht. »Das ist der Mann, der mich auf das falsche Schiff gesetzt und sich für mich ausgegeben hatte!«

Piasus zuckte zusammen.

»Thodius!«, rief Paraxus und lachte mit voller Stimme auf.

»Komm! Dein Freund ist hier!«

Simund konnte Piasus dabei zusehen, wie er immer bleicher wurde. »Thodius?«, fragte er. »War das nicht der Philosoph, dessen Identität du angenommen hattest?«

»Richtig«, antwortete Piasus. »Ich hätte wohl nicht

herkommen dürfen. Das war eine schlechte Idee.«

Ein älterer Mann mit langem Bart, leicht gebückter Haltung und kahlem Kopf trat hervor.

»Das ist der richtige Thodius«, sagte Paraxus, »der wahre Philosoph der Freude, den du Niederträchtiger betrunken gemacht und dann auf das falsche Schiff gebracht hattest! Was ist? Willst du dich denn nicht verantworten?«

Piasus öffnete den Mund und wollte wohl etwas zu seiner Verteidigung sagen. Da sprang Thodius für sein ältliches Aussehen überraschend behände von der Plattform. Er griff sich Piasus' Hände und schüttelte sie ordentlich.

»Oh, danke dafür, dass Ihr mich auf das Schiff nach Kornis gesetzt hattet! Ich hatte eine wundervolle Zeit in dieser Stadt, die ich sonst nicht besucht hätte! Der Erste von Kornis wusste, wie man einen Philosophen der Freude empfängt, und veranstaltete viele Feste zu meinen Ehren. Und der Wein! Wenn Ihr jemals nach Kornis reisen solltet, dann sagt mir nur Bescheid, ich komme gerne wieder mit! Glaubt mir, wenn ich an Eurer Seite bin, stehen Euch alle Türen offen!«

Dann rückte er näher an den perplexen Piasus heran und flüsterte, so dass Simund es gerade noch hören konnte: »Um ehrlich zu sein, es wird mir langsam etwas zu dröge hier. Ihr wisst, der Belagerungszustand. Nicht gerade eines fröhlichen Gemütes förderlich. Solltet Ihr vorhaben, aus dieser Stadt zu verschwinden ...«, nun noch leiser, »würdet Ihr mich mitnehmen?«

»Genug!«, polterte Paraxus.

Mit gebeugtem Kopf begab sich Thodius wieder an Paraxus' Seite.

»Wo ist das Orakel?«, verlangte Piasus zu wissen.

Paraxus winkte hinter sich. Zwei Soldaten traten heran, mit Ketten in den Händen. Langsam schlurfte das Mädchen ihnen hinterher, mit halb geöffneten Augen, als wäre sie kaum anwesend oder ganz verschlafen. Paraxus nahm eine der Ketten in die Hand und zerrte sie mit einem Ruck zu sich.

»Das ehemalige Orakel von Akleion«, sprach er. »Wie ihr sehen könnt, geht es ihr gut. Noch alles dran. Also ...« Er ließ die Kette los und beugte sich nach vorne. »Lasst uns verhandeln.«

Kapitel 55, Barutz

Es fühlte sich falsch an. Nicht die Tatsache, dass er durch die Stadt schlich, sondern wie sich das Schleichen anfühlte. Es musste an diesen Häusern liegen, an dieser unnatürlichen Umgebung. Er befand sich eben nicht mehr im Höhlenreich der Zwerge, schlich nicht durch seine tiefen Schatten und fühlte auch keinen unbehauenen Stein. Seine Hände betasteten Putz und Lehm und der Mond leuchtete fast jeden Winkel aus. Dazu kam noch, dass sich alles hier oben anders anhörte als im Höhlenreich. Etliche Winkel, künstlich geschaffene Wände, die geradlinigen Straßen, gleichzeitig der weite, offene Himmel – all das verfremdete den Ton auf eine Weise, die er aus seiner Heimat nicht gewöhnt war.

Kurzum: Es gefiel Barutz gar nicht, durch diese Stadt zu schleichen. Er tauchte nicht wirklich in die Dunkelheit ab und auf sein Gehör war auch nicht so sehr Verlass wie in den Tunneln und Gängen der Unterwelt.

Wenigstens weit zu sehen, dazu war sein Blick in dieser Dunkelheit noch fähig. Gleichzeitig war der Mond genauso bereitwillig, auf ihn zu deuten und den Zwerg vor aller Augen kenntlich zu machen, sollte er sich zu sehr vorwagen. Vorsichtig lugte er um die Ecke, aus einer Gasse heraus, welche vor dem Mondenschein sicher war, und vergewisserte sich, dass sich auch niemand auf den nächtlichen Straßen von Tyon befand. In der Tat wirkte die Stadt wie ausgestorben. Dabei konnte Barutz dumpf spüren, dass die Häuser durchaus bewohnt waren, die meisten jedenfalls. Immer wieder drangen verhaltene Stimmen zu ihm, er hörte die Menschen sich bewegen und Dinge tun, die wohl mit einem menschlichen Haushalt zusammenhingen.

Barutz fluchte leise in sich hinein und schlich über die Straße, bis er in die nächste Gasse gelangte.

Müsste ich nicht bald diese Villa von Paraxus sehen?, fragte er sich, während sein Herz heftig schlug. Er lauschte für einen Moment, ob er beim Überqueren der Straße irgendwelche Aufmerksamkeit erregt hatte. Nichts, die Stadt war still.

Bin ich zu vorsichtig? Ich hätte gedacht, die Menschen würden an der Oberfläche wesentlich besser sehen und hören. Nein! Man kann nie vorsichtig genug sein. Ich habe nicht viel, um mich zu verteidigen.

Er schaute auf seine gespannte Armbrust. Sein Daumen hielt dort einen Pfeil fest, damit sie immer schussbereit war.

Barutz spähte wieder um die Ecke und glaubte dieses Mal, die Villa von Paraxus auf einem kleinen Hügel ausmachen zu können. Jedenfalls glich sie dem, was Piasus ihm beschrieben hatte.

Nicht mehr weit, Barutz. Jetzt nur keine dummen Fehler machen.

Die Villa war von einer Mauer umgeben. Jedenfalls glaubte er, sie umschloss das ganze Anwesen, nachdem er eine Weile in sie hineingefühlt hatte. Nur einen Eingang gab es. Barutz schaute die Mauer empor; er besaß nichts, mit dem er sie hätte erklimmen können.

Der Meister Svorgir kann das bestimmt. Der kennt irgendeinen Trick, um da ganz einfach durchzumarschieren. Oder nicht?

Ich habe ihn noch nie durch die Wände gehen sehen.

Vielleicht, weil er es mir verheimlichen wollte ...

Barutz schweifte in Gedanken ab. Jetzt galt es, sich auf den Auftrag zu konzentrieren. Er bewegte sich an der Mauer

entlang in die Richtung, in der er den einzigen Eingang vermutete.

Mit Freude stellte er fest, dass der Eingang zur Villa einfach nur eine breite Öffnung innerhalb der Mauer darstellte. Er konnte kein eisernes Gitter, kein dickes Tor oder sonst ein Hindernis feststellen, welches ihm den Weg versperrte. Bis auf die eine Wache. Die Mauer stand hier für Barutz günstig und warf einen Schatten, den das Mondlicht nicht erhellen konnte. Die Wache schaute einmal direkt in seine Richtung, sah den Zwerg aber nicht. Dadurch konnte sich Barutz langsam und mit Bedacht heranschleichen.

Er war nahe genug, die Öffnung der Rüstung am Hals genau zu erkennen, und legte die Armbrust an. Barutz hatte es weder auf ein Morden abgesehen, noch hasste er die Menschen. Aber diese Person war ihm einfach im Weg und würde erst recht dann zu einem Problem werden, wenn er mit Tiuz vom Anwesen fliehen wollte.

Ohne einen weiteren Gedanken zu verschwenden, betätigte er den Abzug und der Pfeil sauste auf die Wache zu. Ein Treffer direkt in den Hals, der kurze Schrei ging in ein Gurgeln über und die Wache fiel zu Boden.

Barutz begab sich zu ihr, schaute sich um und horchte. Niemand schien den Angriff bemerkt zu haben. Eine Blutlache bildete sich um den Hals des Mannes, als er ihn mit klagenden Augen ansah.

Schau mich nicht so an ...

Er packte die Wache an der Rüstung, zog sie um die Mauer herum und in das Anwesen hinein. Einer der Büsche sollte als Versteck ausreichen. Als er den Mann hinter den Strauch gezogen hatte, warf er noch einen letzten Blick auf ihn. Die

Augen der Wache blickten leer und glasig. Er war wohl endlich tot.

Kurz überlegte Barutz, ob die Menschen bei Toten irgendwelche Worte sprachen oder etwas Bestimmtes taten. Doch ihm fiel nichts ein. Spätestens bei Tagesanbruch würde man den Leichnam finden. Und dann sollte Barutz auch schon verschwunden sein.

Er begutachtete die Villa. Sie schien von außen nicht weiter bewacht zu sein. Wahrscheinlich wurden die Soldaten anderswo gebraucht. Er schaute zu dem einladend offenen Eingang und kam zu dem Schluss: ungenügend. Diese Vorsichtsmaßnahmen waren absolut ungenügend. Ein gewiefter Zwerg wie er könnte hier Reibach machen, so fahrlässig schützten die Menschen ihre Behausungen.

Nachdem er die Armbrust nachgeladen hatte, schlich er sich in den Garten. Er fühlte sich sogleich um einiges wohler, als er in einen von Säulen getragenen Rundgang trat. Der Zwerg schlich sich von Pfeiler zu Pfeiler und kam dem Eingang zur Villa immer näher.

Endlich eine Tür, dachte er sich und hätte sich fast schon gefreut, das Schloss knacken zu dürfen. Das hätte bedeutet, dass die Menschen wenigstens wussten, wie man eine Tür verschloss. Doch sie war schlicht offen.

Verlässt dieser Paraxus sich wirklich so sehr auf diese eine Wache vor dem Gebäude?

Er trat in eine kleine Vorhalle, die den Blick auf einen größeren Raum freigab. Dann spürte er, wie sich etwas in dem Gebäude bewegte. Ganz eindeutig Menschenfüße und nicht nur ein paar. Es gab keinen Grund, unvorsichtig zu werden. Doch zu seinem Glück war das ganze Gebäude aus Marmor gefertigt.

Bestimmt um einiges kostspieliger für diesen Menschen als die Lehmhäuser der Normalbevölkerung. Doch sollte dieser Protz dem König von Tyon teuer zu stehen kommen. Hier fühlte Barutz sich wesentlich wohler als draußen auf der Straße. Er rief sich Piasus' Beschreibung des Anwesens in Erinnerung und machte sich auf den Weg. Auch dieser Ort war von Menschenhand geschaffen, der Stein in unnatürliche Formen gehauen, doch fiel es dem Zwerg wesentlich leichter, eins mit Stein und Schatten zu werden. Sein Weg führte ihn durch mehrere größere und kleinere Räume, vorbei an den nichtsahnenden Wachen. Die Dunkelheit war sein Verbündeter, viel zu wenig Mondlicht fiel in Paraxus' Räumlichkeiten, um ihn vor den Augen der Menschen sichtbar zu machen. So brauchte Barutz sich nur darauf zu konzentrieren, sich bedächtig und leise fortzubewegen, während er seine Armbrust bereithielt.

Dann hörte er etwas, er war auf dem richtigen Weg: ein tiefes, sonores Singen. Barutz folgte der Stimme und stand schließlich vor einer eisernen Tür, aus der der volltönige Gesang drang. Unzweifelhaft die Stimme von Tiuz. Er sang in der Sprache der Zwerge, ein heiliges Lied über die Schönheit der Berge.

Barutz befühlte die Tür: Eisen, keinen Finger dick. Nicht von Zwergenhand geschmiedet. Er fasste das Schloss an, es bestand aus Bronze. Es sollte ihm also keine Probleme bereiten. Bisläng lief alles so, wie er gehofft hatte. Bis auf den einen Toten im Gebüsch.

Barutz klopfte sanft an die Tür.

Der Gesang stoppte. »Wer ist da?«, fragte Tiuz.

»Du bist der Ringschmied Tiuz, richtig?«

»Wer will das wissen? Ich kenne deine Stimme nicht, du bist keiner der Bediensteten des Königs.«

»Barutz, Sohn der Thurundre und Schüler des Svorgir. Der Tag ist gekommen, an dem du deine Freiheit wiedererlangen wirst, so wie es in dem Vertrag festgehalten wurde.«

Er hörte Ketten rascheln, Tiuz trat auf die Tür zu. »Dieser Mensch hat sein Wort gehalten? Du bist gekommen, um mich zu befreien? Ha! Der Tag ist wahrhaftig gekommen und ich weiß nicht, was ich sagen soll! Aber was ist mit der Belagerung? Wurde sie aufgegeben?«

»Nein, ich musste mich durch den Belagerungsring stehlen. Aber warte, ich mache mich mal an diesem Schloss zu schaffen ...«

Barutz kramte sein Werkzeug hervor, presste sein Ohr an das Schloss und führte den Dietrich ein. Nach einigen Versuchen waren die korrekten Stifte gefunden. Er öffnete die Tür und auf der anderen Seite erschien Tiuz, der Ringschmied, mit gleich zwei Ketten an beiden Beinen gefesselt. Das schien den Zwerg im Moment nicht zu stören, denn er grinste von einer Backe bis zur anderen.

»Ich kann es immer noch nicht fassen«, sprach Tiuz. »Ich dachte schon, diese Belagerung würde mein Ende sein. Oder ich müsste darauf warten, dass diese Menschen von Akleion ihre Ärsche von den Schiffen bewegen und sich Paraxus persönlich entledigen.«

Barutz deutete auf die Ketten. »Was machen wir deswegen?« Tiuz warf den Kopf in den Nacken. »Ha! Die sind direkt an den Ofen geschmiedet, um mich daran zu erinnern, wo mein Platz ist. Die Folter, das war die wirkliche Bestrafung. Mit deiner Hilfe sind wir sie schnell los.«

Kapitel 56, Barutz

Tiuz sang wieder, als sie gemeinsam mit Hammer und Meißel die Ketten bearbeiteten. Sein Lied handelte diesmal von der Schönheit der unterirdischen Seen, ihrem klaren Wasser und dem Leben, das sie spendeten. Der Ringschmied versicherte ihm noch zuvor, die Wachen würden annehmen, er würde nur seiner Arbeit nachgehen. Sie zerschlugen die Glieder nahe an den Füßen und machten sich dann bereit, aus der Villa zu fliehen. Tiuz nahm sich eines der Kurzschwerter aus einem Waffenständer und überreichte ihm ebenfalls eines.

»Nur die Armbrust, eh? Wir sollten uns besser ausrüsten.«

»Die Armbrust ist alles, was ich brauche«, erwiderte Barutz.

»Aber eigentlich kann es nicht schaden, auch eine Klinge bei sich zu haben.«

Er nahm das Kurzschwert und verwahrte es an seinem Gürtel.

Tiuz nickte und ging dann wieder zum Waffenständer zurück.

Diesmal holte er eine breite und längere Klinge hervor.

»Wir haben nicht ewig Zeit«, mahnte Barutz.

»Ich habe mir viel Mühe mit diesem Schwert gegeben.

Eigentlich sollte es mal einem von Paraxus' Befehlshabern gehören, aber daraus wird jetzt nichts mehr. Wenn es nach mir ginge, würde ich alles hier mitnehmen, selbst wenn ich nicht in jedes Stück all mein Herzblut gesteckt habe. Man kann das Metall wenigstens einschmelzen.«

»Wir müssen versuchen, so leise wie möglich zu sein. Oder willst du dich durch das ganze Gebäude kämpfen?«

»Hier dürften sowieso nicht mehr viele Wachen drin sein. Ein paar von denen haben mich bestimmt auch gefoltert, die haben eine Abreibung verdient.«

Barutz schaute sich Tiuz genauer an. Er schien soweit keine

schweren Verletzungen aufzuweisen. Doch sah eines seiner Augen tatsächlich so aus, als wäre es vor geraumer Zeit geschwollen gewesen, und die Nase war verdächtig schief.

»Du kannst laufen?«, fragte Barutz.

»Gewiss.«

»Kannst du auch schleichen?«

Auf diese Frage antwortete Tiuz mit Schweigen.

»Denn ich habe bei unserer altehrwürdigen Sprache geschworen, dass ich dich zurück zu deiner Familie bringe. Und das kann ich am besten, wenn wir das auf meine Art und Weise erledigen. Das bedeutet: Wir schleichen uns auf demselben Weg hinaus, auf dem ich hierher gelangt bin und erregen dabei so wenig Aufmerksamkeit wie möglich. Ich will dir ja keine Vorschriften machen ...«

»Nein, ich habe verstanden«, sagte Tiuz mit einem ernsten Blick. »Du willst nur deine Aufgabe erledigen. Und das ist dein Metier. Bis wir aus der Stadt raus sind, werde ich deinen Anweisungen folgen.«

Barutz musste sich ein stolzes Lächeln verkneifen, solche Worte hörte er nur zu gerne. Aber jetzt galt es, sich zu konzentrieren und es heil aus dem Anwesen von Paraxus zu schaffen.

Barutz ging voraus und spähte nach den Wachen. Tiuz gab sich alle Mühe, genauso durch den Schatten zu schleichen wie er, doch reichten die Fähigkeiten des Ringschmiedes bei weitem nicht aus, sich beinahe unsichtbar zu machen. Zum Glück verharren die Wachen nicht zu lange in einem Raum, stattdessen machten sie ihre Rundgänge. Dann winkte Barutz den Ringschmied zu sich und so erreichten sie den Ausgang

des Anwesens. Der Garten war noch immer friedlich und leer, niemand hatte den Toten hinter dem Gebüsch bemerkt. Tiuz sah die Blutlache auf dem Boden und schwieg dazu.

Als sie die andere Seite der Mauer erreichten, holten sie kurz Luft. Tiuz lächelte zufrieden. Barutz deutete auf die Wohnhäuser, ohne ein Wort zu sagen. Sein Ziel war es, eine der Gassen zu erreichen und sich dann zu beraten. Im Schutze der Dunkelheit bahnten sie sich ihren Weg.

Dort angekommen bedeutete Barutz dem Ringschmied, leise zu sprechen.

»Was jetzt?«, fragte Tiuz. »Wie kommen wir aus der Stadt?«

»Das wollte ich dich gerade fragen. Du kennst dich hier besser aus. Gibt es einen unterirdischen Weg oder müssen wir uns durch eines der Tore stehlen?«

»Die Tore werden besser bewacht als das Anwesen von Paraxus. Es herrscht schließlich Krieg und die Stadt erwartet ein feindliches Heer. Außerdem sind die Tore verschlossen, nachts sowieso. Es ist nicht unmöglich, ich konnte mir die Mauern von weitem etwas genauer ansehen. Auf die Mauern könnten wir schon irgendwie kommen. Doch von dort hinunter ... kann ich nicht sagen. Hast du zufällig etwas zum Klettern mit?«

Barutz breitete die Arme aus. »Nur das, was du vor dir siehst. Klettern dürfte keine Option sein. Was sonst?«
Tiuz schüttelte den Kopf. »Sonst fällt mir nichts anderes ein. Vielleicht über das Wasser?«

Barutz nickte. »Das wäre eine Möglichkeit, wobei auch der Hafen bewacht wird. Wenn wir mit einem Boot dort hinaus rudern, fällt es sofort auf. Und ich glaube nicht, dass wir schnell genug sind, um zur Flotte von Akleion zu gelangen,

bevor sie uns erwischen.«

Tiuz verzog das Gesicht. »Also das hättest du schon etwas besser planen sollen. So wird das nichts, mein Guter. Du willst doch bestimmt eine Belohnung, oder? Dann strenge dich mal etwas besser an! Ich bin nicht der Ausbruchsexperte.«

Barutz grummelte ein paar unverständliche Worte, was der Ringschmied mit einer hochgezogenen Augenbraue beantwortete.

»Die Menschen«, sagte er schließlich. »Die drei Menschen, mit denen ich hierhergekommen bin, sind auch in der Stadt. Vielleicht sollten wir schauen, was die gerade machen, und es ergibt sich dann eine Möglichkeit.«

»Befindet sich Piasus unter ihnen? Ja, es würde mich freuen, diesem Kerl meine Dankbarkeit zu bekunden. Jedoch glaube ich nicht, dass sie beim König gut aufgehoben sind. Oder ob sie die Stadt lebend verlassen werden.«

»Wovon sprichst du?«

Tiuz senkte den Kopf. »Ich hatte keine andere Wahl, als ihnen alles zu erzählen. Paraxus drohte, mir die Hände abzuschlagen. Mir, einem Schmied! Er hätte mich auch gleich töten können, dann wäre die Schmach nicht so groß. Darum hatte ich ihnen alles erzählt. Viel war es schließlich nicht, ich wusste ja nicht, welchen Plan ihr genau verfolgtet. Dass ein anderer Zwerg mich befreien würde, das hatten sie bestimmt nicht erwartet. Jedenfalls hat Paraxus sich seine Pläne ausgeheckt und einer davon besteht darin, die Befreier gefangen zu nehmen, wenn er nicht mit ihnen verhandeln kann.«

»Verhandeln?«, fragte Tiuz.

»Er will versuchen, mit ihnen die Beendigung des Krieges auszuhandeln. Ich komme frei, wenn im Gegenzug Paraxus das

Orakel behalten darf.«

»Warte, warte, warte. Du wärst einfach so freigekommen? Wozu bin ich dann überhaupt noch hier?«

»Ha! Ich bin weder ein Mensch noch ein Bürger einer dieser Städte, doch so viel habe ich bereits mitbekommen: Akleion wird dem König niemals das Orakel überlassen. Nein, du tatest schon vollkommen recht daran, mich zu befreien. Außerdem vermute ich, dass Paraxus genau darauf spekuliert, damit er mit ihnen machen kann, was er will. Diese Jagd auf das Orakel hat ihn verrückt gemacht.«

»Sag mir, was hat er mit ihnen vor?«, verlangte Barutz zu wissen. »Sie sind gerade dabei, ihn abzulenken, damit wir dich sicher hier rausholen können.«

»Dann sollten wir uns damit beeilen, denn ich weiß nicht, wie viel Geduld Paraxus mit ihnen haben wird. Wegen der Worte des Orakels sieht er sie als Bedrohung an. Sie hat ihm gekündet, dass irgendwelche Kinder eines Gottes in die Stadt kommen werden, um ihn zu erschlagen. Er wird sie daraufhin prüfen, ob es sich tatsächlich um Halbgötter handelt. Sag, stimmt das? Sind deine menschlichen Gefährten wirklich Halbgötter?«

Barutz fasste sich an die Stirn. »Zwei von ihnen, die sich hier in der Stadt befinden und ein drittes Mädchen bei der Flotte. Verdammt, wir sind tatsächlich in eine Falle getappt. Wir müssen zu ihnen und sie warnen!«

»Und uns Paraxus ausliefern? Barutz, du hast einen Eid in der heiligen Sprache geschworen. Diese Worte sind nun Gesetz und ihnen zuwiderhandeln bedeutet, gegen die kosmische Ordnung zu verstoßen. Du bringst großes Unheil über dich, wenn du nicht erfüllst, was in dieser heiligen Sprache

artikuliert wurde.«

»Das weiß ich nur zu gut«, versetzte Barutz. »Mein Meister Svorgir hält mir ständig solche Vorträge. Du glaubst, ich kann meinen Auftrag nicht mehr ausführen, wenn ich ihnen helfe. Doch ich werde einen Weg finden. Ich weiß zwar nicht, was wir tun werden, aber ich lasse sie nicht im Stich.«

»Wieso?«, fragte Tiuz. »Gewiss ist es eine Schande und ich würde lieber meinen Rettern helfen. Besonders diesem Piasus, der die ganze Sache erst ins Rollen gebracht hatte. Aber was können wir tun? Sollen wir uns nicht zuerst um uns Sorgen machen?«

»Ich mag diese Kerle halt. Es sind interessante und achtbare Menschen, die das Abenteuer suchen und auch anziehen. Wären sie nicht, würde ich wahrscheinlich noch immer in Svorgirs Loch versauern.«

»So solltest du nicht von deinem Meister reden ...«

»Wolltest du nicht Vergeltung?«, unterbrach ihn Barutz.

»Jetzt ist vielleicht deine Chance, dich an allen zu rächen. An dieser Stadt, an Paraxus. Und an Hartried.«

Und da ergrimten Tiuz' Züge. »Hartried sagst du?«

»Oh ja. Diese Gotteskinder haben ebenfalls ihre Gründe, sich mit Hartried anzulegen.«

Kapitel 57, Simund

Nach und nach traten immer mehr Tyoner auf den Platz. Die Nachricht über die Ankunft der Fremden hatte sich wohl verbreitet und Schaulustige angelockt. Das Orakel saß einfach nur da, angekettet und in ein dürftiges Kleid gehüllt, die Arme um die Beine geschlagen. Ihr Blick ging ins Leere, die Worte schienen nicht zu ihr zu dringen. »Wir behandeln das Orakel gut«, sagte Paraxus und stand auf. Der König ergriff eine der Ketten und zog sie unsanft zu sich heran. »Aber man kann nie vorsichtig genug sein. Wir wissen nur zu gut, dass sie mit den Göttern im Bunde ist. Sonst würde sie kaum diese Begabung haben, nicht wahr? Wir werden ihr ebenfalls ein großes Heiligtum erbauen, noch größer und prächtiger als das von Akleion! Schließlich steht Tyons Blüte bevor und diese Stadt wird reicher und mächtiger werden als je zuvor!«

»Wovon spricht Ihr ...?«, fragte Piasus, wobei er es nicht vermochte, die Wut in seiner Stimme zu verbergen. Das Orakel musste für die Menschen aus Akleion ungeheuerlich wichtig sein. Sogar Piasus, der sich sonst gut im Zaum hatte, schäumte.

»Richtig«, sagte Paraxus und ließ die Kette wieder los. »Ihr kennt noch nicht die andere Hälfte der Geschichte. Wegen der Feindschaft unserer Stadtstaaten konnte ich das Orakel nicht persönlich befragen. Stattdessen beauftragte ich einen meiner Vertrauten, sich als einfacher Reisender auszugeben und mit dem Orakel zu sprechen. Ja, da schaut ihr nicht schlecht. Ihr Akleioner seid nicht die einzigen, die ihre Spione haben. Ichthus!«

Ein vornehmer Herr trat heran und nickte dem König zu.

»Berichte doch diesen Leuten, was du das Orakel damals gefragt hast.«

»Sehr wohl. Als ich das Orakel von Akleion aufsuchte, fragte ich es, was geschehen müsste, damit Tyon zu neuer Größe aufsteigt.«

»Und was hat das Orakel geantwortet?«, fragte Paraxus.

»Das Orakel antwortete mir: Wenn ich in Tyon sein werde, dann wird sie aufblühen und ein neues Zeitalter wird für die Stadt anbrechen. Es war sehr eindeutig.«

»Da habt ihr es!« Paraxus lächelte sie triumphierend an.

»Keine verschwurbelte, mehrdeutige Rede, über deren Bedeutung man sich Tage den Kopf zerbricht. Keine Spekulationen, sondern eine klare Aussage: Wenn sich das Orakel hier aufhält, wird Tyon stärker und mächtiger werden!«

Paraxus setzte sich zufrieden und begutachtete die drei vor ihm. Simund warf einen Blick auf Piasus. Es war ihm deutlich anzumerken, dass ihm diese Geschichte nicht gefiel, doch er beherrschte sich.

»Das Orakel berichtete mir auch von Kindern eines Gottes aus dem Norden«, sprach Paraxus weiter. Er deutete auf Simund und Hedda. »Ihr seht mir wie Merowa aus, richtig?«

»Ich bin eine Brega«, erwiderte Hedda. »Doch mein Vater war ein Merowa.«

»Wie dem auch sei. Seid ihr diese Kinder eines Gottes? Wie nennt er ihn noch mal? Cherus? Ja, wir haben bereits von ihm gehört. Soll ein mächtiger Krieger gewesen sein, ein wahrer Mann. Also, ist einer von euch sein Kind?«

Hedda und Simund schauten sich gegenseitig an. Sie hatten nicht daran gedacht, das zu besprechen. Sollten sie wegen

ihrer Abkunft lügen? Aber aus welchem Grund?

Hedda trat hervor: »Ich bin ein solches Cheruskind. In meinen Adern fließt das Blut eines Gottes und ich bin jederzeit bereit, es zu beweisen.«

»Auch ich ...« und schon stockte Simund, als sich plötzlich alle Blicke auf ihn richteten. Auch Hedda sah ihn scharf an. Vielleicht wollte sie nicht, dass er sich ebenfalls als Gotteskind preisgab. »Auch ich bin ein Cheruskind. Und ...« Da brach er ab. Wie sollte er es beweisen? Hedda hatte ihre ungewöhnliche Kraft, doch was hatte Simund vorzuweisen? An seiner Hüfte baumelte Cherus' hölzerne Keule. Für diese Menschen hier war es sicherlich schwer zu glauben, dass sie einst die Waffe eines Gottes war.

»Den Schild!«, sprach Hedda plötzlich und zeigte auf einen der Soldaten. »Gib mir den Schild und ich zeige euch, wozu ein Kind des Cherus fähig ist.«

Der Soldat schaute zu Paraxus, welcher ihm mit einem Nicken bedeutete, ihr den Schild zu übergeben. Hedda hielt ihn mit beiden Händen empor - und faltete ihn zusammen. Splitternd gaben das Holz und sogar das Metall nach, verformten und verzogen sich. Ein unbrauchbarer Haufen fiel vor den staunenden Augen der Menge zu Boden. Sogar Paraxus nickte anerkennend.

»Ich glaube Euch. Ein normaler Mensch wäre dazu sicherlich nicht in der Lage. Oder nicht?« Sein Gefolge stimmte ihm wortlos zu. »Dann fragt ihr euch bestimmt, warum ich euch herbeordert habe. Ich will mit euch verhandeln. Ich bin nicht der blutrünstige Tyrann, für den ihr mich vielleicht haltet. Nein, lasst uns versuchen, das Ganze friedlich zu lösen.«

»Wir hören«, sagte Hedda.

Paraxus lächelte und zeigte auf das Meer hinaus. »Die gesamte Flotte zieht ab. Außerdem dürft ihr drei meine Stadt verlassen, ohne dass euch etwas zustößt. Das Orakel bleibt stattdessen hier. Wenn die Flotte nicht zurückkehrt, dann stirbt sie.«

Das Orakel reagierte nicht auf den letzten Satz. Sie schaute nur verträumt ins Leere.

Piasus schüttelte den Kopf. »Der Erste von Akleion würde dem niemals zustimmen. Die Flotte belagert die Stadt, weil Ihr das Orakel geraubt habt. König von Tyon, ich muss Euch ganz frei sagen, dass Ihr Euch nicht in der Position befindet, solche Abmachungen vorzuschlagen. In Eurer Situation wäre es eigentlich das Klügste, über den Landweg zu fliehen, bevor noch mehr Armeen hier erscheinen und die Stadt belagern.«

»Seid still!«, polterte Paraxus. »Meine Streitkräfte sind schon auf dem Weg nach Akleion und werden die Stadt in Schutt und Asche legen, wenn ihr die Seeblockade nicht auflöst! Nein, solange das Orakel hier in Tyon bleibt, werde ich den Sieg davontragen, so wie es mir prophezeit wurde! Ich wollte euch vorschlagen, diesen Krieg mit so wenig Blutvergießen wie nur möglich zu beenden, aber wie mir scheint, seid ihr nicht einsichtig.«

»Ich kann, wenn Ihr es wünscht, zurück zu meinem Herrn gehen und ihm diesen Vorschlag überbringen«, sagte Piasus. »Doch ich bin davon überzeugt, dass er dem nie zustimmen wird.«

»Egal, tue das. Wir bringen dich wohlbehalten zurück zu deinem Herrn und erwarten dann die Antwort. Aber die zwei Gotteskinder bleiben hier.«

»Wieso das?«, fragte Hedda.

»Das Orakel hatte mir auch prophezeit, dass diese Gotteskinder mir Übles antun wollen. Ich werde euch deswegen gefangennehmen. Außerdem brauche ich einen Pfand. Du.«
Paraxus zeigte auf Piasus. »Du darfst wieder zurück. Solange werden die beiden hierbleiben.«

»Und wenn ich zurückkehre«, sagte Piasus, »und berichte, dass Daedlus nicht auf Euren Vorschlag eingehen wird?«

»Dann kannst du gleich auf dem Schiff bleiben. Die beiden sind dennoch meine ... Gäste. Solange, bis ich weiß, was ich mit ihnen anstellen werde.«

»Freunde«, sprach Piasus leise zu Simund und Hedda. »Das ist absolut keine gute Idee.«

»Nein, ist es nicht«, erwiderte Hedda.

Simund wollte auch etwas sagen, da bemerkte er, wie das Orakel ihn anstarrte. Wo sie vorhin noch schlaftrunken wirkte, so als wäre sie gar nicht anwesend, war ihr Blick nun von stechender Klarheit erfüllt. Simund war, als wollte sie ihm etwas mitteilen.

»Simund?«, fragte Piasus.

»Äh, ja?«

Da rief Paraxus dazwischen: »Beredet das nur ruhig zwischen euch. Ich werde nicht hetzen.«

Sie nahmen ein paar Schritte Abstand. Simund fiel wieder die Menschenmenge um sie herum auf. Sie war noch größer geworden. Viele der Tyoner blickten interessiert oder misstrauisch zu ihnen. Aber bei manchen glaubte Simund auch so etwas wie Hoffnung entdecken zu können. Die Hoffnung, dass ihr Auftreten etwas an ihrer misslichen Lage ändere, dass ihre Entscheidung den Krieg und damit die Belagerung beende. Oder vielleicht, dass sie die Stadt von diesem

Tyrannen befreien.

»Ich lasse euch nicht hier«, sprach Piasus. »Das ist euer Todesurteil.«

»Und trotzdem sind wir ihm jetzt ausgeliefert«, meinte Hedda. »Ja, wenn wir hierbleiben, ist das bestimmt unser Ende. Aber was sollen wir machen? Uns aus der Stadt hinaus kämpfen?«

»Kannst du das?«, fragte Piasus leise. »Ich meine das ernst. Vielleicht ist das unsere einzige Möglichkeit. Außerdem könnte das Barutz die Ablenkung verschaffen, die er braucht, um mit Tiuz zu fliehen.«

An ihren Fingernägeln kauend schätzte Hedda die Zahl der Soldaten ein. »Ich bin nur eine einzelne Person und genauso verwundbar gegen jegliche Waffen wie jeder normale Mensch ... vielleicht, wenn ihr mir helft.«

Simund schaute zu Paraxus hinüber und dann zum Orakel.

»Piasus?«, fragte er. »Wie treu sind diese Menschen ihrem König ergeben?«

»Was meinst du?«

»Wenn wir Paraxus besiegen könnten, wie würden sich die Menschen verhalten?«

Piasus nickte lächelnd. »Ich verstehe, worauf du hinauswillst. Ich schätze, viele der Adligen sind auf seiner Seite, die hohen Herren da. Bei seinen Soldaten bin ich mir nicht so sicher, aber der Unmut in der einfachen Bevölkerung ist groß. Jedenfalls war es so, als ich mich hierher geschlichen hatte. Die Belagerung und sein irrationales Verhalten haben ihn bestimmt nicht in ein besseres Licht gerückt. Also, was ist dein Plan? Ihn überfallen? Soll Hedda einfach auf ihn losrennen und ihn in Stücke reißen?«

»Das könnte ich hinkriegen«, sagte Hedda.

»Noch eine Frage, Piasus. Ist es bei deinem Volk üblich, einen Streit mit einem Duell beizulegen?«

Piasus' Lächeln erstarb. »Sag mir nicht ...«

»Ich will gegen ihn antreten«, erwiderte Simund. »Im Zweikampf.«

Kapitel 58, Simund

»Es gibt eine Tradition bei den Merowa«, sprach Cherus, »die mir besonders gefällt. Es ist der Zweikampf. Die Möglichkeit, das Schicksal von Hunderten von Seelen zu entscheiden, nur mit dem gezielten Streich der Waffe. Du kannst ein Blutbad verhindern, indem du dich entscheidest, diese Last auf dich zu nehmen und dich dem stärksten Recken deines Widersachers zu stellen. Dafür wiegen Leben und Tod schwer auf deinen Schultern.«

Cherus lächelte Simund an. Sein Vater strahlte Kraft und Gewissheit aus, aber auch eine gefährliche Lust auf den Kampf. So viel verstand Simund als kleiner Junge, selbst damals. In dem Lächeln seines Vaters schlummerte das Verlangen danach, sich den tödlichen Hieben des Feindes auszusetzen und die größten Ungeheuer niederzustrecken. Es war ansteckend. Simund beschloss sogleich, dass er seinem Vater auf jedes Schlachtfeld folgen würde. Das war wenige Tage gewesen, bevor er verschwand, wenige Tage vor der finalen Schlacht gegen den Nekromanten und eine der wenigen Erinnerungen an Cherus, die Simund noch geblieben war.

»In diesem Moment, in diesem Zweikampf, bündeln sich Hoffnungen und Ängste in deinem Arm, in deinem nächsten Streich. Wenn du fällst, jubeln die einen und verzweifeln die anderen. Wenn du siegst, verzagt eine Seite und die andere jauchzt. Du hast es in der Hand.«

Lange hatte sich Simund nicht mehr an diese Worte erinnert. Dort im Wald, allein mit Melinde, gab es keinen Platz für diese Erinnerung, war sie nicht von Bedeutung. Nicht verwunderlich, da Simund mit aller Kraft zu verhindern

versuchte, einen Weg einzuschlagen, bei dem diese Erinnerung eine Rolle spielen würde. Doch nun war er hier in Tyon. Simund spürte, wie Cherus' Lächeln noch immer auf ihn wirkte.

»Verdammt, Simund!«, sagte Piasus. »Hör mir zu. Tritt nicht gegen ihn an! Lass das lieber Hedda erledigen. Unterschätze Paraxus nicht, er ist ein starker Krieger und versteht sein Handwerk. Aber es ist eigentlich keine schlechte Idee, wie bist du darauf gekommen? Und wie sieht dein Plan aus?«

»Das Orakel«, sprach Simund. »Es hat mich plötzlich ... so merkwürdig angeschaut. Und da ist es mir eingefallen: Sie verkündete, dass, wenn sie nach Tyon kommt, die Stadt erblühen würde, richtig? Paraxus kommt in dieser Vorhersage gar nicht vor. Was ist, wenn ihre Entführung dazu bestimmt war, das hier ins Rollen zu bringen? Überlegt doch! Wenn diese Belagerung nicht wäre, dann wären wir einfach hierher geschlichen und hätten nur Tiuz befreit. Vielleicht wären wir erfolgreich, die Stadt würde aber noch immer unter diesem Tyrannen leiden. Vielleicht hätten wir versagt und nichts zustande gebracht. Aber so wie es jetzt steht, haben wir es in der Hand. Wenn wir ihm anbieten, dass die Flotte da draußen wirklich abzieht, dann wird Paraxus auf das Duell eingehen. Die Entführung, die Belagerung, es trat genau so ein, damit das hier geschehen kann.«

Piasus hatte ihn nur angestarrt. »Also ... du kamst auf diese Idee, weil du glaubst, dass dir das Orakel schöne Augen gemacht hat?«

»Mach keine Scherze«, erwiderte Hedda. »Vielleicht ist etwas dran. Schließlich ist seine Schwester eine Seherin. Simund müsste wissen, wie man so etwas deutet.«

»Es ist nicht unbedingt das«, sagte Simund. »Aber ich bin davon überzeugt. Ein Duell ist die beste Lösung. Also Piasus, ist es bei deinem Volk üblich, solche Dinge mit einem Zweikampf zu lösen?«

Piasus wurde ernster. »Es ist nicht mehr üblich, aber die Helden von einst haben das durchaus getan. Viele Mykerios würden so etwas wahrscheinlich als veraltet abtun. Paraxus ... das könnte ihm tatsächlich gefallen. Aber wieso sollte er darauf eingehen?«

»Wie wäre es damit: Die Flotte wird abziehen, wenn wir verlieren sollten.«

Piasus schüttelte den Kopf. »Darauf wird er nicht eingehen. Daedlus meine ich. Im Gegensatz zu Paraxus ist er nicht jemand, der einen Krieg nur durch einen Zweikampf entscheiden würde.«

»Und wenn er nur so tut?«

Piasus lachte kurz. »Mut gepaart mit List: eine gefährliche Mischung. Das ist also dein Plan? Dann lass Hedda antreten.« Hedda hob eine Augenbraue. »Nachdem, was ich gerade demonstriert habe? Wird sich Paraxus wirklich jemandem stellen, der einfach so einen Schild mit den bloßen Händen zerstört?«

»Hmm ... Paraxus ist nicht der Hellste, aber möglicherweise nicht, nein. Es wäre wahrscheinlich am ehesten die Gefahr, sich zu blamieren, die ihn abhalten würde.«

»Und deshalb«, erklärte Simund weiter, »muss ich gegen ihn antreten. Wenn wir Hedda als Kontrahentin vorschlagen, wird er wahrscheinlich nicht kämpfen wollen. Mich schätzt er nicht so stark ein.«

»Und was fordern wir von ihm?«, fragte Piasus. »Was bekommen

wir, wenn wir siegen? Das Orakel und dann verschwinden wir?«
»Nein. Paraxus muss gehen. Wir beenden diesen Krieg hier und jetzt.«

Piasus schüttelte abermals den Kopf. »Wie kannst du dir nur so sicher sein, dass du siegen wirst? Klar, damals gegen die Untoten hast du ganz gut gekämpft. Aber Paraxus ist kein tumber Toter.«

»Weil sich alles so gefügt hat, wie es sich fügen sollte. Bitte vertraue mir, Piasus. Ich war mir selten in meinem Leben so sicher.«

Somit war es beschlossene Sache. Die drei traten vor den König. Alle Blicke ruhten auf ihnen. Er wusste nun, was Cherus mit der Last meinte, von der er damals gesprochen hatte.

»König Paraxus«, begann Piasus. »Wir haben einen Vorschlag. Einer meiner Freunde aus dem Norden will sich Euch zum Duell stellen.«

Paraxus lehnte sich überrascht in seinem Sitz zurück, während die Menge und sein Gefolge überrascht raunte.

»Wenn Ihr gewinnen solltet, dann wird die Flotte von Akleion abziehen und der Krieg ist beendet. Wenn Ihr verlieren solltet, dann verlasst Ihr die Stadt und wart das letzte Mal König von Tyon.«

Das Gemurmel steigerte sich zu einem Aufschrei. Paraxus erhob sich und unterbrach es mit einer herrischen Geste.

»Und wer von euch beiden soll gegen mich antreten, hmm?«
Simund machte einen unsicheren Schritt nach vorne. »Ich, König Paraxus. Ich werde gegen Euch antreten. Hier auf diesem Platz, noch in dieser Nacht, wenn es Euch lieb ist.«

Paraxus schaute ihn schief an. »Wie hast du dir das vorgestellt, Jüngling? Sollen mir zuvor die Arme verbunden werden? Oder soll man mir die Beine zuschnüren? Womit bist du überhaupt bewaffnet? Ich sehe nur einen Schild und einen Stock.«

»Wir schicken Piasus zurück zur Flotte«, sprach Simund weiter. »Wenn Daedlus einverstanden ist, wird er uns ein Zeichen geben. Und dann können wir mit dem Kampf beginnen.«
War das klug?, fragte sich Simund. Die Zweifel konnte er bis zuletzt nicht ablegen. *Einfach alles hängt jetzt von dir ab.*
»Wirklich?«, fragte Paraxus. »So einfach ist das? Jedoch sehe ich keinen Grund, euch zu vertrauen.«

»Vertraut auf das Schicksal«, erwiderte Simund.

Jetzt kommt es darauf an.

»Das Orakel soll Euch geweissagt haben, dass sie Tyon zu neuer Blüte verhelfen soll. Wenn sie hier ist, dann bricht eine strahlende Zukunft für die Stadt an.«

»Worauf willst du hinaus?«

Einer gegen einen. Wie beim Kampf Cherus gegen Doderried. Damit fing alles an, als Cherus Doderried mit seiner Keule besiegte und die Stämme vereinte. Nur eine Keule.

»Hat das Orakel Euch erwähnt?«

Dann herrschte Stille. Paraxus schaute, als hätte ihn der Blitz getroffen, während sein Gefolge es nicht wagte, einen Ton von sich zu geben. Die Bewohner der Stadt hielten den Atem an oder tuschelten untereinander.

»Mir gefällt nicht, was du da sprichst, Jüngling«, knirschte Paraxus.

Einer gegen einen. Das Schicksal einer Stadt wird entschieden durch einen einfachen Zweikampf. Ich habe Angst.

Dann lächelte Simund. Sein Stand wurde fester, sein Atem ruhiger und er fühlte sich, als könnte er diese Last tatsächlich schultern. *Aber ich habe auch Lust auf dieses Abenteuer. Der Held zu sein. Ich muss diese Chance ergreifen.*

»Ich behaupte, die Zukunft von Tyon wird ohne Euch stattfinden, König Paraxus. Ich behaupte, dass ohne Euch ein neues Zeitalter für Tyon anbrechen wird. Ein Zeitalter ohne Belagerung, ohne Schreckensherrschaft, ohne Sklaverei. Das hat das Orakel vorhergesagt und ich bin hier, um dieses Schicksal zu erfüllen. Wenn Ihr anderer Meinung seid, dann erschlagt mich in einem fairen Zweikampf!«

Bin ich selbstsüchtig? Mache ich das nur, um der Held zu sein?

»Und um zu beweisen«, fuhr Simund fort, »wie sehr ich an die Zukunft von Tyon ohne Euch glaube, werde ich mit nichts weiter antreten als diesem Schild und dieser hölzernen Keule!«

Simund hob die Keule des Cherus, damit sie alle sehen konnten.

Oder mache ich das hier, weil es richtig ist?

Das Orakel schlurfte an die Seite von Paraxus. Da alle auf die Antwort des Königs warteten, waren ihre schlafwandlerischen Bewegungen die einzigen Geräusche, die auf dem Platz zu vernehmen waren.

»König Paraxus«, säuselte sie. »Ohne dieses Duell hat Tyon keine Zukunft. Sei es mit oder ohne Euch.«

Und damit war es entschieden.

Kapitel 59, Simund

Damit begann das Warten. Paraxus wies ein paar Wachen an, Piasus zum Hafen zu begleiten und ihn dort mit einem Schiff zur Flotte zu bringen. Der Gang hinunter zum Hafen und die Fahrt hatten nicht lange gedauert, Simund kam das Warten dennoch wie eine Ewigkeit vor. Immerzu starrte ihn Paraxus an, der wie ein Raubtier blickte, welches eine leichte Beute erspäht hatte. In der einfachen Bevölkerung von Tyon glaubte Simund eine zögerliche Hoffnung zu erkennen.

Ein Horn erscholl vom Goldsee. Das war ein Zeichen. Als Simund den ersten Ton vernahm, wünschte sich ein Teil von ihm, es würde dabei bleiben. Lang und voluminös kündete es davon, dass der Erste von Akleion sein Einverständnis zu diesem Duell nicht gab. Augenblicke vergingen und zogen sich in die Länge. Paraxus' Blick verfinsterte sich, wohl enttäuscht darüber, dass er sich der Flotte nicht so einfach entledigen konnte.

Dann erscholl der zweite Ton. Zweimal bedeutete ›Ja‹, so hatten sie es zuvor ausgemacht.

»Nehmt Aufstellung!«, befahl Paraxus mit einem breiten Grinsen. Seine Soldaten verteilten sich über den Platz und bildeten einen rechteckigen Duellplatz.

»Gib Acht«, sagte Hedda. »Ich kenne Paraxus nicht. Doch ich habe schon viele gefährliche Männer gesehen und er weiß auf jeden Fall, wie man kämpft.«

»Ja«, antwortete Simund nur.

»Er ist etwas größer als du, breiter und vernarbter. Und wahrscheinlich wesentlich stärker.«

»Hmm.«

»Und besser bewaffnet. Im Gegensatz zu dir trägt er einen

Panzer, Arm- und Beinschienen sowie einen Helm. Sein Schild ist breiter und sein Speer hat eine größere Reichweite als deine Keule.«

»Du willst darauf hinaus, dass ich keine Chance habe, richtig?«

Hedda nickte und küsste ihm die Stirn. »Du musst so nahe wie möglich an ihn herankommen, damit ihm sein Speer nicht mehr nützt. Und vielleicht ermüdet er schneller, schließlich ist er nicht mehr so jung. Ich wünsche dir alles Glück. Mögen die Götter dir beistehen.«

Mit diesen Worten entfernte sie sich vom Kampfplatz.

Paraxus stand mehrere Speerlängen von ihm entfernt. Mit einem selbstsicheren Lächeln richtete Paraxus die Spitze auf Simund.

»Können wir beginnen?«, fragte Paraxus und lachte.

»Lass uns beginnen«, erwiderte Simund.

Und der Speer schoss nach vorne. Reflexartig hielt Simund seinen Schild hoch. Mit einem dumpfen Laut prallte die Spitze gegen das Holz. Er senkte den Schild und blickte auf Paraxus, der an derselben Stelle stand und den Speer in derselben Position hielt.

Wie konnte das sein? Sie waren zu weit entfernt, so lang war der Speer nicht und geworfen hatte er ihn auch nicht. Oder war der Speer etwa in der Lage, nach einem Wurf wieder in Paraxus' Hände zurückzufliegen? Nein, die Wurfbewegung hätte Simund bemerkt. Aber ...

Paraxus machte einen Satz nach vorne und ließ den Speer kreisen. Noch in der Bewegung verlängerte sich der Schaft der Waffe. Simund wehrte den Angriff ab, die Spitze knallte gegen seinen Schild. Dann verkürzt sich der Schaft auf seine

ursprünglichen Ausmaße.

Bei Cherus! Simund verstand nun: Zwergenhände hatten diese Waffe geschmiedet. Und er war nicht nur von besonderer Qualität, sondern besaß magische Eigenschaften. Jetzt sah er es: Der Schaft bestand nicht aus Holz, sondern war gänzlich aus einem leicht schimmernden Metall gefertigt. Wie, bei den Göttern, sollte er mit dieser Waffe fertig werden? Und hatte Paraxus noch einen Trick in der Hinterhand?

»Ha ha!«, lachte Paraxus. »Da schaust du nicht schlecht! Wäre doch eine Verschwendung, diesen Zwerg nur etwas bessere Waffen und Rüstungen herstellen zu lassen! Ich habe diesen Speer persönlich in Auftrag gegeben, damit ich selbst aus der Formation heraus tief in das Herz der feindlichen Schlachtordnung stoßen kann. Er ist recht neu, ich habe ihm noch keinen Namen gegeben, da ich mit ihm noch keine heldenhafte Tat vollbringen konnte. Vielleicht nenne ich ihn nach diesem Kampf ›Götterspieß‹? Wie klingt das?«

Beruhige dich, dachte sich Simund, anstatt zu antworten. Paraxus' Gerede gab ihm etwas Zeit, die Situation genauer zu beurteilen. *Es ist genau dasselbe Problem wie zuvor auch: Seine Reichweite ist höher als meine. Nur ist das Problem größer als gedacht ... Es macht keinen Unterschied. Ich muss näher an ihn heran, selbst wenn ich mir dabei ein paar Treffer einfange.*

Simund machte sich klein, verbarg seinen Körper so gut wie möglich hinter seinem Schild. Und in Gedanken redete er sich immer wieder ein, dass es letztlich keinen Unterschied machte.

Vorwärts.

Als Simund den ersten Schritt machte, wich das

selbstgefällige Grinsen aus Paraxus' Gesicht. Der König konzentrierte sich ganz auf seinen Gegner und ließ den Speer auf Simund zuschießen.

Zuvor war Simund überrascht gewesen; diesmal konnte er der Speerspitze folgen und sie gezielter abwehren.

Vorwärts!

Paraxus nahm seinen Schild vom Arm und fasste seinen Speer beidhändig. Simund verstand, was das bedeutete: Der König hatte nun viel mehr Kontrolle und konnte gezielter zustechen.

Sogleich verlängerte sich der Speer erneut, Simund musste seinen Kopf schützen und verlor seinen Gegner aus den Augen. Doch es war eine Finte: Er spürte einen stechenden Schmerz im Oberschenkel. Paraxus hatte ihn getroffen. Reflexartig senkte Simund den Schild und da blitzte schon die metallene Spitze vor ihm auf. Beinahe hätte sie ihren Namen bekommen; Simund wich noch im letzten Moment aus und schlug daraufhin den überlangen Speer mit der Schildkante fort.

Beim nächsten Schritt musste er die Zähne zusammenbeißen.

Dennoch vorwärts.

Ein scharfer Schmerz, Blut sickerte ihm das Bein hinunter. Simund hatte keine Zeit, die Wunde zu begutachten, er musste unentwegt seinen Kontrahenten im Auge behalten.

Auch wenn es schmerzt.

Unentwegt traf der Speer auf Simunds Schild und prallte wirkungslos ab. Unbeirrt machte Simund einen Schritt nach dem anderen, wich Angriffen aus, die nach Oberschenkeln, Schultern und dem Kopf zielten. Er konzentrierte sich auf Paraxus und dachte an die Keule in seiner Hand, stellte sich vor, wie sie eine tiefe Delle in den Helm des Königs

schlagen und ihn mit nur einem Hieb niederstrecken würde. Der König nahm seinen Schild auf. Simund schöpfte neue Kraft; er war seinem Ziel nahe genug gekommen. Dem Schmerz im Bein schenkte er keine weitere Beachtung. Stattdessen machte er einen Satz nach vorne, der ihn dicht genug an seinen Gegner brachte.

Paraxus nahm eine defensive Haltung ein und verbarg den Großteil seines Körpers hinter dem Schild. Er führte seine Waffe über den Kopf. Simund holte mit der Keule aus. Beide schlugen zu.

Simunds Keule verbiss sich am Schild. Paraxus' Speer hingegen traf. Es brannte ihm heiß durch die Schulter und Simund stolperte rückwärts.

»Ha!«, rief Paraxus triumphierend aus. »Mein Speer findet auch ohne diese Zwergenmagie sein Ziel. Sieh es ein, du hast keine Chance!«

»Euer Schild«, keuchte Simund und zeigte auf die Stelle. Verwundert blickte Paraxus herunter und blickte auf ein Loch, dort, wo sich die Keule durch den bronzenen Mantel und das Holz dahinter geschlagen hatte.

Simund war zweimal getroffen worden und blutete aus beiden Wunden, doch das war ein kleiner Sieg für ihn. Er konnte nicht sagen, ob es das Werk der göttlichen Keule war oder seine eigene Kraft. Doch Paraxus' perplexer Blick war ihm eine Genugtuung.

Simund ließ seine Schultern kreisen. Die Wunde war wohl nur oberflächlich, er konnte sich noch immer gut bewegen. Die kurze Unterbrechung gab ihm etwas Zeit zu verschnaufen. Paraxus hatte sich mittlerweile ein paar Schritte entfernt und würde garantiert wieder den Reichweitenvorteil seines

Speeres voll ausnutzen. Sei es drum, Simund brauchte diese kurze Pause.

»Schön!«, blaffte Paraxus. »Du hast ein Loch in meinen Schild geschlagen. Was ist der nächste Schritt in deinem Schlachtplan? Da ist noch viel Schild übrig und dann musst du auch noch durch meinen Panzer und an meinen Speer vorbei!«

»Simund!«

Die Stimme rief seinen Namen, doch war sie ihm nicht bekannt. Auch Paraxus und alle anderen auf dem Platz blickten verwirrt um sich. Dann machte Simund eine kleine Gestalt auf einem Dach aus.

»Sohn des Cherus!«, sprach sie wieder. »Ich habe diesen Speer geschmiedet und kenne sein Geheimnis. Wenn er sich ausdehnt, wird kein neues Metall erschaffen. Dieselbe Menge an Metall streckt sich und das Innere wird hohl.«

»Tiuz!«, brüllte Paraxus. »Was machst du da oben!«

Der Zwerg, den wir befreien sollten!, realisierte Simund. *Barutz muss mit seiner Mission Erfolg gehabt haben.*

»Fangt ihn ein!«, befahl Paraxus. Ein paar seiner Männer machten sich auf und verschwanden in einer der Straßen aus Simunds Blickfeld. Gleichzeitig schien der Zwerg vom Dach gestiegen zu sein, jedenfalls konnte er ihn nicht mehr sehen. Simund hoffte, dass Barutz gut auf ihn Acht geben würde. Sich so preiszugeben, das war waghalsig.

Plötzlich hörte Simund Waffen scheppern, Schmerzensschreie wurden ausgestoßen und jeder war nur noch verwirrter, was gerade vor sich ging.

Hedda trat aus der Straße hervor, einen der Männer im Schwitzkasten, und stieß ihn unsanft zu Boden.

»Ich glaube, wir bleiben alle hier und beenden das erst einmal.«

»Was?!«, fragte Paraxus außer sich. »Dem Zwerg nach, verdammt, oder ihr hängt morgen früh alle am Strick!« Widerwillig lösten sich weitere Soldaten, nur um vor Hedda stehenzubleiben, die sich mit verschränkten Armen vor ihnen aufbaute. Als der erste einen Angriff mit seinem Schwert wagte, hatte sie bereits seinen Kopf gefasst und den Kerl zu Boden geschleudert. Sie nahm ihm Schwert und Schild ab und machte deutlich, dass diese Straße gesperrt wäre. Paraxus schnaubte wütend. »Macht Platz da, ich übernehme das!«

»Paraxus!« Simund spürte die Wunden kaum noch. Das Blut floss langsamer, der Schmerz verging. Er war bereit. Wenn es nach ihm ginge, konnten sie weiterkämpfen. Tiuz hatte ihm einen wertvollen Tipp gegeben. »Ich bin noch immer hier!« Mit voller Absicht breitete er seine Arme aus und präsentierte seinen offenen, ungeschützten Brustkorb. »Ich bin noch immer am Leben. Und Euer Speer hat noch immer keinen Namen!«

»Schade!«, erwiderte Paraxus und machte sich zum Angriff bereit.

Simund verharrte in dieser Position, um so angreifbar wie möglich zu wirken.

»Dem werden wir Abhilfe leisten!«

Und die Speerspitze raste auf Simund zu. Alles fügte sich, wie er es geplant hatte.

Kapitel 60, Simund

Ich wollte ja unbedingt ein Held sein.

Die Kante seines Schilds schlug von unten zu und die Keule sank von oben herab. Paraxus' Speer war dazwischen, von zwei Seiten attackiert wie eine Armee, die auf beiden Flanken angegriffen wurde. Und wie so ein Angriff eine Armee schnell zerschlagen kann, so barst auch der Speerschaft.

Metallsplitter wirbelten durch die Luft und die Spitze sauste knapp an Simunds Kopf vorbei.

Simund fühlte sich, als wäre er zum zweiten Male gestorben. Erneut hatte er dem Tod ins Auge geblickt, doch im Gegensatz zu damals, als er im unterirdischen See ertrunken war, hatte er es diesmal selbst herausgefordert und war dennoch lebend davongekommen.

Paraxus ließ den Speer zurückfahren. In seiner normalen Form war er nun um einiges kürzer und ihm fehlte die gefährliche Speerspitze. Mit einem wütenden Grunzen schmiss er die Waffe zu Boden.

»Das ändert nichts!« Der König zog sein Schwert. »Ich kann mir etliche mehr machen lassen! Und dich nehme ich auch mit einer einfachen Klinge auseinander!«

Simund atmete einmal tief ein und aus. Der König hatte recht, es war noch lange nicht vorbei und er war noch immer ein gefährlicher Gegner. Eigentlich, so dachte Simund, begann jetzt der richtige Kampf. Keine Tricks, keine Überraschungen, Schild an Schild, Klinge gegen Keule. Dies war sein erstes, richtiges Duell und wenn er nicht aufpasste, würde schnell alles vorbei sein.

»Sehr wohl«, sprach Simund und machte den ersten Schritt nach vorne.

Paraxus schnaubte verächtlich und tat es ihm gleich. Sobald sie nahe genug waren, krachten ihre Waffen auf die Schilde des anderen. Simund spürte den Hieb von Paraxus' kräftigem Arm bis in die Schulter hinein und zahlte es dem König sogleich mit seiner Keule heim. Schlag um Schlag tauschten sie aus, wehrten sie ab und suchten dabei beständig nach dieser einen, entscheidenden Lücke, nach der einen Blöße, die es ihnen erlaubte, diesen Kampf mit einem Treffer zu beenden.

Sie tanzten um die Abwehr ihres Gegners herum, versuchten, ihm in die Seiten zu fallen, über die Schildkante zu schlagen oder eine plötzliche Öffnung auszunutzen. Doch auf beiden Seiten hielt die Verteidigung wie ein Bollwerk. Simund musste feststellen, dass Paraxus ihn als Gegner ernst nahm. Die Überheblichkeit war verschwunden. Der König war zuallererst darauf bedacht, sich selbst zu schützen. Zweifelsohne musste ihm das Loch im Schild den nötigen Respekt eingeflößt haben.

Als Kind hatte Simund das Training mit Schild und Schwert gehasst. Auch als er mit Cherus persönlich übte, als ganz kleiner Bub, waren ihm die Schläge zuwider, die Anstrengung, das Hinfallen, das Aufstehen, das ganze Kämpfen ging ihm bald gegen den Strich. Doch nun konnte er sich glücklich schätzen, dass ihm die Bewegungen in Fleisch und Blut übergegangen waren. Und dass dieses Wissen noch immer abrufbar war. Nur dadurch konnte er diesen Tanz wagen, bei jedem seiner Angriffe gleichzeitig den Schild in die richtige Position zu bringen, so dass sich seinem Kontrahenten keine Angriffsfläche bot.

Langsam bemerkte Simund, wie ihm die Kraft zu schwinden

drohte. Auch wenn die Wunden nicht tödlich waren, so bluteten sie doch unentwegt den ganzen Kampf hindurch. Paraxus hingegen sah nicht so aus, als würde er bald schlappmachen. Simund wurde klar, dass er den Kampf bald beenden musste.

Das Loch!

Paraxus' Schild war seiner Keule nicht gewachsen. Und tatsächlich stellte es ein wesentlich leichteres Ziel dar als alles, was der König dahinter zu schützen versuchte. Geschicklichkeit war hier nicht gefragt; Simund konzentrierte sich für den nächsten Schlag ganz auf Paraxus' Schild. Mit ganzer Kraft donnerte der Prügel auf ihn, durchbrach den Metallmantel und das Holz dahinter. Nicht nur das, der Keulenkopf blieb stecken. Der König hielt noch immer am Schild fest, wodurch Simund ihn mit einem Ruck beinahe umwerfen konnte.

Diese Chance sollte nicht ungenutzt bleiben. Simund holte erneut aus. Diesmal präsentierte sich der König wesentlich ungeschützter. Paraxus schaffte es dennoch, den Hieb erneut abzuwehren, nur löste sich die gesamte obere Hälfte des Schildes.

Paraxus stolperte davon. Als er sich wieder zu ihm umdrehte, schaute er mit vor Überraschung geweiteten Augen auf seinen Arm hinab und auf das übriggebliebene Stück Holz.

»Mir fällt gerade ein«, sagte Simund, »dass diese Keule noch keinen Namen von mir bekommen hat. Wie wäre es mit Schildbrecher?«

Der König lachte und ließ das halbe Schild fallen. Der Mut war Paraxus also nicht erloschen. Mit dem Schwert in beiden Händen und einem Kampfschrei auf den Lippen kam der König

auf ihn zugerannt.

Simund wehrte den Angriff ab. Ein mächtiger Schlag, der König hatte seine ganze Kraft hineingelegt, doch Simunds zwergengeschmiedeter Schild hielt ihm stand. Der Gegenschlag erfolgte sofort, diesmal auf den gepanzerten Oberkörper von Paraxus. Der Treffer ließ ihn ächzen und nach hinten fallen, während sein Schwert ihm aus der Hand glitt.

Der König wollte sich aufrappeln, da stand sein Gegner bereits über ihm. Mit zornigen Augen starrte er Simund an.

»Was ist?!«

Simund zögerte. Die Keule war erhoben, bereit, ihm den Schädel einzuschlagen.

»Das ist ein Kampf auf Leben und Tod!«

Das waren die Duelle von Cherus auch gewesen. Wie es bei den Merowa schon immer Brauch war. Das Leben eines Recken gegen das Leben von Hunderten. Und hier war es nicht anders.

Simunds Gegner war ihm schutzlos ausgeliefert, wehrte sich nicht mal mehr, sondern erwartete nur den todbringenden Schlag.

Doch Simund senkte die Waffe. »So war das nicht ausgemacht. Ihr verlasst die Stadt und kommt nie wieder. Das war es, was wir vor dem Duell abgesprochen hatten. Der Kampf ist beendet und ich werde keinen Wehrlosen niederstrecken.«

»Du verdammter ...«, grollte Paraxus.

»Ich halte mein Wort. Ihr verlasst die Stadt. Wer Euch treu ergeben ist, kann Euch gerne begleiten. Und ich garantiere Euch, dass Ihr die Stadt verlassen könnt, ohne dass Euch die Flotte von Akleion behelligen wird.«

Simund steckte die Keule weg und reichte dem König die Hand. Mit zusammengebissenen Zähnen starrte der König darauf. Sein

Blick wanderte sogar unverhohlen zu dem Schwert, welches einige Armeslängen von ihm entfernt lag. Dann schüttelte Paraxus den Kopf und stand selbst auf.

»Ich werde meine Stadt so einfach nicht aufgeben«, sagte Paraxus. »Ich komme wieder, Sohn des Cherus. Wer mir noch immer treu ergeben ist, wer mir trotz allem noch immer folgen will, der kommt mit in den Hafen!«

Für einen Moment herrschte auf dem Platz Stille. Simund tat der König beinahe leid. Doch dann lösten sich ein paar der Soldaten aus der Menge und einige der Edelleute traten zu ihm. Eine Handvoll Getreuer kam da zusammen. Paraxus nickte ihnen zu, dann wandte der ehemalige König sich noch mal zu Simund. Auch wenn da noch immer der Zorn in seinen Augen brannte, so glaubte Simund doch auch so etwas wie Respekt in ihnen sehen zu können.

Gemeinsam machten sie sich zum Hafen auf. Während eine Wolke aus Trauer und Verdruss unzweifelhaft über ihnen schwebte, traten sie diesen Gang dennoch mit Würde und aufrechter Haltung an. Simund hatte einige wütende Ausrufe aus dem Volk erwartet, dass sie ihn und sein Gefolge beschimpften oder gar attackierten. Stattdessen war es ihnen erlaubt, in Ehre von der Stadt zu scheiden.

Während Simund ihnen hinterherschautete, machte sich plötzlich der Blutverlust bemerkbar. Ihm wurde dunkel vor Augen, er musste sich auf den Boden setzen.

»Simund!« Hedda kam auf ihn zugerannt und hockte sich neben ihn. »Wo bist du verletzt? Du hast viel Blut verloren. Ziehe dein Hemd aus. Ihr! Habt ihr irgendwo Verbandszeug? Ihr müsst doch irgendwo was zum Verbinden haben!«

»Hedda«, sprach Simund. »Ich habe es geschafft.«

»Ja, Simund, das war großartig! Aber erst einmal müssen wir uns um deine Verletzungen kümmern.«

Einer der Edelmänner war herangetreten. In seinen Armen hielt er mehrere Tücher. »Von einem der Bürger. Einige hier sind Euch beiden großen Dank schuldig. Andere, mich eingenommen, fürchten darum, was aus dieser Stadt wird.« Der Edelmann beugte sich zu Simund runter und gemeinsam mit Hedda begann er, Simunds Wunden zu verbinden.

»Wovon sprecht Ihr?«

»Viele in der Stadt machen sich Sorgen darum, wie sich das Heer von Akleion verhalten wird. Nehmt das Orakel ruhig mit Euch, es soll Euch gehören. Und zieht dann bitte ab. Ich weiß nicht, in welcher Beziehung Ihr zu dem Rat von Akleion steht, aber vermittelt ihm bitte, dass wir keinen Krieg mehr wünschen.«

»Ihr fürchtet darum, dass die Truppen von Akleion die Stadt besetzen könnten«, stellte Hedda fest. »Dass sie die Stadt plündern oder gar zerstören könnten.«

»Viele von uns fürchten einfach nur um ihre Töchter und Söhne.«

Simund fasste den Edelmann am Unterarm. »Piasus wird Daedlus die Bedingungen unseres Duells genau so übermittelt haben, wie ich und Paraxus es vereinbart hatten. Ihr habt mein Wort, dass der Stadt nichts geschehen wird.«

»Du hättest ihn umbringen sollen«, sagte plötzlich eine Stimme. Es war derselbe Zwerg, der vorhin vom Dach aus zu Simund gesprochen hatte. Er war mit Barutz an der Seite aufgetaucht und blickte dem König und seinem Gefolge hinterher.

»Nun hast du einen Feind fürs Leben. Das war nicht klug. Ihr

habt ja alle gehört, was Paraxus gesagt hat. Er wird von dieser Stadt nicht ablassen und wieder versuchen, sie an sich zu reißen. Und ich kann dir versichern, dass er alles tun wird, um furchtbare Rache zu üben.«

»Also, da wären wir«, sagte Barutz. »Darf ich vorstellen: Tiuz, der Ringschmied und Anlass für das hier alles.«

Kapitel 61, Simund

Schließlich nahmen sie Tiuz und das Orakel mit sich zum Hafen. Die Stadtbewohner folgten ihnen mit gebührendem Abstand und ohne ein Wort zu sagen. Als könnten sie es nicht glauben, dass sie gerade erst von Paraxus' Tyrannei befreit worden waren und ihre Retter sich jetzt schon davonmachen sollten.

Am Hafen wurden sie von einer verwirrten Gruppe von Soldaten aufgehalten. Zweifellos loyale Männer, welche nicht verstanden hatten, was geschehen war. Der Edelmann, der gerade noch Simund verbunden hatte, erklärte ihnen die Situation. Tatsächlich hatten die Soldaten geholfen, ein Boot für ihren König und sein Gefolge fertigzumachen, wagten es allerdings nicht, Widerworte zu sprechen oder Fragen zu stellen. Auf Geheiß des Edelmanns wurde auch ihnen ein Boot bereitgestellt, welches sie zurück zur Flotte von Akleion bringen sollte.

Das Orakel nahm das alles wortlos hin. Sie hatte nicht einmal eine Träne vergossen, von ihren Ketten befreit worden zu sein und endlich wieder zurück in ihre Heimat zu können. Sie ging einfach nur zwischen ihnen, den Blick immerzu auf den Goldsee gerichtet. Vielleicht gab es für sie keinen Grund zur Freude, weil sie wusste, was geschehen würde. Paraxus sollten sie noch einmal wiedersehen. Der ehemalige König stand auf seinem Boot in einer würdevollen Haltung, als es zwischen den Schiffen zum Goldsee hinausfuhr. Er schaute nicht zurück, nur auf den See hinaus. Nach und nach wurde das Boot kleiner, bis es in der Nacht verschwand. Während Simund die Leiter zum Schiff hinaufstieg, bejubelt von den Truppen von Akleion, die seinen Namen priesen und

sich über die Rückkehr des Orakels freuten, spürte er, dass er Rast brauchte.

Simund schlief lange und fest. Es war bereits Nachmittag, als er wieder im Schiffsinneren aufwachte und eine glückliche wie auch besorgt dreinblickende Melinde vorfand. »Kannst du aufstehen? Wie steht es um deine Verletzungen? Oder soll ich gehen und dich in Ruhe lassen?«

Simund richtete sich im Bett auf und verschiedene Stellen am Körper machten sich peinvoll bemerkbar. Wahrscheinlich würde er sich für eine Weile nur eingeschränkt bewegen können.

Aber es ging, die Schmerzen hielten sich in Grenzen.

»Ich kann aufstehen«, antwortete er. »Worum geht es?«

»Der Zwerg, Tiuz. Er will uns verraten, was Hartrieds Geheimnis ist.«

Hartried!

Das eigentliche Ziel seiner Reise hatte Simund bei all diesen Strapazen und Kämpfen fast vergessen. Aber jetzt würden sie endlich erfahren, was die Schwachstelle des Königs von Merowa war, dieses Sippenschlächters. Simund ließ sich von seinen Wunden nicht weiter beirren, zog sich so schnell wie möglich an und verrichtete die morgendlichen Notwendigkeiten, während seine Schwester draußen auf ihn wartete, steckte sich seine treue Keule zwischen Gürtel und Hose und ging mit Melinde in die Kabine von Daedlus.

Hedda, Rodried und Piasus befanden sich bereits bei Daedlus, ebenso Barutz, Tiuz und das Orakel. Sie saß abseits und wirkte so gedankenverloren, wie Simund sie bisher kennengelernt hatte. Nachdem sie das Orakel zum Schiff gebracht hatten, durfte Simund ihren richtigen Namen

erfahren: Hastia. Eigentlich ein einfaches Bauernmädchen, das eines Tages von heftigen Visionen heimgesucht wurde. Und seitdem war sie als das Orakel bekannt. Daedlus unterhielt sich gerade mit Piasus, während Tiuz und Barutz miteinander tuschelten. Als die beiden Zwerge die Geschwister bemerkten, beendeten sie ihr Gespräch und kamen auf sie zu.

»Ich habe mich noch nicht bedankt«, sagte Tiuz und reichte ihm die Hand. »Meine Eltern werden euch bestimmt keinen freundlichen Empfang bereitet haben, nehme ich an.«

»Sie mussten sich zuerst um ihre eigene Sicherheit kümmern«, entgegnete Simund und geleitete Melinde zu einem Platz.

»Außerdem muss ich mich ebenfalls bedanken. Ohne den Tipp hätte ich gegen Paraxus wahrscheinlich verloren. Nur schade um den Speer. Das war ein richtiges Wunderwerk.«

Tiuz winkte ab. »Ein nutzloses Ding, das zeigte sich schon daran, wie einfach es zu zerstören war. Ich hatte den König auf diese Schwäche aufmerksam gemacht, ihm erklärt, dass kein Metall aus dem Nichts zaubern konnte. Doch er interessierte sich nur dafür, wie lang ich es machen konnte.«

Simund wurde herzlichst von Hedda und Rodried begrüßt, während Daedlus und Piasus ihm die Hand gaben und ihren Dank aussprachen. Er fühlte sich etwas peinlich berührt von all dem Lob, musste sich allerdings eingestehen, dass es ihm auch gefiel.

»Wie geht es eigentlich deinen Verletzungen?«, fragte Daedlus. »Eigentlich solltest du dich schonen, dann heilen die Wunden besser. Auch ein paar einfache Schnittwunden sollte man nicht unterschätzen. Wenn wir wieder an Land sind, schicke ich dir meinen Leibarzt. Ihr begleitet uns

doch nach Akleion, oder?»

Simund schaute in die Runde und las keine Ablehnung in den Gesichtern seiner Freunde.

»Wieso nicht«, antwortete er. »Wenn wir schon hier unten sind. Aber ich schätze, die beiden Zwerge wollen so bald wie möglich wieder in ihre Heimat, um ihren Auftrag auszuführen.«

Barutz setzte zu einer Antwort an, da unterbrach ihn Tiuz:

»Na, da komme ich mit.«

»Aber der Auftrag ...«, beanstandete Barutz.

»Die wollen doch einen Krieg gegen Hartried führen, oder nicht? Mit dem habe ich noch eine Rechnung zu begleichen. Nicht nur wegen des Schatzes, den er uns gestohlen hat. Es geht hier auch um meinen Bruder! Wenn die Menschen hier bald gegen Hartried kämpfen, dann will ich dabei sein.«

»Nein! Und bitte versteht mich nicht falsch«, sagte Barutz an alle anderen gewandt, »aber wenn du bei dieser Unternehmung ebenfalls stirbst, dann habe ich versagt und mich an dem heiligen Wort versündigt. Deine Eltern und ich haben einen Vertrag geschlossen.«

Tiuz verschränkte die Arme. »Dann musst du halt darauf achten, dass ich überlebe.«

»Ich bin kein Leibwächter.«

»Du hast diese Menschen doch so gut durch die Unterwelt geführt. Ich glaube, du hast ein Händchen dafür. Es wird nur für eine kurze Zeit sein, vielleicht ein paar Jahre. Die Menschen führen nicht so lange Krieg und bald kannst du dich wieder auf das Abklopfen und Schlösserknacken konzentrieren.«

Barutz murmelte etwas vor sich hin, musste aber einsehen,

dass er Tiuz nichts vorschreiben konnte.

»Ich weiß, weshalb wir hier sind«, begann dann Tiuz. »Ihr wollt wissen, was das Geheimnis von Hartried ist.«

Und nun schauten alle gebannt zu Tiuz und schwiegen.

»Es sollte eigentlich ein Wittum sein. Ich und mein Bruder, wir verbrachten Jahre damit, diesen besonderen Ring zu schmieden, welcher den Eltern unserer erwählten zukünftigen Braut geschenkt werden sollte. Derthul war der Name meines Bruders und an den Namen unserer Auserwählten möchte ich nicht mal mehr denken, denn sie muss schon längst an jemanden anderen verheiratet worden sein. Wie dem auch sei, dieser Ring sollte unser Meisterstück werden. Unscheinbar und doch mit einer besonderen Kraft ausgestattet.«

»Ihr liebt es«, sagte Piasus, »uns auf die Folter zu spannen.«

Ein schmales Lächeln zog über Tiuz' Gesicht. »Und diesen Ring hat nun Hartried in seinem Besitz. Die Geschichte davon, wie er überhaupt vom Ring erfuhr, ist lang und mühselig, aber im Moment seid ihr eh nur daran interessiert, welche Kraft er innehat.«

»Man sagt«, mischte sich Rodried ein, »dass nichts Hartried Schaden zufügen kann. Keine Klinge kann seinen Körper verletzen. Manche halten das für eine göttliche Gabe. Aber eigentlich ist es die Magie des Rings, nicht wahr?«

Tiuz nickte. »Ich sehe, der König weiß unseren Ring einzusetzen. Hoffentlich schätzt er ihn wert. Ich und Derthul, wir wollten einen Ring schmieden, der seinen Träger fast unbesiegbar macht. Wir Zwerge sind die besten Rüstungsschmiede, doch selbst unsere mächtigen Panzer sind nicht allen Angriffen gewachsen, besonders nicht anderen

Zwergenwaffen.«

»Wir kommen noch zum Punkt?«, fragte Piasus ungeduldig. Auch Simund hielt es langsam nicht mehr aus, verbot sich jedoch jedweden Kommentar.

»Nach Jahren mühevoller Arbeit vollendeten wir endlich den Ring der Unverwundbarkeit, so wollten wir ihn nennen. Sein Träger ist immun gegen alle Waffen, nahmen sie nun im Schmiedeofen ihre Form an oder seien sie natürlich gewachsen, wie die Zähne und Krallen eines Tieres. Das Entscheidende ist dabei das Material, aus dem die Waffe gefertigt wurde, und nicht die Waffe selbst. Der Ring macht den Träger immun gegen die Schärfe jedes Metalls, gegen den dumpfen Schlag des Steins, gegen primitives Werkzeug aus Knochen, gegen Krallen, Hörner oder die Zähne eines wilden Tieres. Doch um diesen Zauber wirken zu können, mussten wir ein Element auslassen. Ein Element, von dem wir dachten, dass es im Reich der Zwerge nur selten aufzufinden war und genauso selten für den Kampf eingesetzt wurde. Ich spreche von Holz. Der Ring macht seinen Träger nicht immun gegen Holz.«

Während manche staunten, die Stirn runzelten oder ungläubig blickten, schaute Simund seinen Gürtel hinunter. In diesem Moment kam ihm die Reise in die Unterwelt wie ein Segen vor, denn an diesem Ort war ihm die Keule von Cherus überreicht worden, die Waffe, die er nun Schildbrecher zu nennen gedachte. Eine simple Waffe aus Holz und dennoch stark genug, einen Gegner wie Paraxus zu bezwingen. Simund nahm die Keule vom Gürtel und legte sie sich auf den Schoß. »Richtig«, sagte Tiuz. »Dagegen wird ihn sein Ring nicht schützen. Wie ich sehe, bist du entsprechend ausgerüstet.

Die Keule hat dir bereits gute Dienste geleistet. Ich wette, Hartried wird sie in die Flucht treiben.«

»Wenn er sich noch an sie erinnert«, sagte Simund, der erst langsam die Tragweite seines Fundes zu begreifen glaubte.

»Sie gehörte unserem gemeinsamen Vater.«

»Eine Frage«, mischte sich Piasus ein. »Wieso nicht etwas wie Stroh? Ich meine, das Konzept einer Waffe aus Holz scheint euch bekannt zu sein. Wieso denn nicht etwas, was nie jemand in einem Kampf einsetzt?«

»Ein Ring, der gegen alle Elemente auf der Welt schützt, würde unsere Fähigkeiten bei weitem übersteigen. Nein, wir mussten den Zauber auf Waffen und Werkzeuge begrenzen, was ja auch nahe liegt, und dann ein häufiges Element als Schwäche auswählen, um es wieder etwas auszugleichen.«

Piasus kratzte sich am Kopf. »Ich weiß nicht, ob ich diese Logik verstehen kann. Wenn da überhaupt eine ist.«

»Das soll nicht von Belang sein«, erwiderte Daedlus. »Wir wissen nun, was seine Schwachstelle ist. Wenn es sein muss, rüste ich jeden unserer Soldaten mit hölzernen Speeren aus.«

»Nicht nötig«, sagte Simund. »Ich nehme mich seiner an.«

Kapitel 62, Paraxus

Lag es am See? An diesem stillen, in Dunkelheit gehüllten Gewässer? Er hätte wütend sein müssen, zürnen, bis das Wasser um ihn herum brodelte. Doch als sie langsam auf den See hinaus ruderten, seine Stadt in weite Ferne rückte und sich vor seinen Augen nichts weiter erstreckte als die Nacht und das dunkle Blau des Goldsees, da machte sich langsam Resignation bei ihm breit. Tyon war ihm wohl für immer verloren. Er würde nie wieder König irgendeiner Stadt sein. Die wenigen Treuen, die mit ihm diese Reise ins Ungewisse angetreten hatten, mieden seinen Blick. Paraxus wusste selbst nicht, ob er sich noch im Spiegel in die Augen blicken konnte. Was dachten diese Männer nun von ihm? Was glaubten sie, wohin er sie führen könnte? Hielten sie ihn überhaupt noch für einen König? Wieso sonst waren sie mit ihm gekommen?

Ja, wo könnten sie denn hin? Paraxus war ein Verstoßener, deswegen war er überhaupt in die Kolonien am Goldsee gekommen. Er konnte nicht zurück in seine Heimat und woanders würde sein Name nichts bedeuten. Vielleicht sollten sie Banditen werden. Ja, wieso nicht? Wenn er noch immer etwas besaß, dann war es sein starker Arm. Er könnte sich an der Welt, den Menschen und dem Schicksal rächen, das ihm so übel mitgespielt hatte. Die Idee erschien ihm gar nicht so schlecht. Wieso sich nicht in die Wildnis begeben, die Straßen im Auge behalten und nichtsahnende Reisende überfallen? Vor ihm saßen ein paar mutige Männer, mit denen er so manche Schlacht geschlagen hatte. Sie hatten Blut gesehen und würden gewiss nicht zögern, weiteres zu vergießen. Mit der Zeit würden sie mehr vom Weg Abgekommene

um sich scharen und mehr Reichtümer anhäufen. Dann würde er eben König der dunklen Wälder von Merowa werden!

Paraxus seufzte und gab diesen Einfall sogleich auf. Er hatte genug, fühlte sich müde und alt. Er besaß nicht mehr die Kraft dazu, die Welt und die Götter zu hassen, verspürte nicht mehr die Leidenschaft, sich mit Gewalt zu nehmen, wonach ihm verlangte.

Vielleicht lag es ja wirklich an dem See. Was auch immer in Tyon oder in irgendeiner anderen Stadt am Goldsee geschehen würde, dieses Gewässer kümmerte es nicht. Sterbliche Händel waren dem See und seinen unergründlichen Tiefen egal. Die Städte an seiner Küste könnten vergehen und wiederauferstehen, Tyon selbst könnte von den Truppen aus Akleion in Schutt und Asche gelegt werden. Das Wasser bliebe davon unangetastet.

Was war nur mit ihm los? Solche melancholischen Gedanken hatte er sonst nicht. Es lag wohl daran, dass er diesen Abend nüchtern war. Zwar hatte er vor der Ankunft dieses Simunds und seiner Begleiter - wie jeden Abend - getrunken, doch fühlte er von der berausenden Wirkung mittlerweile nichts mehr. Paraxus blickte ins Wasser und damit in sein Antlitz, welches ihm verbraucht und traurig vorkam. Er könnte sich auch einfach in die Tiefen stürzen. Seine Rüstung half ihm bestimmt dabei, zu ertrinken. Damit würde er seine Männer von ihrer leidigen Loyalität losbinden und er könnte einen Tod finden, den er sich selbst erwählt hatte. Schließlich hätte er schon im Duell sterben sollen, aber dieser Simund hatte ihm das Leben geschenkt. Nun war es an ihm, dieses Leben so zu gestalten, wie Paraxus es für richtig hielt. Und da es nichts mehr für ihn zu gewinnen

gab, schien ihm ein angemessener Tod die richtige Wahl zu sein. Das Wasser sah geradezu verlockend aus. Sein Körper neigte sich bereits über das Boot, bereit, hinabzugleiten und es damit zu beenden ...

Ein Schrei riss Paraxus aus seiner Träumerei. Er drehte sich zu seinen Männern. Hände griffen aus dem Wasser heraus und hielten sie fest. Wer sich noch bewegen konnte, der hieb mit den Paddeln nach ihnen oder griff zu einer Waffe. Doch die Hände ließen nicht von ihnen ab, sie packten einen nach dem anderen. Als Paraxus bemerkte, wie die Glieder aus dem Wasser weißlich schimmerten und weder Klinge noch Paddel bei ihnen Blut vergossen, realisierte er, dass es sich um Knochen handelte.

Schließlich stiegen die Skelette vollständig aus dem Wasser. Sie machten keine Anstalten, die Bootsbesatzung in den See zu ziehen, sondern hielten sie nur fest.

Paraxus war indessen so weit wie möglich von ihnen weggerutscht. Seine Hand glitt zu seinem Schwert, doch wagte er sich nicht vor. War sein Kampfgeist nun vollständig gebrochen oder war es dieser entsetzliche Feind, der ihn zögern ließ?

Eine weitere Gestalt stieg aus dem See und auf das Boot. Ihr dunkler Umhang war durchtränkt vom Wasser. Sie setzte sich zwischen Paraxus und sein Gefolge. Als sie die Kapuze abstreifte, kam darunter ein verfaultes Gesicht zum Vorschein, die Fratze eines Toten. Die Haut war an mehreren Stellen bereits abgefallen und gab den Blick auf den blanken Knochen frei. In den Augen jedoch, mit denen die Gestalt Paraxus und sein Gefolge musterte, steckte noch immer Leben. Mit einer kratzigen Stimme sprach sie: »Die Herrin grüßt

Euch, König von Tyon. Vielleicht mögt Ihr sie nicht kennen, geschweige denn anbeten, doch Shaura glaubt, dass Ihr einen wertvollen Dienst für sie verrichten könntet.«

»Sh-shaura?«, stammelte Paraxus.

»Die Herrin der Pforten ins Reich der Toten. Gemahlin des Totengottes, den ihr anzubeten pflegt. Ich bin ihr Bote, Hemanther. Ihr habt bestimmt davon gehört, wie das Volk des Nordens von den Nekromanten sprach, richtig?«

Paraxus nickte.

»Unsere Herrin Shaura war es, die den Nekromanten ihre Macht gab. Die Macht, die Jahrhunderte zu überdauern, steckt in unserem unsterblichen Fleisch. Die Macht, über die Toten selbst zu gebieten, in den Stäben der Nekromanten. Die Cheruskinder sind im Besitz eines dieser Stäbe. Das entspricht nicht Shauras Willen.«

Was habe ich damit zu tun?, fragte er sich, konnte diese Worte jedoch nicht über die Lippen bringen.

»König ... nein, ehemaliger König von Tyon. Wir haben einen gemeinsamen Feind. Die Herrin Shaura wäre sehr erfreut darüber, wenn wir ein Bündnis schmieden könnten.«

Dann bildete sich eine zerfressene Grimasse im Gesicht des Toten, welche wohl ein Lächeln darstellen sollte. »Wenn Euch das gelänge, helfen wir Euch, das wiederzuerlangen, was Ihr gerade verloren habt. Vielleicht helfen wir Euch sogar, alle Städte am Goldsee zu erobern. Wie wäre es mit einer Armee, die nicht sterben kann?«

Kapitel 63, Sartur

Der junge Fürst von Krähenwut verspätete sich wohl. Vielleicht hatte er sich im Wald verlaufen oder wurde gar von wilden Tieren gerissen. Vielleicht fiel der Fürst noch viel schlimmeren Kreaturen zum Opfer. Sartur kamen sogleich mehrere Geister und Ungeheuer in den Sinn, welche sich in den Schatten des Waldes verstecken konnten. Er kannte einige und war sich daher der Gefahren bewusst. Vielleicht hätte Sartur den Fürsten aufsuchen und ihn in der Nähe seines Hofes treffen sollen. Doch er wollte im Wald sein, wenn die Geister eintreffen sollten, um die wichtige Kunde zu bringen. Nicht alle Geister hielten sich gerne in der Nähe von Ansiedlungen auf, was er ihnen nicht übelnahm. Selbst Sartur fühlte sich mittlerweile in den Wäldern heimischer als hinter Palisaden und Mauern.

Der Wolf mit dem Menschengesicht hob seinen Kopf und schaute in den Wald hinein. Sie hatten sich eine Lichtung mit einem markanten Felsen als Treffpunkt ausgesucht. Eigentlich, so erinnerte sich Sartur, hatte der Fürst diesen Ort ausgewählt.

»Hast du etwas gehört?«, fragte Sartur in der Sprache dieser Wesen.

»Ein Menschlein bahnt sich seinen Weg durch das Unterholz. Es könnte unser Fürst sein. Soll ich mich davonmachen oder glaubst du, der Fürst wird meinem Anblick standhalten?«

»Es wäre besser, du begibst dich in den Wald hinein.«

»Natürlich.«

Und damit trottete der Wolf davon. Sartur musste wieder einmal feststellen, wie glücklich er sich schätzen konnte, diesen Gefährten an seiner Seite zu haben. Manch ein Geist

würde diese Aufforderung als eine Beleidigung auffassen und möglicherweise gewalttätig werden. Andere würden vielleicht in der Nähe bleiben, das Treffen belauschen und dann später dem Fürsten nachstellen. Mit etwas Glück endete das nur in einem gemeinen Scherz. Mit etwas Pech wäre dieser Wald die Totenstätte des Fürsten. Aber der Wolf zeigte sich immer einsichtig und verstand die Menschen nur zu gut.

Schließlich kam der Fürst von Krähenwut aus dem Gehölz geritten und stieg sofort ab. Er wirkte aufgewühlt, leicht außer Atem. Schnurstracks kam er auf Sartur zu und blieb wenige Schritte vor ihm stehen.

»Ist Euch etwas zugestoßen, Fürst Wardrun?«, fragte Sartur.

»Mir nicht«, sagte der Fürst von Krähenwut. »Ich wollte gerade hierher aufbrechen, da überbrachte man mir die Kunde: Der Fürst von Spatzensturz wurde getötet. Von Hartried selbst.«

Sartur hob die Augenbrauen. Das war eine Entwicklung, die er tatsächlich nicht vorausgesehen hatte. Doch wieso sollte der König so etwas tun?

»Und wisst Ihr auch den Grund?«

»Jedem, der sich ebenfalls auf dem Thing befand, wird der Grund sofort ersichtlich sein. Die beiden jüngsten Kinder von Cherus, Simund und Melinde, sind noch am Leben. Und der Fürst von Spatzensturz hatte sie bei sich aufgenommen. Ihr werdet Euch sicher denken können, wie es zum Streit zwischen den beiden kam.«

Tatsächlich stand Sartur für einen Moment wie vom Blitz getroffen da. Er hatte das Geschwisterpaar, wie jeder andere auch, für tot gehalten. Doch jetzt ergab Darlaugs Tod einen Sinn.

»Und die Kinder?«, fragte Sartur, nachdem er seine Gedanken geordnet hatte.

»Nicht am Fürstenhof. Es ist jedoch vorstellbar, dass Hartried dank des Diadems herausgefunden hatte, wo sie sich befinden könnten.«

»Ja, möglicherweise weiß er es bereits. Und wie verhalten sich die anderen Fürsten?«

»Schon beim Thing diskutierten sie hinter Hartrieds Rücken darüber, was das für den König bedeuten könnte. Manche würden Simund unterstützen, wenn er Anspruch auf den Thron erheben würde. Anderen ist der Anspruch egal, aber sie würden sich auf seine Seite schlagen, nur um gegen Hartried aufbegehren zu können. Doch viele stehen noch immer zum König.«

»Und Ihr?«, fragte Sartur.

»Ihr wisst, was ich von Hartried halte«, blaffte Wardrun.

»Aber ich bin umzingelt von seinen Unterstützern. Am liebsten würde ich mich neutral verhalten, aber das käme beiden Seiten wie Verrat vor. Doch noch haben wir Zeit. Der Winter steht an und kein Heer wird in Eiseskälte aufmarschieren. Die Fürsten werden diese Zeit nutzen, sich zu wappnen und darauf zu warten, was die anderen Fürsten unternehmen werden.«

»Das sind in der Tat Neuigkeiten, über die ich noch gründlich nachdenken muss. Aber weswegen wir eigentlich hier sind ...«

»Gunlaug?«, fragte Wardrun und nickte. »Es ist so gekommen, wie Ihr gesagt habt. Er wird in den Osten reisen. Die Saat, die Ihr in ihm gepflanzt habt, ist aufgegangen und seine Reiselust hat ihn ergriffen. Wir haben es geschafft, Gunlaug

und Hartried zu trennen.«

»Und damit verliert Hartried einen seiner wertvollsten Verbündeten. Er wird es schwer haben, die Fürsten von sich zu überzeugen, wenn Gunlaug sich nicht an seiner Seite befindet. Sehr gut.«

»Und das kam auch zur rechten Zeit. Hartried hat dem Thing vorgeschlagen, dass sein Sohn der nächste König werden soll. Gartmund soll die Königswürde erben, während den Fürsten das Recht genommen wird, sich ihren König selbst zu wählen.«

Sartur lachte auf. »Ach, das war nur eine Frage der Zeit! Wie haben die Fürsten reagiert?«

»Eher ablehnend. Jedoch war Hartried klug genug, ihnen eine Bedenkzeit zu geben. Zuerst soll die Gefahr durch die Orks gebannt werden. Wo wir von diesen Orks sprechen, wisst Ihr bereits mehr?«

Sartur wollte gerade den Kopf schütteln, da landeten ein paar Vögel auf dem Felsen. Es handelte sich um schlanke, anmutige Schwalben mit blauem Gefieder. Sartur streckte die Hand nach ihnen aus und einer der Vögel hüpfte auf seinen Unterarm.

»Sie werden bald in den Süden fliegen«, sagte Sartur. »Doch davor haben sie uns noch etwas Wichtiges zu sagen.«

Für Wardrun mochte die Schwalbe wie ein gewöhnlicher Vogel aussehen, Sartur jedoch erkannte ihre wahre Natur. Was für Wardrun sich nur wie gewöhnliches Gezwitscher anhörte, waren für Sartur Worte in der Sprache der Geister und anderer Kreaturen des Waldes.

»Wie ich befürchtet hatte«, sagte Sartur und ließ den Vogel von dannen ziehen. »Die Orks werden bereits nächstes Jahr ihren Angriff starten. Sie versammeln sich vor dem

Drachenwirbel, jedoch sieht es nicht so aus, als würden sie während des Winters durch das Gebirge ziehen wollen. Es wäre jedoch sehr gut denkbar, dass sie im Frühling oder Sommer einen der vielen Pässe durch den Wirbel nehmen werden. Vielleicht senden sie bereits Späher aus und prüfen die Wege.«

»Also nächstes Jahr schon, während sich dieses Land selbst in einem Krieg zu zerreißen droht. Wollt Ihr noch immer Hartried umbringen, jetzt, da der Feind vor der Tür steht? Oder wäre es nicht besser, Hartried am Leben zu lassen? Wir wissen sowieso noch immer nicht, ob er tatsächlich unverwundbar ist oder was seine Schwachstelle sein könnte.« Sartur sah den jungen Fürsten eine Weile an. Es wäre sehr einfach gewesen, seine Kräfte einzusetzen und ihn dazu zu zwingen, seinem Willen zu folgen. Doch Sartur mochte Wardrun und wollte ihm vertrauen.

»Diese Bedenken sind gerechtfertigt. In der Tat, sollten sich die Fürsten bekriegen, so werden die Orks ein leichtes Spiel haben. Doch würde Hartried aus diesem Krieg siegreich hervorgehen, dann würde das seine Machtposition nur festigen. Wir müssen tun, was für dieses Land das Beste ist. Es gibt ein Problem, um welches wir uns jetzt kümmern könnten, ohne dass dabei das Land und sein Volk in Gefahr geraten würden. Dieser Simund und seine Schwester ...«

»Ich verstehe. Die Geschwister bringen das Machtgefüge durcheinander. Ohne sie würden sich die Fürsten wieder hinter Hartried stellen und wir hätten eine bessere Chance gegen die Orks. Es ist gut zu wissen, dass Ihr das Wohl dieses Landes über alles andere stellt und Ihr nicht nur nach Rache trachtet.«

»Rache?«, fragte Sartur. »Nein, das sollte doch Euer Metier sein, Sohn des Doderried.«

Es war kein Geheimnis, dass Wardrun der Sohn von Doderried war. Für manche Fürsten hat er einen größeren Anspruch auf die Königswürde von Merow als all die anderen Cheruskinder. Denn Doderried war es, den Cherus damals, kurz bevor er für immer verschwand, als neuen König vorgeschlagen hatte und der dann von den Fürsten einstimmig zum König gewählt wurde. Und wenn die Nachfolge nun nach der Abstammung ging, wie Hartried es vorschlug, wieso dann nicht Wardrun? Doch Doderried starb durch eine Krankheit und der Machtkampf entbrannte, noch während Wardrun ein kleiner Junge war. Er wurde nur deshalb verschont, weil er Hartried die Treue in einem Alter schwor, als er die Tragweite dieses Schwurs kaum begreifen konnte. Man durfte ihm keinen Vorwurf machen, kampfmüde Verwandte nötigten es ihm ab.

»Gewiss, Ihr strebt nur danach, Cherus' Willen durchzusetzen«, erwiderte Wardrun ungerührt. »Kein Cheruskind darf auf dem Thron der Merowa sitzen. Sonst hätte Cherus einen seiner Söhne vorgeschlagen und nicht einen sterblichen Menschen.«

»Es brauchte eine Weile, bis ich dies begriff, und es wird noch viel länger dauern, bis die Menschen dieses Landes es verstanden haben. Cherus war ein Freund der Menschen und er übergab das zwergengeschmiedete Diadem einem Sterblichen, nicht einem seiner halbgöttlichen Söhne. Dieser Hartried und nun auch Simund, sie beide wissen nicht, dass sie gegen ihren eigenen Vater freveln.«

»Wie Ihr meint. Also, wie sollen wir verfahren? Wer von uns soll sich die Hände schmutzig machen?«

»Niemand von uns beiden. Ich werde jemanden schicken. Fragt besser nicht. Ihr wollt nicht wissen, wer oder was er ist.«

»Wenn Ihr das sagt, dann wird es stimmen. Ich werde wieder zurückgehen, es wird bald Nacht und diesen Wäldern kann man im Dunkeln nicht trauen.«

»Sehr wohl. Lasst mich das ruhig regeln.«

Und so gaben sich Wardrun und Sartur die Hand und der junge Fürst verschwand.

Diese Nacht setzte sich Sartur den Schädel eines Hirsches auf den Kopf und entkleidete sich. Er zündete ein Feuer an, warf das Fleisch von wilden Tieren hinein, welches der Wolf mit dem Menschengesicht für ihn gesammelt hatte. Hinzu kamen bestimmte Wurzeln und Pflanzen und ein paar Tropfen seines eigenen Blutes. Dann galt es, beständig dieselben Verse zu rezitieren und darauf zu achten, dass jede Silbe dieser unmenschlichen Sprache auch richtig ausgesprochen und betont wurde.

Als der Geist mit dem Hirschsädel in seiner Riesengestalt aus dem Unterholz hervortrat, konnte Sartur endlich mit der Beschwörung aufhören, den Schädel abnehmen und sich etwas anziehen. Der Geist baute sich bedrohlich vor ihm auf und versuchte gewiss wieder, ihm nur Angst einzujagen, so wie er es schon damals tat, als Sartur ihn gebeten hatte, Hartried anzugreifen.

»Was willst du nun schon wieder?«, brummte der Geist.

»Keine Sorge«, antwortete Sartur. »Diesmal brauchst du dich nicht zurückzuhalten.«

Der Hirsch rührte zur Zustimmung.

Kapitel 64, Gunlaug

Auf dem Königs-Thing wurde beschlossen, dass Gunlaug noch vor dem Einbruch des Winters abreisen sollte. Für ein paar wenige Reisende waren die Gefahren und Widrigkeiten der kalten Jahreszeit leichter zu bewältigen als für ein ganzes Heer. Außerdem planten sie, sollte alles seinen gewünschten Gang gehen, dass sie bereits im neuen Jahr auf die Hilfe ihrer Verbündeten zählen konnten. Normalerweise würde Gunlaug die Vorstellung wenig zusagen, vor dem Winter in ein fremdes Land zu reisen. Doch gewann die Neugierde Oberhand und ließ ihn alle Bedenken vergessen.

Was die Situation in Merow anbelangte, kam die Reise zu einem denkbar schlechten Zeitpunkt. Die Kunde von Darlaugs Tod machte mit Sicherheit bereits die Runde. Und Gunlaug sollte nicht für seinen Halbbruder da sein, wenn er ihn möglicherweise am meisten brauchte. Ein Teil von ihm würde mit Sorge gefülltem Herzen in das fremde Land reisen. Der andere Teil von ihm jedoch freute sich; Gunlaug tat sein Bestes, diese Freude herunterzuspielen, um nicht den Unmut seines Bruders auf sich zu ziehen.

Die Ostrand-Pfalz sollte der Ausgangspunkt seiner Reise sein. Es war alles vorbereitet. Gunlaug bekam einen neuen Hirsch, ein prächtiges Tier, an dem er sogleich Gefallen gefunden hatte. Er wurde mit guten Waffen, Rüstzeug und reichlich Kleidung ausgestattet und wartete nur noch auf seine Begleiter, welche der Fürst von Eulenwacht versprochen hatte. Er spürte, wie auch Hartried und seiner Familie das Warten unangenehm war. Gunlaug und sein Bruder hatten sich oft genug ausgesprochen darüber, was er auf dieser Reise zu bewirken hatte. Und auch darüber, was bis zu seiner Rückkehr

alles geschehen könnte. Hedwinna hatte ihm bereits mehrmals alles Gute gewünscht und ihm versprochen, dass sie jeden Tag zu seinem göttlichen Vater beten würde. Der kleine Gartmund hingegen hatte sich unerlässlich nach seiner Reise erkundigt, jedoch versiegte auch das und nun wusste er nicht mehr, was er auf der Ostrand-Pfalz anstellen sollte.

Es fühlte sich fast schon wie eine Erlösung an, als Fürst Utharmar mit seinem Gefolge auftauchte. Gunlaug und die Königsfamilie begrüßten ihn am Eingang des Hofes.

»Welche Ehre, von König und Königin empfangen zu werden«, sagte Utharmar. »Und natürlich auch von Euch, Gartmund und Gunlaug. Ich sehe, Ihr seid bereit, aufzubrechen.«

»Das bin ich«, antwortete Gunlaug. »Danke, dass Ihr gekommen seid.«

»Ich habe es versprochen. Außerdem ist es ein wichtiges Unternehmen, da will ich natürlich meinen Beitrag leisten. Und wenn es nur darum geht, Euch ein paar Männer an die Seite zu geben.«

»Vielen Dank nochmals«, sagte Hedwinna. »Wer soll es denn sein?«

»Ich würde Euch diese drei mutigen Recken mitgeben.« Er deutete auf drei Männer hinter ihm. »Sie alle kennen sich mit den Saumyas aus, so gut sich ein Mensch mit diesem Volk auskennen kann, und haben schon öfters mit ihnen Handel getrieben. Außerdem wissen sie, wie Ihr am besten zu ihnen gelangen könnt. Sie kennen ihre Gepflogenheiten und zögern nicht, von der Klinge Gebrauch zu machen, sollte es erforderlich sein.«

Gunlaug schaute sich die drei genauer an. Zwei jüngere Männer, gerade erst dem Knabenstand entwachsen, und ein

etwas älterer Kerl. Er war es, der Gunlaug die Hand gab und sich vorstellte.

»Thormann ist mein Name. Es ist mir eine Ehre, Euch zu den Saumyas zu begleiten.«

Gunlaug klopfte ihm auf die Schulter. »Nur locker, ich bin kein hoher Herr. Wir werden noch viel Zeit miteinander verbringen und ich möchte nicht die ganze Zeit wie ein Fürst behandelt werden. Wir werden gemeinsam jagen und essen, nebeneinander einschlafen, ins Gras pissen und stundenlang reiten.«

»Ich dachte nur, da Ihr einer der Söhne des Cherus seid ...«

»Des Menschenfreunds? Der hat so ziemlich dieselben Sachen gemacht, von denen ich gerade sprach. Mache dir keine Gedanken.«

Thormann nickte und lächelte. Wohl war er froh darüber, dass ein Cheruskind sich nicht so verhielt, wie er es sich vorgestellt hatte.

Indessen trat Utharmar an Hartried heran und sprach leise, so dass Gunlaug es kaum hörte: »Ich habe von dem Vorfall gehört. Um ganz offen zu sprechen ...«

Nun blickte sich Utharmar verstohlen um und ging mit dem König auf Abstand. Gunlaug folgte.

»Eure Entscheidung, den Fürsten von Spatzensturz umzubringen, war nicht weise und auch nicht gerecht. Er war ein guter Mann, egal, wie er sich in dieser Angelegenheit verhalten hat.«

»Bislang habe ich auch immer gut von ihm gedacht«, antwortete Hartried. »Worauf wollt Ihr hinaus?«

»Dennoch werde ich an Eurer Seite stehen, darauf könnt Ihr Euch verlassen. Schon beim Thing wurde darüber diskutiert,

was das Überleben des Geschwisterpaares bedeutet. Wohin es unser Land führen könnte. Die Zeichen stehen auf Sturm. Ich aber werde mich klar zu Euch bekennen.«

»Ich wusste, dass ich auf Eure Treue zählen konnte. Wir stehen das gemeinsam durch. Doch hoffentlich werden die Orks vorerst unsere einzigen Feinde bleiben.«

»Das ist auch meine Meinung«, erwiderte Utharmar. »Seid Ihr bereit zum Aufbruch?«

»Das bin ich«, antwortete Gunlaug. »Habt vielen Dank und kommt gut durch den Winter.«

»Das gilt für Euch umso mehr.«

Freundschaftlich gaben sie sich die Hände. Dann begab sich Gunlaug zur Königsfamilie. Er beugte sich zum kleinen Gartmund herunter und fragte sich, wie sehr der Junge bei seiner Ankunft gewachsen sein würde.

»Gute Reise«, sagte Gartmund, und Gunlaug tätschelte ihm den Kopf.

Hedwinna wünschte es ihm ebenfalls und umarmte ihren Schwager, wie sie es schon zuvor an diesem Tag getan hatte. Diese Verabschiedung fühlte sich an, als wäre sie längst überfällig, als hätte Gunlaug schon vor einer Weile verschwinden sollen. Nicht, weil sie seine Anwesenheit nicht mehr ertragen konnten, sondern weil es schon beschlossene Sache war. In den Köpfen war er schon lange fort.

Letztlich noch sein Bruder, der König. Viel hatten sie in den vorigen Tagen gestritten, besonders über den Tod des Fürsten von Spatzensturz. Sicherlich war nicht alles so verlaufen, wie der König es sich gewünscht hatte. Gunlaug ermahnte sich, nicht schlecht von ihm zu denken.

»Blamiere dich nicht«, sagte Hartried. Die ernste Miene wich

einem amüsierten Lächeln, das er sich nur schwer verkneifen konnte. »Blamiere uns nicht.«

»Oh je«, erwiderte Gunlaug. »Nicht unser guter Name. Nein, ich werde mich zu benehmen wissen.«

Auch sie umarmten sich. Für eine kurze Zeit war es so, als wären die Ereignisse der letzten Tage wie vergessen. Dann begab sich Gunlaug zu seinem Hirsch und saß auf. Seine drei neuen Gefährten taten es ihm auf ihren Pferden gleich und sie ritten los.

Hier im Nordosten von Merow waren die Wälder licht, nicht so dicht und gedrängt wie im Rest des Landes. Bald würden sie auf den weiten Fluren reiten, die um den Nordzipfel des Drachenwirbels führten. Gunlaug drehte sich noch einmal zur Palisade der Ostrand-Pfalz um und versuchte einen letzten Blick zu erhaschen. Hartried und seine Familien standen noch da, Hedwinna eng an ihren Gatten geschlungen und der junge Gartmund an ihrem Rock fassend.

Doch jetzt hieß es, geradeaus blicken! Gunlaug musste sich eingestehen, froh gewesen zu sein, dem ganzen Trubel um die Krone und den Fürsten wenigstens für eine Weile fernzubleiben, wie sehr es ihn auch gleichzeitig schmerzte, seine Familie nicht unterstützen zu können. Dennoch wurde ihm das Herz leichter. Er stellte sich die Länder hinter dem Drachenwirbel vor und dieses eigentümliche Volk der Saumya. »Thormann«, begann Gunlaug. »Ich habe schon viel über die Saumyas gehört, aber zumeist von Menschen, die ihnen nie begegnet sind. Wie viel Unsinn erzählt man sich über sie?« Thormann lachte auf. »Sehr viel! Und glaub mir, sie sind gar nicht so schlimm, wie viele denken. Es sind vernünftige Wesen, man kann mit ihnen reden und sie sollen die Orks noch

mehr hassen als wir.«

»Das ist eine löbliche Eigenschaft, würde ich sagen. Woher kennst du dieses Volk?«

»Ich verdingte mich lange Zeit als Viehtreiber an der Grenze, wo die Wiesen weit und die Steppen der Saumyas nah sind. Da kommt man hier und da mal mit ihnen in Kontakt. Manchmal nur zum Handeln – sie handeln gerne –, manchmal treibt sie auch der Wind in unsere Richtung.«

»Wie, der Wind?«

»Richtig, der Wind. Sie ziehen oftmals mit dem Wind. Manche Saumyas fühlen sich von ihm stärker angezogen als andere und so kann es passieren, dass sie über die Grenzen ihres Landes hinweg reisen, wenn der Wind sie in unsere Richtung treibt. Die Saumyas kennen nicht nur einen Wind, sondern mehrere, denen sie Namen geben und die sie wie Götter verehren.«

Den Winden Namen zu geben, das ergab für Gunlaug Sinn. Er als ein Mitglied eines Seefahrervolkes wusste, wie wichtig die einzelnen Winde waren. Selbst wenn er den Großteil seines Lebens im Wald von Merow verbracht hatte. Aber auf die Idee, die einzelnen Winde anzubeten, darauf war er noch nie gekommen.

»Und wie beten sie die Winde an?«, fragte Gunlaug. »Bauen sie Tempel, errichten sie Altäre?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Thormann. »Aber eigentlich bauen sie keine Gebäude. Sie errichten nur Zelte.«

»Und das mit dem ...« Gunlaug fuhr sich mit dem Finger quer über den Hals.

Thormann verstand. »Wenn ein Schädel am Zaumzeug eines Pferdes baumeln sollte, dann lass dich davon nicht einschüchtern. Das muss nicht heißen, dass er dir feindselig

gesinnt ist. Das ist aber nicht alles, was sie mit den Köpfen machen.«

»Was denn noch?«

Thormann machte eine Geste, bei der er seinen Schädel mit den Händen verlängerte. »Turmschädel.«

»Was habe ich darunter zu verstehen?«

Thormann lachte wieder. »Du wirst es sehen.«

Das hoffte Gunlaug. Der Wind blies heftig in Richtung Nordosten, als triebe einer der Saumya-Windgötter ihn zu ihnen, und der Wald öffnete sich zur grünen Flur hin. Zu seiner Rechten dräuten schwarze Wolken über den Gipfeln des Drachenwirbels. Aber vor ihm war der Himmel klar, der Blick reichte weit und die Welt schien endlos.